Die bürgerliche Gesellschaft.

Von

Wilhelm Heinrich

W. H. Riehl.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1851.

Vorwort.

Das vorliegende Buch ist nicht in Einem Zuge geschrieben worden, sondern in sehr allmählichem Wachsthum entstanden. Der Leser wird die Mängel einer solchen Entstehungsart, vielleicht auch einige Vorzüge derselben, dem Werke vorweg auf die Stirn geschrieben finden. Aber lieber wollten wir, daß das Ganze etwas allzu wildwüchsig erscheine, als einer äußerlich systematischeren Haltung die individuelle Farbe der einzelnen Abschnitte zum Opfer bringen.

Drei Bruchstücke über den Bauer, den vierten Stand und den socialen Beruf der Aristokratie sind bereits in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" abgedruckt gewesen. Diese Fragmente erscheinen hier nun in das Ganze eingewebt, für welches sie von Anfang an bestimmt waren. Allein darum ist doch auch bei diesen einem größeren Lesepublikum bereits bekannten Capiteln keineswegs ein bloßer Wiederabdruck erfolgt. Auch sie sind so vielfach umgearbeitet, ergänzt, berichtigt und erweitert worden, daß sie zum großen Theile hier als wesentlich neu erscheinen. Die Capitel der

Einleitung und der Abschnitt vom Bürgerthum sind durchaus neu hinzugeschrieben. Daneben wurde bei der Ueberarbeitung des Ganzen manches vereinzelte Wort, welches der Verfasser früher gelegentlich in der Tagespresse niedergelegt, aus dem Versteck kleiner Zeitungsartikel hervorgezogen und hier an passender Stelle eingefügt.

Ueber die Folgerungen und Beweisführungen des Verfassers wird sich das Urtheil je nach den Parteistellungen sehr verschiedenartig gestalten. Aber in zwei Punkten wenigstens wünscht er auch bei den principiellen Gegnern Anerkennung zu finden: in der treuen und liebevollen Hingabe, mit welcher er in die Erkenntniß des deutschen Volkslebens einzudringen gestrebt, und in der Unabhängigkeit seiner Ueberzeugung, kraft deren er das von ihm für wahr Erkannte überall offen ausgesprochen hat, obgleich er recht gut weiß, daß seine Ansichten nirgends ganz in die bestimmten Formen der herrschenden Parteigruppen passen, und daß in diesem Buche einer jeden Partei gar vieles wider den Strich gehen wird.

Augsburg, am 18 August 1851.

W. H. R.

Inhalt.

Einleitung.

Erstes Buch.

Die Mächte des socialen Beharrens.

I. Die Bauern.

II. Die Aristokratie.

Zweites Buch.

Die Mächte der socialen Bewegung.

I. Das Bürgerthum.

II. Der vierte Stand.

Einleitung.

Erstes Capitel.

Zeichen der Zeit.

Als Kaiser Maximilian I. im Wendepunkte der alten und neuen Zeit einen Reichstag auf den andern berief, um viel wichtige Reformen der deutschen Reichsverfassung zu projectiren, einige auch durchzuführen, da mochte den meisten zweifellos erscheinen, es sey der Schwerpunkt der Kämpfe einer bereits ahnungsvoll bewegten Gegenwart auch für eine unabsehbare Zukunft in diesen Ring des neu sich aufraffenden Verfassungslebens festgebannt. Und doch bedurfte es nur eines kleinen Anstoßes nach kleiner Frist und der welterschütternde Geistersturm brach auf einer ganz andern Seite los: die entscheidende That Luthers durchzuckte die Welt, und mit diesem Einen Schlage war alle Voraussicht der Staatsweisheit betrogen; — die gefürchtete politische Umwälzung ward zu einer kirchlich-religiösen, verbunden mit einer bürgerlich-socialen. Neue, kaum geahnte Lebensmächte rückten in den Vordergrund, neue Menschen, neue Götter. Die neue Welt war über die Träumer gekommen wie der Dieb in der Nacht.

Auch wir stehen im Wendepunkte einer alten und neuen Zeit; wir sind gleich unsern Vorvätern am Ausgange des Mittelalters seit einer Reihe von Jahren gewohnt, die großen und kleinen Verfassungskämpfe als den Schwerpunkt unsers öffentlichen

Lebens anzusehen. An die Neubildung einer Gesammtverfassung Deutschlands knüpften sich seit 1848 die kühnsten Hoffnungen, wie später die bittersten Enttäuschungen, lauter Jubel und stilles Zähneknirschen, die volle Gunst, der volle Haß der Parteien. Wie war es möglich, daß auf so viel gluthheiße Leidenschaft so rasch die kalte Entsagung gefolgt ist? Das gemahnt an jenen Vorabend der Reformation. Die Wogen werden auch dießmal nicht auf dem Punkte durchbrechen, auf welchen aller Augen gerichtet waren. Seitab dem politischen Leben im engeren Sinne liegt jetzt das sociale Leben, wie vor vierthalbhundert Jahren seitab das kirchliche Leben gelegen hat. Die politischen Parteien beginnen zu resigniren, die socialen halten den glimmenden Brand unter der Asche lebendig. Die sociale Reformation wartet auf ihren Luther, über dessen Thesen man die kühnsten Entwürfe eines deutschen Verfassungswerkes, auch Großdeutschland und Kleindeutschland mitsammen, vergessen wird, wie man damals ewigen Landfrieden und Reichskammergericht, ja Kaiser und Reich selber über den Wittenberger Augustinermönch vergessen hat. In unsern politischen Kämpfen ist heute oder morgen ein Waffenstillstand möglich; in den socialen wird kein Waffenstillstand, geschweige denn ein Frieden eintreten können, bis längst über unserm und unserer Enkel Grabe Gras gewachsen ist.

Jedes Zeitalter findet ein paar große Wahrheiten, ein paar allgemeine Sätze, mit denen es sich seine eigene Welt erobert. Ein solcher Satz ist für unsere Epoche in der folgenschweren Unterscheidung gefunden, daß die „bürgerliche Gesellschaft“ durchaus nicht gleichbedeutend sey mit der „politischen Gesellschaft“, daß der Begriff der „Gesellschaft“ im engeren Sinne, so oft er in der Praxis hinüberleiten mag zu dem Begriffe des Staates, doch theoretisch von demselben zu trennen sey. Die Emancipirung der Gesellschaftsidee von dem Despotismus der Staatsidee ist das eigenste Besitzthum der Gegenwart, die Quelle von tausenderlei Kampf und Qual, aber auch die Bürgschaft unserer politischen Zukunft.

Alle Parteien von den Männern des mittelalterlich ständischen Staatsideales bis zu den rothen Communisten haben — bewußt oder unbewußt — mitgearbeitet an der Feststellung des Satzes, daß die bürgerliche Gesellschaft zu unterscheiden sey von der politischen. Nur allein die polizeistaatliche Büreaukratie nicht. Würde sie aufhören diese Unterscheidung zu ignoriren, so würde sie sich selbst in ihrem innersten Wesen vernichten. Darum die auffallende Erscheinung, daß unsere social-politischen Parteien, die in sonst nichts einig sind, einzig und allein sich Bruderschaft geschworen haben in ihrem Haß gegen die Büreaukratie.

Auf dem Grundgedanken, daß zu unterscheiden sey zwischen der bürgerlichen Gesellschaft und der politischen, erbaut sich die „sociale Politik". Der moderne Geist hat sie zu seinem Eigenthum gestempelt. Die beiden extremsten Anschauungen des öffentlichen Lebens, nämlich die social-demokratische und die ständisch-aristokratische, begegnen sich in dem Punkt, daß beide den Gedanken einer socialen Politik am entschiedensten ausgebildet haben. Die Extreme, nicht deren Vermittelungen und Abschwächungen, signalisiren aber die Zukunft.

Man schaue auf die Zeichen der Zeit.

Will man heutzutage eine Partei, weil trockene Beweisgründe wirkungslos abprallen, am Gewissen packen, so geht man ihr mit Kategorien der socialen Politik zu Leibe. Noch vor kurzem war dem nicht also. Zum Exempel: Die Freihändler schoben den Schutzzöllnern vor der Märzrevolution ins Gewissen, bald daß sie politische Demagogen, bald daß sie politische Reactionäre seyen. Will die freihändlerische Partei heute einen gleich hohen Trumpf gegen ihre Widersacher ausspielen, so rückt sie ihnen vor, entweder sie seyen Communisten oder umgekehrt Männer eines ständisch-privilegirenden Zunftwesens.

Die alten Gegensätze der Radicalen und Conservativen verblassen von Tag zu Tage mehr, die Gegensätze der Proletarier, Bürger, Junker &c. gewinnen dagegen immer frischere Farbe.

Die kleinen Dinge bilden das Maß für die großen. Ich

will solch ein kleines Ding erwähnen. In diesen Wochen erschienen die „Neuen Gespräche“ eines berühmten Staatsmannes, deren vornehmster Inhalt auf eine Ueberschau der politischen Parteien in den zuletzt durchgefochtenen Verfassungskämpfen Deutschlands zielt. Die Tagespresse jeglicher Farbe griff sofort einen und denselben Satz des Buches als den merkwürdigsten, als den Kernpunkt heraus, hier mit dem Eifer der Genugthuung, dort mit dem Eifer des Aergers, den Satz: daß die ständische Monarchie gegenwärtig nur noch zu den edlen Wünschen, nicht mehr zu den Möglichkeiten gehöre. Bei dem dämonischen Scharfblick, welchen dem Verfasser die Gegner, bei dem genialen, welchen ihm die Freunde zuschreiben, hatte man im voraus förmlich gelauert auf seinen Ausspruch in dieser Sache, und die Hast, mit der man überall gerade über den einen Satz herfiel, zeigt, daß derselbe den sensiblen Punkt trifft, in welchem alle Nervenfäden unseres Parteilebens zusammenlaufen. Nicht die Verfassungsfragen als solche berühren diesen sensiblen Punkt, sondern was hinter ihnen steckt — die sociale Frage.

Der Kampf der Parteien über die Stellung Oesterreichs und Preußens im deutschen Staatenverbande würde nicht mit so maßloser gegenseitiger Erbitterung geführt worden seyn, wie seit Jahresfrist geschehen, wenn den Streitern dabei nicht weit mehr die sociale als die politische Zukunft des Vaterlandes dunkler oder klarer vorgeschwebt hätte.

Die große Masse derer, welche die vielgliederige Gesellschaft aufgehen lassen wollen in dem modernen Staatsbürgerthume, hielt zu Preußen. Preußens größter König hatte dem heiligen römischen Reich deutscher Nation den letzten zertrümmernden Stoß gegeben, Preußen hatte den modernen Gedanken der Particularsouveränetät am entschiedensten ausgebildet, es hatte die Herrschaft des „Staates“, oft mit despotischem Nachdruck, über die Autonomie eines halbsouveränen Corporations- und Ständewesens gesetzt. Solch gründliches Aufräumen mit den verwit-

ternden Resten des alten Reiches war eine Forderung der Zeit gewesen, und Preußen erfüllte in ihr seinen nationalen Beruf. Die Durchführung der berechtigten Idee eines allgemeinen Staatsbürgerthums haben wir vorab Preußen zu danken. Aber die Einseitigkeit, in welcher thatkräftige preußische Fürsten das Recht des Staates über die gesellschaftlichen Mächte durchsetzten, zog zugleich den modernen nivellirenden Polizei- und Beamtenstaat groß. Der Despotismus der Staatsidee bei Unterschätzung der socialen Mächte ist die Achillesferse Preußens geworden. Die politischen Mächte: Fürstenthum, Diplomatie, Heer, Beamtenthum gewannen ihre eigenthümlichste Durchbildung in Preußen. Der moderne Constitutionalismus, dessen schwache Seite gleichfalls darin liegt, daß er der formellen Staatsverfassungsfrage eine übergroße Geltung zumißt und darüber leicht die politische Bedeutung der socialen Lebensmächte verkennt, hatte darum ganz Recht, wenn er seine Sache auf den preußischen Staat stellte.

Aber die geradeaus gegenüberstehende Partei, die streng ständisch-monarchische, hoffte merkwürdiger Weise gleichfalls auf Preußen. Und mit nicht minderem, ja wohl gar mit noch viel größerem Recht. Preußen kann bei der vorwiegend negativen socialen Mission, welche es seit länger als einem Jahrhundert erfüllt, nicht mehr stehen bleiben. Es ist auf dem Scheidepunkte angekommen, wo es entweder das Aufgehen der Gesellschaft in das Bürgerthum durch die vollste Anerkennung des modernen Constitutionalismus zur positiven That erheben, oder nicht minder positiv aus den noch vorhandenen Resten der früheren Gesellschaftsgruppen einen neuen ständischen Organismus schaffen muß. Die sogenannte neupreußische Partei suchte ihre Stütze in der persönlichen historischen Politik des Königs, wie die constitutionelle in der historischen Ueberlieferung des letzten Jahrhunderts preußischer Geschichte. Beide Partien konnten die Sympathien eines Theiles der Bevölkerung für sich aufweisen, und jede behauptete des entscheidenden Theiles. So geschah es,

daß die feindseligsten Richtungen gleicherweise an Preußens Beruf, an die Geschichte und an das Volk appellirten und doch zum ganz entgegengesetzten Ergebniß kamen. Beide schrieben sogar seltsam genug den Namen eines und desselben Mannes, Friedrichs des Großen, als des rechten Vorfechters und historisch verklärten Urbildes ihres Parteistrebens gleichzeitig auf ihr Banner! — Die beiderseitigen socialen Voraussetzungen und Zielpunkte waren eben völlig ungleichartige Größen, die sich gar nicht mit einander messen ließen.

Je energischer die ständische Verfassungsidee sich wieder der constitutionellen gegenüberstellt, um so lauter wird auch bei der letzteren der sociale Grundton wieder vorklingen, und es kann im unglücklichen Falle dahin kommen, daß dieser ursprünglich um politische Formen und streng staatsrechtliche Erörterungen sich drehende Streit sich ganz auf das sociale Feld hinüberspielt, und in den unverhüllten Kampf zwischen Aristokratie und Bürgerthum ausläuft.

Man hat von bestverleumdeten Männern gesprochen. So kann man sagen, das ständische System in irgendwelcher Neubildung oder Modification sey gegenwärtig das bestgehaßte.

Bei den traurigen kurhessischen Händeln unterschätze ich wahrlich nicht das schwere Gewicht der Rechtsfrage, die auch bei dem conservativsten Manne jede Transaction der politischen Sympathien abzuschneiden im Stande ist. Und dennoch bin ich überzeugt, der Bruch zwischen dem Volk und der Regierung würde nicht so unheilbar geworden seyn, wenn nicht zu dem Widerstreit des Rechtsbewußtseyns der Widerstreit der socialen Ueberzeugung gekommen wäre. Man erkannte von Anfang an Hassenpflug als den Mann der Restauration des alten Ständewesens. In Kurhessen aber mögen von letzterem noch gar bittere Reminiscenzen im Umlauf seyn. Tief ins neunzehnte Jahrhundert herein ragte z. B. dort noch eine Verordnung, welche es den Söhnen von Eltern der untern Rang-Classen verbot, sich auf der Landesuniversität den höhern wissenschaftlichen

Studien für den Staatsdienst zu widmen! Das gemahnte freilich eher an das System der russischen Tschins als an germanisches Ständewesen. Wenn irgendwelche Thatsachen der neuesten Zeit den Beweis lieferten, daß der Verfasser der „Neuen Gespräche über Staat und Kirche" Recht habe, indem er die Wiederherstellung der alten ständischen Monarchie eine Unmöglichkeit nennt, dann waren dieß die Vorgänge in Kurhessen.

Und dennoch nannte ich das ständische System das bestgehaßte? Warum nicht das mit Fug gehaßte? Weil ich unterscheide zwischen einer für immer unmöglich gewordenen verkehrten Anwendung und Ausbeutung und zwischen der innern Wahrheit der Grundgedanken des Ständewesens. Wer die richtige, dem heutigen Zustand des deutschen Volkes entsprechende Anwendung dieser Grundgedanken fände, wer die wirkliche Versöhnung der beiden gleichberechtigten Factoren des modernen öffentlichen Lebens, des constitutionell-staatsbürgerlichen und des ständisch-gesellschafts-bürgerlichen Princips zu vollziehen wüßte, der hätte das Ei des Columbus auf die Spitze gestellt und unsere Politik der Zukunft aufgeschlossen.

Oesterreich hat keine so scharf gezeichnete Vergangenheit einer socialen Politik hinter sich liegen wie Preußen. Es ist darum auch nicht gleich diesem hier auf den äußersten Punkt der Entscheidung gedrängt. Weder in dem persönlichen Bekenntniß der Regierenden noch in der Stimmung der Bevölkerung fanden die beiden social-politischen Hauptparteien so bestimmte Anlehnungspunkte wie bei Preußen. Nichtsdestoweniger spielte bei der Abneigung der streng constitutionellen Partei Norddeutschlands gegen den Gesammteintritt Oesterreichs in den deutschen Bund das social-politische Bedenken wenigstens negativ seine Rolle. Denn das Eine wußte man doch bestimmt, daß Oesterreich durch Natur, Bildung und Geschichte seiner Völker gezwungen ist, eine so straffe sociale Centralisirung des allgemeinen Staatsbürgerthumes nicht eintreten zu lassen, wie

dieselbe in Preußen durch das lange ausgleichende Wirken des büreaukratischen Regiments allerdings zur Möglichkeit geworden ist. Andererseits begrüßten die Freunde einer aus dem Materiellen sich herausarbeitenden socialen Reform um so lauter die Fortschritte in der Ordnung der Gemeindeangelegenheiten in Oesterreich, in der Umformung der Justiz, in der Grundentlastung, und vor allen Dingen die Bestrebungen des österreichischen Handelsministeriums durch eine großartige, dem Handel und der Industrie zugewandte Gunst den Bürgerstand zu Freiheit und Selbständigkeit zu heben. Sie hielten sich durch diese Thatsachen zu der Hoffnung berechtigt, daß Oesterreichs Staatsmänner begriffen hätten, wo ihres Landes Zukunft liege, daß sie es für Oesterreichs Beruf erkannt, da anzufangen wo Preußen aufgehört, nämlich die Gesellschaft wieder in ihr Recht einzusetzen, nicht mehr über, sondern neben dem Staat und eine neue sociale Politik aus der möglichst eigenthümlichen Durchbildung des Bauernthumes, des Bürgerthumes, der Grundaristokratie heraus zu schaffen, ohne dabei in das für Preußen weit näher gerückte Extrem einer altständischen Restauration zu verfallen.

So wirkte das sociale Motiv bestimmend auf alle politischen Parteien, und kreuzte und zerbröckelte dieselben dabei zur wunderlichsten Verwirrung. Die social-demokratische Partei aber, welche weder auf Preußen noch auf Oesterreich hoffte, stand zur Seite und rieb sich bei ihrer Neutralität schadenfroh die Hände. Es hätte den gemäßigten Männern dieser Richtung nichts im Wege gestanden, sich mit den Liberal-Constitutionellen zu verbinden, wenn die Verschiedenheit der socialen Weltanschauung nicht zur unübersteiglichen Kluft für beide geworden wäre.

Weit leichter läßt es sich annehmen, daß einer die politische Partei aus reiner, freier Ueberzeugung wechsle, als daß er sein sociales Glaubensbekenntniß umtausche. Denn das letztere ist nicht bloß ein Product des verständigen Urtheils, es

ist uns zur Hälfte angeboren, mit Abkunft, Erziehung, Weltstellung untrennbar verwachsen. Man sollte darum gerade hier nicht so rasch seyn, dem Gegner niedrige Beweggründe unterzuschieben, denn bei der Beurtheilung socialer Zustände ist ein jeder zugleich Richter in eigener Sache.

Die politischen Maßregeln unserer jüngsten revolutionären Krisis sind nach Ablauf weniger Jahre zu Hunderten wieder in Nichts zerronnen. Es hat sich als viel leichter erwiesen, zwei, drei neue Verfassungen in einem Athem hinter einander einzuführen, als eine einzige Maßregel socialer Natur, wie beispielsweise die auf eine höhere gewerkliche Selbständigkeit des Handwerkerstandes, auf Entlastung des Grundeigenthumes rc. zielenden Reformen, wieder rückgängig zu machen.

Darum ist uns nicht leicht eine ärgere politische Ketzerei vorgekommen, als wenn wir Männer, die für staatsklug gelten wollten, in den Kammern und der Presse solche Maßregeln, die den nächsten — wenn auch scheinbar noch so geringfügigen — Interessen der bürgerlichen Gesellschaft galten, für kleinlich ausschreien hörten, gegenüber den lärmenden Debatten der formellen Politik. Auch die kleinste Maßregel zur Hebung der Selbständigkeit der bürgerlichen Gesellschaft neben der Staatsgesellschaft ist groß, und wer die wenn auch noch so bescheidene Pflege der gesellschaftlichen Interessen gering ansieht, der begehet eine Todsünde wider den Geist der Zeit.

Zweites Capitel.

Sondergeist und Einigungstrieb im deutschen Volksleben.

Im Wein ist Wahrheit. Auch eines Volkes geheimste Gedanken belauscht man wohl in den kurzen Augenblicken seligen Trunkenseyns, nicht in den langen nüchternen Tagen des ruhigen Gewohnheitslebens.

So ein glücklicher Moment des Rausches war das Jahr 1848. Kommende Geschlechter beneiden gewiß den Culturforscher, dem es damals vergönnt war, mit Mappe und Bleistift zuzuschauen und Skizzen zu Duzenden für künftige Ausarbeitung aufs Papier zu werfen. Denn ein Rausch des Volkes mag wohl rasch wiederkehren, aber schwerlich ein so gutartiger, der von allen guten und schlechten Geheimnissen des Volkslebens so arglos den Schleier heben wird. Es sind bereits so viele Sittenzeichner aufgetreten, welche aus den Scenen des Jahres 1848 einen Höllenbreughel zusammengesetzt haben, warum nicht lieber einen Ostade, ein Bildchen, wo der Wein so recht als ein Verklärer,. das ist ein Klarmacher, auf jedem Lächeln, jedem Blinzeln, jedem Stirnrunzeln der Zechgenossen leuchtet, und auch der unglückselige Mann nicht fehlt, der seitab sich in den Winkel stiehlt, weil es ihm übel wird?

In jenem dem Beobachter so günstigen Jahre des großen Volksrausches konnte man eine zwiefache Erscheinung wahrnehmen. Zuerst, daß sich alle Welt, Rang und Stand vergessend, brüderlich in die Arme fiel — und wer nicht aus dem Seelenjubel der Begeisterung mitmachte, der that es wenigstens beim Zähneklappern der Furcht. Zum andern aber, daß gleichzeitig der Sondergeist, der Drang nach corporativer Selbständigkeit der einzelnen Berufe und Gesellschaftsgruppen nicht minder gewaltig hervorsprang.

Da sahen wir, wie schon in den ersten Märztagen das Handwerk sich zusammenschaarte, um sich zu erretten von dem Fluch der schrankenlosen Gewerbefreiheit, der Patentmeisterschaft rc., um die Ordnung der gewerblichen Angelegenheiten der Büreaukratie ab und in die eigene Hand zu nehmen. Es wurden hier und dort förmliche Zunftordnungen extemporirt, nicht von den Regierungen, sondern von den Handwerkern selber. Meister- und Gesellenvereine wucherten auf. Altersmatt gewordene Gewerbevereine gewannen neues Leben. Bei einzelnen Gewerbszweigen wurde die Selbstherrlichkeit der Körperschaft bis zu einem Grade ausgedehnt, daß der Staat nicht mehr ruhig zusehen konnte. Ich erinnere nur an die Buchdruckergehülfen, welche mit ihrer straffen corporativen Organisation im Sommer 1848 der norddeutschen Polizei nicht wenig Kummer bereitet haben. Man nannte aber, beiläufig bemerkt, diese Fanatiker des Corporationswesens radical, nicht reactionär.

Das Arbeiterproletariat schaarte sich zu umfassenden Vereinen mit klar ausgesprochener socialer Tendenz, um seine Rechte als „Stand" kämpfend. Eigene Arbeiterzeitungen wurden gegründet.

Die Schullehrer wie die Geistlichen gruppirten sich zu besonderen Vereinen, hielten Versammlungen ab, stifteten Schulzeitungen, Kirchenzeitungen. Jeder wollte das Interesse seines Standes und Berufes wahren und festigen. Die Kirche machte von dem Vereinsrecht den großartigsten Gebrauch. Der Katho-

licismus gewann durch das musterhaft organisirte Vereinswesen eine sociale Macht, wie er sie, wenigstens in den Ländern gemischten Glaubens, vielleicht seit der Reformation nicht mehr besessen hatte. Es wurden auch kirchliche Vereinszeitungen geschaffen neben den eigentlichen Kirchenzeitungen. Ueberall Sonderung, überall eine ganz von selbst entstehende Gruppirung, Gliederung der Gesellschaft. Ja die Lust an corporativer Selbstverwaltung aller möglichen Angelegenheiten überstürzte sich bis zum Unsinn, und mancher sonst arbeitsame Bürgersmann ist dazumal vor lauter Corporation, ständischem selfgovernment und Vereinswesen ein Lump geworden.

Die freie Gemeindeverfassung, was ist sie in ihren wichtigsten Paragraphen anders als das Recht der corporativen Sonderung vom socialen Gebiet aufs politische übertragen? Das Recht, die eigenen Angelegenheiten des Gemeindehaushaltes selber zu ordnen, das Recht der Gemeinde demjenigen die Niederlassung zu wehren, den sie für ein verderbliches Subject hielt, wie es im Mittelalter die Städte besaßen, beanspruchte jetzt jedes Dorf. Ich habe nicht gehört, daß irgendwo in der Weise Mißbrauch von der freien Gemeindeverfassung gemacht worden wäre, daß eine Gemeinde ihre Thore dem Zuzug jedes Straßenläufers geöffnet hätte, wohl aber gar häufig umgekehrt, daß die freie Gemeinde in engherzigem Sondergeist auch dem tüchtigsten Einwanderer die Niederlassung versagte.

Die Bürger der Städte, der eigentliche Mittelstand, thaten sich zusammen in Bürgervereinen, constitutionellen Vereinen, Vereinen für Gesetz und Ordnung und dgl. Es war in der Regel nicht geradezu ausgesprochen, daß diese Vereine das corporative Interesse des Bürgerstandes als solchen vertreten sollten. In der That und Wahrheit thaten sie dieß aber doch, und wesentlich nur dieß. Absichtslos bekundete sich hier der Sondergeist des Bürgerthums nur um so auffallender.

Die Aristokratie wurde schon durch die Bedrängniß der Zeit zu strafferem Zusammenhalten getrieben.

Die Bauern allein versuchten keine neuen Corporationen zu gründen, weil sie glücklicherweise noch in dem beneidenswerthen Zustande leben, daß sie von allen Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft am vortrefflichsten corporativ organisirt sind, ohne es selber recht zu wissen.

In all diesen Erscheinungen lag eine Wahrheit, jene naive Wahrheit, welche aus dem Rausche spricht. Es war den Leuten nicht von oben her commandirt worden, sich nach Standes- und Berufsinteressen in Vereinen zusammenzuthun, sie waren ganz von selber auf den Einfall gekommen, der Instinct des fessellosen Volkes hatte die Wahrheit entdeckt und ausgebeutet, daß nur aus der gesonderten Pflege des Individuellen die allgemeine Größe hervorsteige.

Es würde zu einem staunenswerthen Resultat führen, wenn man das alles zusammenstellen könnte, was namentlich der deutsche Gewerbestand seit 1848 zur corporativen Gesammtverbindlichkeit des bedrängten Handwerkes gethan hat. Es war der in der Nation webende Sondergeist, welcher gerade da, wo das Volk sich in seiner Natürlichkeit zeigte, am meisten sich gehen ließ und nach eigenem Gutdünken wirthschaftete, am entschiedensten hervorbrach. Diese wichtige Thatsache wird man nicht antasten können.

Aber freilich war auch gleichzeitig dem Einigungstrieb keine Schranke gestellt. Man gab sich unbefangen den Sonderinteressen von Stand und Beruf hin, weil man die Sonderungen des Ranges ein für allemal aufgehoben wähnte Man fühlte sich einig als Nation, und nahm es darum für unverfänglich sich in den socialen Sonderinteressen ganz gründlich zu vereinzeln. Man fühlte sich gleich und einig in der Bildung, denn keiner glaubte an politischer Reife dem andern nachzustehen und jeder Eckensteher war ein Staatsmann; darum wahrte man um so eifriger den Vortheil der einzelnen abgeschlossenen Stufen der bürgerlichen Existenz sammt der damit verknüpften Mannichfaltigkeit der speciellen Bildung. Hätte man freilich den Leuten laut gesagt,

daß sie durch ihr Vereinswesen ꝛc. lediglich den unvertilgbaren Trieb zur ständischen Gliederung bekundeten, so würden sie einem die Fenster eingeworfen haben. Daß sie unbewußt dem Sondergeiste im Volksleben ihre Huldigung darbrachten, macht darum diese Huldigung selbst nicht bedeutungsloser.

Die strenge Scheidung der alten Gesellschaftsgruppen ist durch den Einfluß einer immer mehr sich verallgemeinernden Geistesbildung, durch die Macht des modernen Industriewesens, durch die staatsrechtliche Anerkennung eines gleichberechtigten und gleichverpflichteten allgemeinen Staatsbürgerthums so gründlich aufgehoben worden, daß man für die Bedeutung des socialen Einigungstriebes in unserer Zeit nicht erst den Beweis anzutreten braucht. In einer Epoche, wo der Adel die sociale Hegemonie in Händen hatte, zweifelte niemand an der ständischen Gliederung der Gesellschaft; so zweifelt jetzt, wo dem Bürgerstand die entscheidendste Stellung im socialen Leben zugefallen ist, niemand an dem Gemeinbewußtseyn, an der höheren Einheit aller Gesellschaftsgruppen. Aber gerade darum ist es jetzt um so nothwendiger, darauf aufmerksam zu machen, daß auch der sociale Sondergeist durchaus nicht erloschen, daß er nur in die zweite Linie getreten ist, daß er statt der alten Bildungen neue geschaffen hat, und wahrlich als ein vollwichtiger Factor in der socialen Politik die höchste Beachtung verdient.

Wir zeigten vorhin in dem Spiegel einer Volksbewegung, wie mächtig der unbewußte Sondergeist im Volke noch walte. Als Seitenstück tritt uns die gleiche Erscheinung auch im Spiegel der modernen Literatur gegenüber. An unserm Grundsatze festhaltend, daß im Kleinen der Maßstab für Großes gegeben sey, greifen wir einen literarisch noch minder bedeutenden, aber um der Ueppigkeit des in ihm wuchernden Triebes für den Culturforscher um so bedeutungsvolleren Zweig unsers Schriftthumes heraus: den sogenannten „socialen Roman.“ In dem Maße als uns das durch lange Zeit fast ganz abgestorbene Bewußtseyn des Lebens in der bürgerlichen Gesellschaft wieder lebendig wurde,

keimte auch die reiche Saat der socialen Romane auf*). Das 18te Jahrhundert konnte keine Literatur des socialen Romans haben, denn der Begriff der Gesellschaft fehlte ihm. Wenn aber ein künftiger Historiker die socialen Entwicklungen unserer Tage zu schildern unternimmt, dann wird er ein eigenes Capitel ausarbeiten über dieses Phänomen der socialen Romane; er wird da reden von Sealsfield, von Dickens, selbst schon von Walter Scott, von Eugen Sue und von all den künftigen großen deutschen Romanschreibern, die jetzt noch als Quintaner in den Gymnasien sitzen. Die Zeit ist da, wo Staatsmänner zu ihrer Instruction auch Romane lesen müssen.

Ist dieß nicht eine hochwichtige Thatsache, daß unsere Poeten den Einzelnen gar nicht mehr anders zu malen vermögen als in den Localtönen eines bestimmten Gesellschaftskreises? daß der allgemeine Liebhaber, Held, Intrigant rc., wie man ihn ehedem zeichnete, stereotypen Figuren ganz anderer Art Platz gemacht, gesellschaftlich individualisirten Figuren, als da sind: Bauern in allerlei Natürlichkeit und Unnatur, Edelleute und Emporkömmlinge, Bürger, Bourgeois und Philister, Handwerker, Arbeiter und Proletarier? Diese festen Charakterrollen, die dem modernen Roman ausschließlich zu eigen gehören, bezeichnen einen Triumph der historischen socialen Weltanschauung über die philosophisch nivellirende. Wenn sich der großentheils politisch freigesinnte Kreis der Romandichter den modernen Menschen gar nicht mehr anders poetisch individualisiren kann als in dem Colorit eines besonderen Standes, dann müssen diese Gruppen der Stände doch wohl mehr seyn als das bloße Trugbild reactionärer Politiker. Gar viele sociale Romane sind im conservativen Interesse geschrieben, ohne daß sich's der Autor hat träumen lassen. Es war eine wahrhaft verhängnißvolle Verkehrtheit des vor-

*) Der Verf. entnimmt einen Theil der nachfolgenden Sätze über den socialen Roman einem von ihm in der „Allgemeinen Zeitung.“ veröffentlichten größeren Aufsatz über das gleiche Thema.

märzlichen Standpunktes, daß nicht die Staatsmänner ein Auge hatten auf den socialen Roman, sondern — die Polizeibeamten. Diese Gattung von Poesie bildete das erste Capitel in der polizeilichen Literaturkunde, und noch heute denken von zehn Leuten gewiß neune bei einem „socialen" Roman stracks an einen „socialistischen."

Man halte die dichterischen Schilderungen des Bauernlebens, welche Jung Stilling und Hebel mit so liebenswürdigem Griffel entworfen, gegen die Art wie Immermann, Auerbach, Jeremias Gotthelf dasselbe Thema behandeln. Jene älteren Dorfnovellisten malten uns den Bauersmann als ein einzelnes Charakterbild in seiner privaten Gemüthlichkeit, als Staffage eines kleinen Genrestückes; diese neueren dagegen fassen ihn vorweg als Glied der Gesellschaft, sie setzen ein Bauernthum voraus, der sociale Grundton klingt durch, auch wo keine Tendenz sich breit macht.

So geht es durch alle Zweige der Romandichtung. Auch das ästhetisch flachste und gleichgültigste Werk gewinnt aus diesem Gesichtspunkte oft Bedeutung für den Culturhistoriker. So z. B. die aristokratischen Frauenromane. Eine spätere Zeit wird in denselben viel lehrreiches Material zur Erkenntniß der Schwächen unserer Aristokratie finden, wenn es der Literarhistoriker längst nicht mehr der Mühe werth hält einen Blick in dieselben zu werfen. Die Gräfin Hahn hat ihre Bücher Romane „aus der Gesellschaft" genannt. Sie denkt sich freilich unter der Gesellschaft etwas ganz anderes als wir, aber wir können sie immerhin auch in unserm Sinne beim Wort fassen: es sind in der That sociale Romane, sehr verunglückte freilich. Indem in den meisten dieser aristokratischen Frauenromane der Cultus gerade des Außenwerkes der Aristokratie, in seiner Poesielosigkeit, auf die Spitze getrieben ist, werden sie förmlich zu destructiven Schriften, die eine richtige Erkenntniß und Würdigung des Wesens der Aristokratie weit mehr beeinträchtigen als gar manche polizeilich verbotene, von bärtigen Literaten geschriebene Bücher.

Zwei fremde Romanschriftsteller haben in neuerer Zeit in

Deutschland einen wahrhaft beispiellosen Erfolg gehabt: Walter Scott in den zwanziger, Eugen Sue in den vierziger Jahren. Sie repräsentiren die beiden äußersten Pole des socialen Romans. Wenn man jetzt, nachdem wir die großen Lehrjahre unserer kleinen Revolution durchgemacht, Scott's Romane wieder zur Hand nimmt, dann staunt man darüber, wie man dieselben heute mit so ganz anderem Auge als früher liest. Welche durchaus verschiedene Bedeutung haben diese Schilderungen der altenglischen Aristokratie und des Bürgerthums wie der patriarchalischen Zustände Hochschottlands jetzt für uns gewonnen, wo wir mitten in die socialen Bewegungen gerathen sind! Jetzt merkt man erst daß nicht das historische Beiwerk, sondern der sociale Kern den eigentlichen Grundcharakter dieser Romane bildet. Jetzt fühlt man erst, wie lächerlich es war, daß man vordem bald diesen bald jenen deutschen Romandichter den deutschen Walter Scott genannt hat, wo wir doch erst das Bewußtseyn eines so fest historisch gegliederten Gesellschaftslebens wie das englische wiedergewinnen müßten, um deutsche sociale Romane von wirklicher Verwandtschaft mit diesen englischen schaffen zu können. Der sociale Inhalt wurde bei den Romanen Sue's von der großen Masse viel rascher herausgefunden als bei Walter Scott, weil er sich dort als Verneinung der bestehenden Gesellschaft darstellt. Man glaubte jetzt erst den socialen Roman gewonnen zu haben, den man doch längst besaß. Den Deutschen fängt mehrentheils die Politik immer erst da an, wo die Opposition anfängt, darum ist eine erhaltende und aufbauende Politik für so viele geradezu das classische „hölzerne Eisen" der logischen Compendien. In einer Zeit die von großen sittlichen und socialen Gährungen kaum minder trüb aufbrauste als die unsrige, hat Rubens den wilden Jubel der Sinnenlust, den entfesselten Dämon des irdischen Menschen, den Rausch der geilen Lüsternheit in unverhüllter Nacktheit ungleich kecker gemalt als es je einem französischen Neuromantiker gelungen ist; aber wir dürfen nicht vergessen, daß er neben diese nahezu unsittlichen Bilder — das jüngste Gericht

gestellt, und daß ihm die hier zum Abgrund niederstürzenden Teufel, wie sie sich vergeblich zähnefletschend gegen die Lanzen der Erzengel aufbäumen, gerade am trefflichsten gelungen sind. Auch der sociale Roman der Franzosen malt die Sünde möglichst nackt, aber das Gericht, welches der Dichter daneben stellt, ist kein jüngstes Gericht, und die poetische und sittliche Gerechtigkeit wird darin schneidender verletzt als in dem koketten Abbild der Unzucht und Niedertracht selber. Rubens, der im Style seiner Zeit sociale Romane malte, war auch ein Staatsmann. Sollen wir Victor Hugo, Sue, G. Sand rc., die ja auch Staatsmänner neueren Styles sind, mit dem alten Maler als Staatsmann vergleichen? Nirgends haben die Franzosen Monströseres zu Tage gefördert als in den praktischen Lösungsversuchen der socialen Frage, und kein Literaturzweig ist bei ihnen entsprechend zu ärgerer ästhetischer Monstrosität ausgewachsen als der sociale Roman.

Man zeige mir einen wirklichen Dichter, der einen modernen Roman geschrieben hat, ohne dessen Charaktere als in den Unterschieden der verschiedenen Stände gewurzelt zu entwickeln, und ich will daran glauben, daß ein Unterschied der Stände auch nicht mehr in der Natur und in dem Bewußtseyn des Volkes wurzele. Ein Mensch, der keiner besonderen Gesellschaftsgruppe angehört, sondern nur dem allgemeinen Staatsbürgerthum, ist für den Romandichter eben so sehr ein Unding als ein allgemeiner Baum, der nicht Eiche, nicht Buche, nicht Tanne für den Maler. Und nicht bloß im Wein ist Wahrheit — auch in der Poesie.

Für das Studium der Volkssitten ist in den letzten Jahrzehnten in Deutschland erstaunlich viel gethan worden. Meint man das überreiche, ungeordnete Material, was hier zusammengetragen ist, habe bloß den Werth einer Curiositätensammlung, oder bloß antiquarischen Werth, sofern es den letzten Wiederschein einer versinkenden Welt festhält? Für uns hat die Fülle dieser Studien zu allererst eine großartige sociale Bedeutung.

Denn die noch fortlebende Sitte des Volkes, deren stärkste Triebkraft gerade in den unteren Volksschichten sitzt, ist uns Brief und Siegel für das noch keineswegs erstarrte Schaffen und Weben des Sondergeistes im Volke. Diese derbe Scheidung der Volkssitten wird sofort erlöschen, so wie eine organische Gliederung der Gesellschaft aus der Natur des Volkslebens verschwunden ist. Alsdann wird es Zeit seyn an die Durchführung des Socialismus zu denken. Nur die nivellirte äußere Kruste der Gesellschaft, die den modernen abstracten Bildungsmenschen in sich faßt, hat jetzt schon keine eigenthümliche Sitte mehr.

Die vielfach bis zur äußersten Gränze getriebene Individualisirung des Volkslebens ist der tiefste Jammer und zugleich die höchste Glorie Deutschlands. Unser Bestes und unser Schlechtestes wurzelt in derselben, nicht seit heute oder gestern, sondern seit es eine deutsche Geschichte gibt. Hier die Orginalität und Frische unsers geistigen Schaffens, der Ameisenfleiß unsers industriellen Lebens, jene zähe, elastische, verjüngende Kraft, welche unsere Nationalität nie ganz zerknickt werden ließ, welche wirkte, daß der deutsche Geist, wenn er in einem Punkte gebrochen schien, in zehn andern gleichzeitig um so gewaltiger in die Höhe strebte. Auf der anderen Seite Zwietracht, Zersplitterung, der Jammer des ebenfalls niemals auf allen Punkten zugleich niederzubeugenden Particularismus. Wie den deutschen Volksstämmen der Stempel der gesonderten Volkspersönlichkeiten schärfer eingeprägt ist, als den Gliedern irgendeiner anderen Nation Europa's, so geht auch die Sonderung der Gesellschaftsschichten bei uns noch am tiefsten. Aber zugleich ist auch bei uns jenes mächtigste Element zur Ausgleichung der gesellschaftlichen Unterschiede am weitesten und allgemeinsten verbreitet: die geistige Bildung. Eine Nation von Duzenden von Stämmen, Stätchen und Gesellschaftsgruppen, und zugleich eine Nation von Gelehrten! Dieser Gegensatz bildet das Tragische im deutschen Nationalcharakter. Der auf die Spitze gestellte Widerstreit eines natürlichen, angestammten Sondergeistes mit einem uns nicht minder angeborenen

Einigungstrieb hat unser sociales Leben zu dem interessantesten und lehrreichsten, zugleich aber auch zum kummervollsten gemacht. Es ist deutsche Art, die eigenen Schmerzen darüber zu vergessen, daß man an ihnen physiologische Studien über die Natur des Schmerzes macht. Die socialen Kämpfe werden bei uns am tiefsten ausgekämpft werden. Mag Frankreich den Ausgangspunkt kommender socialer Revolutionen bilden, Deutschland wird doch der Centralherd derselben werden, das Schlachtfeld, wo die Entscheidung geschlagen wird. Wir wollen jeden redlichen Streiter in diesem Kampfe ehren, nur soll man uns nicht wegläugnen, daß das letzte Recht für beide Parteien in der eigensten Art des deutschen Volkes wurzele: der sociale Sondergeist nicht minder als der sociale Einigungstrieb. Die überwiegende Richtung der Zeit wird bald den einen, bald den andern in den Vordergrund schieben, ausrotten wird sie weder den einen noch den andern. Der unbefangene Staatsmann aber wird beiden Rechenschaft zu tragen wissen. Die Vorrechte einzelner Stände sollen Corporationsrechte aller Stände werden. Ich sage Corporationsrechte; denn nur aus dem Individuellen keimt ein gesundes Leben. Diese vom modernen Staats- und Rechtsbewußtseyn wie von der Humanität gleicherweise geforderte Gleichheit herzustellen, nimmt der nivellirende Liberalismus die corporativen Rechte allen weg. Wir möchten sie allen geben, jedem nach seiner Art, weil wir nicht bloß den Drang nach socialer Ausgleichung, sondern auch den Sondergeist im Volke erkennen und ehren.

Das entartete, übercivilisirte römische Alterthum am Vorabend seines Zerfalles konnte sich eines gründlichen Respectes vor den deutschen Barbaren nicht erwehren, als es wahrnahm, auf welche tief sittliche Grundlage das Familienleben bei diesem Volke gebaut war. Mit der Heilighaltung der im engen Kreise fest beschlossenen Familie haben wir unsere erste sittliche Ehre auf dem Schauplatze der Weltgeschichte eingelegt. Die Familie ist aber die oberste Voraussetzung der Gesellschaftsgruppe. In

dem Idealbilde des mittelalterlichen deutschen Adels krystallisirte sich das Familienbewußtseyn zum Standesbewußtseyn. Die engere Gruppe der bürgerlichen Gesellschaft im Gegensatz zu dem fessellos ins weite schweifenden vereinsamten Individuum trägt bei uns die historische Weihe. Sie warb uns unsere erste Ehre, sie sollte uns billig auch unsere letzte werben.

Das corporative Leben ist uralt beim deutschen Volke, aber eine Kaste hat es bei uns nie gegeben, wie bei den Orientalen, nicht einmal eine Priesterkaste. Auch eine politisch bevorzugte, herrschende Aristokratie gehört wenigstens nicht der Urzeit unserer Volksgeschichte an. Sondergeist und Einigungstrieb ergänzte sich in jenen grauen Tagen, wo die Sittlichkeit deutschen Familienlebens den Römern Respect einflößte. Wie heute die allgemeine Bildung einigend wirkt, so war es damals das Gemeingut der Poesie. Merkwürdigerweise brachte just das Zeitalter des Zopfes, wo das sociale Bewußtseyn überhaupt am ärgsten getrübt, am tiefsten erschlafft war, die Fabel von einer altdeutschen „Bardenzunft" auf, welche die Volksdichtung standesmäßig in Pacht gehabt hätte. Höhere Bildung ist gewiß nicht jedermanns Sache; ihre Pflege füllt darum einen Beruf, nicht aber einen gesellschaftlichen Stand. Es mag uns als ein Wahrzeichen gelten, daß die Gelehrten gerade damals einen eigenen Stand, eine besondere Kaste usurpirten, als der gesunde corporative Geist am tiefsten in Deutschland gesunken war. Und am Ausgange des Mittelalters, wo sich das Ständewesen durchaus veräußerlicht hatte, thaten sich vollends sogar die Poeten zu einer wirklichen Zunft zusammen.

Ein anderes Wahrzeichen tröstlicherer Art möge dem gegenüberstehen. Es ist die der Gegenwart eigenthümliche Freude der höheren Stände an der Poesie und dem Gesang des gemeinen Mannes, am Volkslied. Sie ist ein sociales Phänomen, ein Triumph des Einigungstriebes der durch alle Stände geht, und des edelsten Sondergeistes gleicherweise. Für den Genius gibt es keine gesellschaftliche Schranke, im Gegentheil, er überbrückt

dieselbe, wo er sie vorfindet, und die große moderne Doppelkategorie der Gebildeten und der Bildungslosen zieht sich als ein dicker Querstrich unbarmherzig mitten durch alle Standesgruppen. So beugt sich der vornehme Mann, indem er das arme kleine Lied des Bauern als ein köstliches Kleinod in den Schatz seiner Bildung aufnimmt, vor dem künstlerischen Genius im Volke. Der Volksgesang, der jetzt in allen Prunksälen heimisch wird, ist gleich einem Regenbogen des Friedens, der sich über alle Stände spannt. Das Reale ist die gesellschaftliche Sonderung, das Ideale die Einigung. Dem gemeinen Mann, der im Schweiße seines Angesichtes sein Brod ißt, gab Gott, daß er singe, damit im Verständniß dieser schlichten Lieder die übersättigte vornehme Welt auch wieder einmal einfältig sich fühlen könne wie geringe Leute. Gemahnt dieß nicht an das Wort der Schrift: „Und den Armen wird das Evangelium gepredigt?"

Drittes Capitel.

Die Wissenschaft vom Volke als das Urkundenbuch der socialen Politik.

Das Studium des Volkes sollte aller Staatsweisheit Anfang seyn und nicht das Studium staatsrechtlicher Systeme. Die Staatsmänner früherer Jahrhunderte reichen gewiß durchschnittlich in gründlicher theoretischer Schule den unsrigen das Wasser nicht, besaßen aber meist weit mehr Selbstanschauung von der Realität des Volkslebens und führten darum ihr Regiment mindestens mit einer praktischen Sicherheit, die jetzt gar selten geworden ist.

Die „Wissenschaft vom Volke“ gehört zu den noch nicht existirenden Hülfsdisciplinen der Staatswissenschaften. Ist das nicht seltsam? Das Volk ist der Stoff, an welchem das formbildende Talent des Politikers sich erproben, das Volksleben das natürliche Element, dem er als ein Künstler Maß und Ordnung setzen soll. Wie läßt sich da eine Wissenschaft der Politik denken, die nicht begönne mit der „Wissenschaft vom Volke?“ Es wird aber noch eine Zeit kommen, wo man auf den Universitäten Collegien lesen und im Staatsexamen Noten ertheilen wird über die „Wissenschaft vom Volke.“

Wir besitzen kostbare Anfänge einer Ethnographie aus geographischem und culturgeschichtlichem Gesichtspunkte. Aber eine social-politische Ethnographie würde praktisch unendlich wichtiger seyn. Sie würde das Volk darzustellen haben nach seinen gesellschaftlichen Gruppen in der Begränzung eines bestimmten Landes, eines bestimmten Zeitraumes, als Frucht einer gleichsam naturgeschichtlichen Untersuchung des bürgerlichen und politischen Menschen. Welche Fülle des reichsten Stoffes thut sich hier vor uns auf!

Mit einer oft wahrhaft komischen Leichtfertigkeit nimmt heutzutage jede Partei die Zustimmung des Volks für sich in Anspruch. Und doch besitzen von Hunderten, die also Berufung einlegen, gewiß nicht zehn eine weitere gründliche Kenntniß als von dem sie zunächst umgebenden winzigen Bruchtheil des Volkes. Das Studium des Volkes als einer socialen und politischen Persönlichkeit macht sich nicht so im Vorübergehen; es fordert die volle Forscherkraft eines ganzen Menschenlebens.

Wo sind die Organe des Volkes? Die Tagespresse ist nur das Organ eines beschränkten Theiles desselben, wenn wir recht weit greifen wollen, der gebildeten Schicht. Die Kammern sprechen noch viel weniger das ins Individuelle gezeichnete Charakterbild des Volkslebens aus, denn die Abgeordneten gerade der originellsten und interessantesten Volksgruppen, der unteren Schichten, sprechen in der Regel gar nichts. Nur durch förmliche unermüdliche Entdeckungsreisen unter allen Classen des Volkes, durch ein immer waches Auge für all die kleinen Wahrzeichen, welche im täglichen Leben, in jeder Regung einer öffentlichen Meinung hervorbrechen, wird man allmählich auf den Grund gehende Resultate über die bürgerliche und politische Natur bestimmter Volksgruppen zu combiniren im Stande seyn.

Clemens Brentano hat ein wunderschönes Wort gesprochen von den Mysterien des Naturlebens, die nur dann den Wan-

derer „befreundet anschauen“, wenn er überallhin ehrfurchtsvolle Hingabe mitbringt. Und der Dichter sagt von sich:

„Weil ich alles Leben ehre,
Scheuen mich die Geister nicht!“

So schauen uns auch die Mysterien des Volkslebens nur dann befreundet an und seine Geister scheuen uns nicht, wenn wir alles Leben ehren. Ein jeglicher will aber gemeiniglich nur das Leben im Volke ehren, was in die fertige Form seiner vorgefaßten theoretischen Meinung paßt, darum fliehen ihn die Geister, und Famulus Wagner sieht nichts als einen großen Pudel.

Ist es nicht auffallend, daß die demokratische Partei, welche doch das „Volk“ am meisten im Munde führt und den allgemeinen Begriff des Volkes mit Wucherzinsen ausbeutet, in ihrer Presse so wenig thut für die Untersuchung und Erkenntniß des Volks- und Gesellschaftslebens in seinen Einzelzügen? Ueber ihrer Theorie vom Volke sind ihr die Realitäten des Volkslebens abhanden gekommen. Darum sind unsere Bildungsdilettanten viel besser disponirt für die demokratische Lehre, als der ungebildete gemeine Mann. Im Gegensatz zu dieser doctrinären Demokratie, die so wenig auf wahre Volkssympathien rechnen kann als der doctrinäre Constitutionalismus oder Absolutismus, ist es ein großer Ruhm der engeren Fraction der sogenannten Social-Demokraten, daß sie auf die Enthüllung der Zustände einer wenigstens vereinzelten Gesellschaftsgruppe mit der begeisterten Liebe des Forschers eingegangen sind. Daher auch ihre praktischen Erfolge. Die Social-Demokraten blieben freilich in der Einseitigkeit stecken, daß sie die verhältnißmäßig kleine Schicht des städtischen und Fabriken-Proletariates als gleichbedeutend mit der Gesammtheit der „arbeitenden Klassen“ oder wohl gar des „Volkes“ nahmen. Auch sie vermochten es nicht, alles Leben zu ehren. Aber sie gaben doch unzweifelhaft den Anstoß, daß über die sociale Beschaffenheit dieser speciellen Gruppe des Proletariates weit umfassendere Aufschlüsse zu Tage gefördert wurden, als über fast irgendein anderes

Glied der Gesellschaft. Durch die umfangreiche Polemik, welche sie hier angeregt, geschah es, daß wir auf diesem einzelnen Punkte fast ausschließlich ein genügendes Material zu einem Capitel der Wissenschaft vom Volke vorbereitet finden.

Um so mehr ist es aber zu verwundern, daß die Social-Demokraten, da sie doch ein bestimmtes Bruchstück der Gesellschaft in seiner Besonderheit studirt haben, also beispielsweise das Pariser Arbeiterproletariat, nun eine Theorie entwickeln, welche stillschweigend für diese kleinen Gruppen der Pariser Proletarier die Gesellschaft von ganz Europa, ja des ganzen Erdballes unterschiebt. So gaben sie die beste Frucht ihrer Erforschung der bestimmten Volks-Persönlichkeit der Proletarier, die doch nur im Gegensatz zu anderen individuellen Gebilden der Gesellschaft sich selbständig abhebt, freiwillig wieder verloren. Je tiefer man in die Einzelkenntniß der Gesellschaft eindringt, desto mehr wird man erkennen, daß eine allgemeine sociale Politik nur eine Bedeutung auf dem Papier, nicht aber in der Wirklichkeit haben kann. Die deutschen Gesellschaftszustände sind ganz andere wie die französischen, die englischen &c., das Volk ist in allen Stücken etwas durchaus Individualisirtes.

Aus dem Individuellen heraus, auf der Grundlage der Wissenschaft vom Volke, muß die sociale Politik aufgebaut werden. Jede gesellschaftliche Reform hat nur dann für uns einen Werth, wenn sie die natürliche Frische und Originalität des Volkslebens nicht antastet. Denn diese Originalität bedingt die Kraft des Volkes. Bei den höhern Ständen zeigte es die neuere Zeit eindringlich genug, wie die sociale und sittliche Erschlaffung mit dem Verblassen der Originalität Hand in Hand geht. Die bäuerlichsten Bauern, die bürgerlichsten Bürger, die wahrhaft adeligen Edelleute sind auch immer die Tüchtigsten gewesen. Ihr klagt, daß die ganzen Männer, die originellen Naturen, deren es zu unserer Väter Zeit noch weit mehr gab, im Aussterben begriffen sind! Aber solche Naturen erhalten sich nur bei gewissen festgeschlossenen, socialen Gruppen. Wer den

Ständen ihre Originalität abschleifen will, der muß auch auf die Originalität bei den einzelnen Charakteren Verzicht leisten. Und doch sind diese bereits halbwegs ausgestorbenen Originalfiguren von jeher die wahren Flügelmänner der Ehrenfestigkeit und Gediegenheit gewesen in den breiten Frontreihen der bürgerlichen Gesellschaft.

Ich habe in diesem Buche kein sociales System aufstellen, keine neue oder alte Theorie der socialen Politik durchführen wollen. Ich bescheide mich, anspruchslose Beiträge zusammenzureihen zur Wissenschaft vom Volke als dem Quellenbuche der socialen Politik. Die Zustände der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland sind dabei fast ausschließlich in Betracht gezogen worden; denn auch für das sociale Leben gilt die Schranke der Nationalität. Aus dem Kleinen, Beschränkten und Einzelsten heraus arbeitend, möchte ich in einer möglichst großen Fülle von Anschauungen und Thatsachen darlegen, welcher Reichthum an mannichfaltiger Gestaltung selbst in der modernen Gesellschaft noch sich aufthut. Ich möchte den praktischen Staatsmännern als ihre heiligste Pflicht vors Gewissen führen, dieser Mannichfaltigkeit der socialen Gebilde in der Politik Rechnung zu tragen, auf die Individualität des immer noch reich gegliederten Volkslebens ihre Systeme zu gründen, nicht umgekehrt nach vorher entworfenen und wenn auch der Idee nach noch so sehr berechtigten Systemen das Volksleben zu modeln. Wer die moderne Gesellschaft nur von obenher in allgemeinen großen Ueberblicken betrachtet, dem mag sie nivellirt oder zur vollständigen Nivellirung reif erscheinen; wer aber hinabsteigt in die Tiefen des Volkslebens und aus dem Kleinen und Einzelnen heraus sich seine Gesammtanschauung zusammenfügt, der wird überall noch sehr strenge und im Wesentlichen gesonderte Gruppen wahrnehmen. Ueber die Rolle, welche den ständischen Gruppen im Verfassungsleben der Gegenwart zugetheilt werden soll, kann man verschiedener Ansicht seyn, aber die Existenz und Berechtigung dieser Gruppen muß man entweder gelten lassen, oder

man muß auch den Muth haben, sich zu der letzten Consequenz, zum Socialismus zu bekennen. Ein Drittes ist nicht möglich.

Je mehr der Verfasser sich dem Detailstudium des Volkslebens widmete, desto fester wurde er auch in der Ueberzeugung daß nur eine auf die so mannichfaltig gearteten Besonderheiten des Volksthums gegründete, das geschichtlich Gegebene reformatorisch weiter bildende Politik die richtige sey. Und für eine solche Politik möchte er den Ehrennamen der „conservativen" beanspruchen. Jene kleinen Maßregeln werden bei ihr als die größten sich erweisen, welche den einzelnen Körperschaften ein so reiches Maß der Selbstverwaltung gestatten, als sich immerhin mit der höheren Staatsidee vereinbaren läßt, welche den schier verloren gegangenen Stolz, am liebsten der eigenen Gesellschaftsgruppe und keiner andern anzugehören, wieder wecken, jenes feste Behagen, daß sich jeder in seinem Kreise recht wie in seiner Haut wohl fühlt.

Es ist ein wahrer Herzenswunsch des Verfassers, man möge in den nachfolgenden Beiträgen zur „Wissenschaft vom Volk" ein Document erkennen, welches bezeugt, daß eine mit liebevoller Hingabe an die Eigenthümlichkeiten des Volkslebens unternommene Durchforschung der modernen Gesellschaftszustände in letzter Instanz zur Rechtfertigung einer conservativen Social-Politik führen müsse.

Erstes Buch.

Die Mächte des socialen Beharrens.

I. Die Bauern.

Erstes Capitel.

Der Bauer von guter Art.

Es ruht eine unüberwindliche conservative Macht in der deutschen Nation, ein fester, troß allem Wechsel beharrender Kern — und das sind unsere Bauern. Sie sind ein rechtes Originalstück, dazu kein anderes Volk ein Gegenbild aufstellen kann. Der Conservatismus des Gebildeten mag theoretische Ueberzeugung seyn; der Conservatismus des Bauern ist seine Sitte. In den socialen Krisen unserer Tage hat der Bauer eine wichtigere Rolle gespielt als die meisten ahnen, denn er hat den natürlichen Damm gebildet gegen das Ueberfluthen der französischen Revolutionsdoctrin in die unteren Volksschichten. Nur die Passivität der Bauern hat im März 1848 die deutschen Throne gerettet. Man sagt, die Revolution sey vor den Thronen stehen geblieben; dieß ist nicht ganz richtig: die Bauern sind vor den Thronen stehen geblieben. Es war aber jene Passivität keine zufällige, sie quoll vielmehr aus dem innersten Wesen des deutschen Bauern. Der Bauer hat in unserem Vaterlande eine politische Bedeutung wie in keinem anderen Lande Europa's; der Bauer

ist die Zukunft der deutschen Nation. Die innere Erfrischung und Verjüngung unseres Volkslebens kann nur noch von dem Bauernstande ausgehen. Wenn wir das Bauernproletariat nicht überwuchern lassen, dann brauchen wir uns vor dem industriellen und intellectuellen nicht mehr zu fürchten. Bei dem Bauernstande liegt der Punkt, wo Politik und Nationalökonomie zusammenfallen, wo die kranke Politik nationalökonomisch curirt werden kann. Die größten Fehlgriffe welche der büreaukratische Staat seit fünfzig Jahren begangen, wurzeln darin daß er das Wesen des deutschen Bauern ganz falsch aufgefaßt und den obersten Grundsatz vergessen hat, daß die conservative Macht des Staates in dem Bauernstande ruht. Die Ereignisse der letzten Jahre zeigten uns thatsächlich, wie falsch jene Auffassung gewesen. Allein auch die revolutionäre Partei erkannte die politische und sociale Bedeutung des Bauern nicht, und war weit davon entfernt in seine Eigenthümlichkeit einzugehen. Ein Agitator, welcher der Bauern sich zu bemeistern verstünde, würde erst ein wahrhaft fürchtenswerther Agitator seyn, er hätte die wirkliche Majorität des Volkes auf seiner Seite, nicht bloß der Kopfzahl nach, sondern auch nach der materiellen und moralischen Macht.

Ich habe mir nun vorgesetzt, im Nachfolgenden die politische und sociale Bedeutung des deutschen Bauern zu zeichnen, seine Bedeutung als conservative Potenz im Staate, als der rohe, aber ungefälschte Kern deutschen Wesens, dann zu entwickeln, wo und wie sich die sociale und politische Verderbniß auch bei dem Bauern bereits eingefressen hat. Als thatsächlicher Beleg, als erläuterndes Beispiel zur Beweisführung wird sich hieran eine Schilderung der Rolle knüpfen, welche der Bauernstand in den Gährungen und Bewegungen der Gegenwart durchgeführt, und den Beschluß möge die Nutzanwendung bilden, die Moral der Fabel, welche ich in Betreff der Würdigung und staatsmännischen Behandlung des Bauernstandes unsern praktischen Staatsmännern recht ins Gewissen schieben möchte.

In dem Bauernstande allein noch ragt die Geschichte alten deutschen Volksthums leibhaftig in die moderne Welt herüber. Der Bauer hat keine Geschichte gelernt, aber er ist historisch. Alle andern Stände sind aus ihren ursprünglichen Kreisen herausgetreten, haben ihre uralten Besonderheiten gegen die Ausebnungen einer gemeinsamen sogenannten Civilisation dahingegeben, die Bauernschaft allein existirt noch als ein unberührter, organisch selbständiger Stand. Die bäuerlichen Zustände studiren, heißt Geschichte studiren, die Sitte des Bauern ist ein lebendiges Archiv, eine historische Quellensammlung von unschätzbarem Werth.

Schon dem Auge des Naturforschers stellt sich der ächte deutsche Bauer als der historische Typus des deutschen Menschenschlages dar. Bei den Städtern hat sich die Originalität der Körperbildung, wie der Geistesbildung, wie der Sitte zu einem Typus der Einzelpersönlichkeit, höchstens der Familie einerseits durchgebildet, andererseits verflüchtigt. Die körperliche Besonderheit des Bauern scheidet sich noch gruppenweise ab nach Stämmen und Gauen. Hier finden wir noch in dem einen Gau einen mehr langbeinig hochaufgeschossenen, in dem andern einen mehr breitschultrig gedrungenen Menschenschlag, wie sich das durch lange Jahrhunderte in unverfälschter Race fortgepflanzt hat. So trifft man z. B. in einzelnen Strichen des Hessenlandes heute noch ausschließlich jene länglichen Gesichtsprofile, mit hoher, nach oben etwas breit ausrundender Stirn, langer gerader Nase und kleinen Augen mit stark gewölbten Augenbrauen und großen Lidern, wie sie durch den Genremaler Jakob Becker und seine zahlreichen Schüler als stehende Figur in die beliebten gemalten Dorfgeschichten dieser Künstler übergegangen sind. Vergleicht man diese Bauernphysiognomien mit den Sculpturen der Marburger Elisabethenkirche (aus dem 13. Jahrhundert), dann wird man entdecken, daß sich durch fast sechshundert Jahre derselbe althessische Gesichtstypus unverändert erhalten hat, nur mit dem Unterschiede,

daß an jenen Bildwerken die Köpfe von Fürsten, Herren und edlen Frauen gemeißelt sind, deren Züge uns das unverfälschte Stammesgepräge zeigen, während dasselbe jetzt nur noch bei den Bauern des Landes zu finden ist. Wer mittelalterliche Gestalten historisch ächt zeichnen will, der muß sich überhaupt seine Modelle bei den Bauern suchen. Es erklärt sich dadurch aber ganz naturgemäß, warum die altdeutschen Bildner in einer Zeit, wo man doch sonst viel weniger nach der Schablone zu denken und zu bilden pflegte als in unseren Tagen, ihre Köpfe durchschnittlich so typisch einförmig behandelt haben: der ganze Menschenschlag hatte sich noch nicht zu einer größeren Individualisirung der Gesichtszüge ausgelebt. Der Umstand aber, daß das Gleiche auch heute noch bei den unverfälschten Bauern stattfindet, führt uns zu einer weiteren Wahrnehmung. In der sogenannten gebildeten Welt existirt, wirkt der Mensch viel mehr als Individuum; der Bauer dagegen existirt und wirkt als Gruppe, als Gesammtheit des Standes. Hans führt den Pflug, lebt und denkt wie Kunz, aber daß von so vielen Tausenden einer wie der andere den Pflug führt, einer wie der andere lebt und denkt, dieß nur ist ihrer aller weltgeschichtliche That und wirft ein so schweres Gewicht in die Wagschale unserer ganzen politischen und socialen Entwickelung.

In der gebildeten Welt hat der Einzelne seinen Styl, und der Styl soll den Mann zeichnen. Bei dem Bauersmann hat der Stamm, der Gau, das Land seinen Styl, nämlich seinen Dialekt, seine Redewendungen, seine Sprüche, seine Lieder, und dieser Styl zeichnet die großen Volksgruppen. Dieser landschaftliche Styl des Bauern ist aber wiederum ein Stück Geschichte, an welchem derselbe mit der größten Zähigkeit festhält. In einzelnen Gegenden Ungarns, z. B. in der Neutraer Gespanschaft, ziehen die bäuerlichen Nachkommen deutscher Colonisten des 12. und 13. Jahrhunderts heute noch, ihre altsächsischen Lieder und Weisen singend, als Schnitter im weiten Lande umher, während die gebildeten deutschen Einwanderer in

kürzester Frist ihre heimische Sprache vergessen und die ungarische annehmen. Auch in Amerika zeigt sich's, wie lange das historische Besitzthum des Provinzialdialektes bei dem eingewanderten Bauersmann widerhält, während der Städter meist gar bald nach der traurigen Ehre hascht, seine Muttersprache zu vergessen oder zu verwälschen. Und wenn fast alles Andenken an die frühere Heimath bei deutschen Bauerncolonien erloschen ist, dann halten in der Regel noch deutsche Bibeln und Gesangbücher auch für weitere Generationen auf geraume Zeit die Tradition der alten Muttersprache aufrecht. Wer aber einigermaßen die Mundarten der Bauern beobachtet hat, der wird wissen, daß neben dem Herkommen uralter Ausdrucksweisen die Volkssprache an diesen Büchern immer noch zumeist sich erfrischt und anhält, also auch hier wieder in sehr festen historischen Boden ihre Wurzeln treibt. Den holländischen Bauern auf der dänischen Insel Amager, die viele Menschenalter hindurch mit erstaunlicher Beharrlichkeit ihre heimathliche Mundart heilig hielten, konnte man nur dadurch die dänische Sprache beibringen, daß man ihnen mit dänischen Predigern allmählich dänische Bibeln und Gesangbücher aufzwang.

Dagegen mögen andererseits ein paar Züge anschaulich machen, daß auch ein nichtdeutscher Bauernschlag der mitten unter Deutschen sitzt, seine Volksthümlichkeit zäh bewahrt. Die Wenden in der Lausitz leben ungefähr 200,000 Seelen stark zerstreut unter der deutschen Bevölkerung oder zu eigenen Kirchspielen abgeschlossen. Sie haben ihre Schulen und Pfarrkirchen; es wird in slavischer Sprache gelehrt und gepredigt. Als Katholiken halten sie sehr streng am Papste, als Protestanten nicht minder fest an Luther. Der gemeine Mann ärgert sich, wenn jemand dem Reformator den Doctortitel nicht beilegt; er spricht stets respectvoll nur vom D o c t o r Luther. Vor hundert Jahren war das Gleiche wohl im ganzen protestantischen Deutschland der Fall. Mit größter Strenge hält der Wende an den Bräuchen seiner Kirche fest, und dieß mag

nicht am wenigsten dazu beitragen, daß er überhaupt so rein sich bewahren kann in seiner Volksthümlichkeit. Deutscher Schulunterricht, deutsche Justiz und Verwaltung, der Dienst im stehenden Heere, und so vieles andere greift zerstörend in die nationale Abgeschlossenheit ein; allein, wie wir es bei Völkern, deren Stamm und Wesen bedrängt ist, häufig finden: die Frauen und Mütter bringen den Männern wieder aus dem Sinn, was von fremdem Einfluß sich festgesetzt hat. Daheim am Herde mag die Frau leicht das ererbte Volksthum bewahren, während der Mann gezwungen ist, im Verkehr und Wandel die schroffe Eigenthümlichkeit abzustreifen.

Die Wenden haben eigene, sehr kriegstüchtige Regimenter im sächsischen Heere gebildet; als fleißige Arbeiter und redliche Dienstboten sind sie auf weit und breit gesucht, und manches schwächliche Leipziger oder Dresdener Kind kommt durch eine wendische Amme zu Kraft und Gedeihen. In ihren Dörfern bewähren sie sich als tüchtige Bauern; man merkt es allen ihren Bräuchen an, daß sie von Anbeginn ein ackerbautreibendes Volk gewesen sind. So ist z. B. den Wirthschaftsthieren eine große Aufmerksamkeit in Sitte und Herkommen erwiesen. Jede Kuh hat ihren eigenen alten Namen, der meist nach den Eigenschaften des Thieres sorglich ausgewählt wird, und den Bienen werden die wichtigsten Familienereignisse jederzeit „angesagt.“ (Letzteres findet sich auch in Westphalen.) Dafür ist aber auch der Ackerbau der Wenden immer gesegnet gewesen. Die benachbarten Böhmen blicken sehnsüchtig auf die glücklicheren Wenden, welche an jedem Sonn- und Feiertage Kuchen die Fülle essen können. Wenn dem armen böhmischen Bauern ein Sohn geboren wird, dann bindet er ihn an die Spitze einer langen Stange und dreht ihn mit dem Gesichte nach der Lausitz hinüber, damit es ihm auch einmal so gut gehen möge wie den Wenden, die dort wohnen.

Die ganze Originalität der Bauernsprache besteht fast nur darin, daß sie an den historischen Besonderheiten festgehalten

hat, die man in den Kreisen der Gebildeten abschliff. So bezeichnet der Bauer z. B. den Tag vielfach noch lieber in alter Weise nach dem Kalenderheiligen, als durch die abstracte Ziffer des Datums. In den Taufnamen die er seinen Kindern gibt, hält er den alten Brauch der Gegend fest, während der Gebildete dabei gewöhnlich nach Grille und Laune verfährt. Viele im Mittelalter bräuchliche Taufnamen würden ganz ausgestorben seyn, wenn sie sich nicht bei den Bauern, namentlich in katholischen Strichen, erhalten hätten. Man könnte sogar eine Art topographischer Statistik der bäuerlichen Taufnamen für einzelne Gegenden aufstellen, so fest hat das Landvolk auch hier in strenger örtlicher Beschränkung am alten Herkommen gehalten. Das stete Fortvererben gewisser Lieblings-Vornamen in einer Familie, welches früher bei dem deutschen Adel so häufig vorkam, jetzt immer seltener geworden ist und nur noch bei Fürstenfamilien sich consequent erhalten hat, wird in manchen Gegenden bei den Bauern noch mit Strenge durchgeführt. Sind dann die Glieder mehrerer Generationen gleichzeitig noch am Leben, so muß zur Unterscheidung, ganz wie bei fürstlichen Häusern, mit Ziffern ausgeholfen werden. Es wird also von einem Hans I. II. III. ꝛc. geredet oder in alterthümlicherer Weise dem „älteren, mittleren und jüngeren.“

Volkssagen haben sich im Munde der Bauern meist rein bewahrt, während sie, wo sich die Gebildeteren derselben bemächtigten, in der Regel sofort verfälscht und willkürlich verziert, d. h. verunziert wurden. Also auf der einen Seite Ehrfurcht vor der Ueberlieferung und Selbstbescheidung, auf der andern mindestens die Eitelkeit, alles durch eigene Zuthat verbessern zu wollen. Was uns noch von altheidnischem Aberglauben, von Sprüchen und Bräuchen die sich darauf beziehen, überkommen ist, dafür hat die historische Forschung fast ausschließlich den Bauern zu danken. In Zeitläufte, zu welchen keine Geschichtschreibung mehr hinaufreicht, reicht nur noch die dunkle Tradition, welche uns die Bauern bewahrt haben. Je älter die

Sagen sind, desto mehr wird der Forscher auf die Dörfer getrieben.

Der Bauer hält selbst da noch an dem Historischen fest, wo es klüger wäre, dasselbe aufzugeben. Er trägt auf dem Schwarzwalde und im Hüttenberg in den Hundstagen eine dicke Pelzkappe, weil das eine historische Pelzkappe ist, die sein Urahn auch getragen hat. In der Wetterau in der Gegend von Großenlinden gilt die Bauerndirne für die eleganteste, welche die meisten Röcke übereinander trägt. Mit sieben übereinandergezogenen Röcken an die Feldarbeit zu gehen, etwa ins nasse Gras oder ins hohe Korn, ist offenbar sehr unvernünftig, es ist aber historisch. Durch alle ärztlichen Bedenken läßt sich's der Bauer in manchen Gegenden immer noch nicht nehmen, seine Beinkleider durch den verderblichen, quer über den Magen geschnallten Ledergürtel zu befestigen; man könnte ihm weit eher eine neue Gemeindeverfassung als die unhistorische Erfindung der Hosenträger octroyiren. Die Kartoffel hat der Westerwälder Bauer im achtzehnten Jahrhundert trotz allen philanthropischen Kartoffelpredigern Jahre lang den Schweinen und dann den Hunden gefüttert, bevor er sich entschließen konnte, das neumodische Gewächs auch nur versuchsweise auf seinen Tisch zu stellen. Um den Futterkräutern Eingang zu verschaffen, bedurfte es vieljähriger mündlicher und schriftlicher Belehrungen und Aufmunterungen. Zwischen vielen Dörfern findet eine historische Feindschaft statt, deren letzten Grund niemand mehr auszuforschen vermag, die aber jedenfalls auf eine uralte, längst bedeutungslos gewordene Rivalität zurück datirt. Was dann früher ernstlichere Befehdung gewesen seyn mag, das ist jetzt auf gelegentliche Prügelscenen und stehende altherkömmliche Schimpfwörter zusammengeschrumpft. Eine solche historische Feindschaft existirt z. B. noch jetzt zwischen vielen Rheindörfern und den etwas weiter landeinwärts gelegenen Nachbarortschaften. Der „Rheinschnacke" gilt als das stehende Schimpfwort für den Bewohner des Rheindorfs, während dieser

es dem feldbautreibenden Nachbar mit einem „Karst", dem Walddörfler mit einem „Kukuk" heimzahlt. Aber der Haß ist gründlich, denn er ist ein ererbter, und wenn etwa der Romeo eines Montague unter den „Karsten" die Julie eines Capulet unter den „Rheinschnacken" heirathen wollte, so könnte das zu nicht minder ernstlichen Conflicten führen, wie bei den edlen Geschlechtern von Verona, obgleich keiner der beiden Theile einen eigentlichen Grund für die Feindschaft mehr anzugeben vermag. Viele Dörfer oder auch Dörfergruppen zeichnen sich nicht selten durch seit undenklichen Zeiten feststehende Prädicate aus, z. B. der Grobheit, der Prügelsucht, der Proceßkrämerei u. dgl. — In einem Dorfe am Taunus, dessen Insassen seit Menschengedenken wegen der beiden erstgenannten Eigenschaften berühmt waren, hatten die Schultheißen den gleichfalls historisch gewordenen Brauch, bei Schlägereien die Unbändigsten nicht in das Ortsgefängniß, sondern zur Verschärfung in ihren Schweinestall zu sperren. In neuerer Zeit aber übertrug die Regierung, um der Rohheit der Gemeinde zu steuern, einem „aufgeklärten" Manne das Schultheißenamt, der dann auch jene originelle Strafverschärfung sofort abstellte. Dem ganzen Dorfe gefiel aber diese unerbetene Reform des Gefängnißwesens so schlecht, daß es sich mit dem Ersuchen an die Behörden wandte, man möge ihnen wieder einen „kräftigen" Mann zum Schultheißen geben, der auch nach Recht und Gerechtigkeit, „wie es vordem geschehen", zu strafen den Muth habe. Und der Schultheiß, welcher den Schweinestall abgeschafft, konnte nie zu rechtem Respect gelangen, denn der Schweinestall war im Dorfe ebenso historisch, wie die Grobheit und Prügelsucht der Bewohner. Dieß hat sich noch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts zugetragen.

Die Organisirung des bäuerlichen Zusammenwohnens und Wirkens, der Uebergang der Mansen und Huben zu Marken, Dörfern, Hundreten und Gauen entwickelte sich außerordentlich langsam, weit langsamer als das Städtewesen. Ja die Be-

völkerung ist hier und da noch bis auf diesen Tag auf einer der früheren Entwickelungsstufen stehen geblieben. Es bedurfte langer Jahrhunderte, bis sich die einzelnen Siedelungen zu Marken erweiterten, langer Jahrhunderte, bis sich die Marken wieder zu Dörfern zusammenzogen. Ein so langsames Vorwärtsgehen zeugt von großer historischer Zähigkeit. Allein man hat, wie gesagt, nicht einmal mit diesem langsamen Gang überall Schritt gehalten. Das System der einzelnen Gehöfte statt der Dörfer existirt bekanntlich noch in manchen Gegenden Deutschlands, und eben so bekannt ist's, daß wir in dem Hofbauern den treuesten Bewahrer väterlicher Sitte, den ächtesten historischen Bauer besitzen. Anderwärts ist man sogar bei dem Uebergangszustande stehen geblieben, wo die Marken sich in eine übergroße Anzahl ganz kleiner Dörfer zusammenzogen. So auf dem Westerwalde. Wenn wir dort „Dörfer" mit 6—9 Häusern und 40—50 Einwohnern finden, aber die Ortschaften so dicht gesäet, daß ihrer wohl ein Dutzend sich mit einer einzigen Pfarrei begnügen können, dann läßt uns dieß erst die Schilderungen alter Schriftsteller begreifen, wie wenn etwa Hermannus Contractus erzählt, im Jahre 875 am 3. Juli sey das Dorf Ascabrunno (Eschborn) im Niddagaue durch ein plötzlich entstandenes Hochgewitter also zerstört und gänzlich vernichtet worden, daß alle Bewohner umgekommen und keine Spur von dem Dorfe mehr übrig geblieben sey. Das Zusammengehen der vielen nahegelegenen kleinen Dörfer in eine geringere Anzahl größerer Gemeinden wurde aber in der Regel durch die Gewalt äußerer Ereignisse und keineswegs durch planmäßige Veranstaltnng der Bewohner bewirkt. Fast überall, wo die alten Weiler zu größeren, weiter auseinander gerückten Ortschaften sich zusammengezogen haben, weist uns die Geschichte oder die Sage auf eine große Zahl „ausgegangener" Dörfer zurück, von denen es aber fast durchweg nachweislich ist, daß sie in den Fehden des Mittelalters, im Bauernkriege oder im dreißigjährigen Krieg, oder durch eine Pestilenz u. dgl. vernichtet wurden. Die Bewohner würden bis auf diesen Tag den

Uebergang in größere Gemeinwesen gewiß nicht vollbracht haben, wenn sie nicht durch die Wucht der Ereignisse dazu gezwungen worden wären. Selbst zu durchgreifenden Reformen in der Feldbewirthschaftung konnte der Bauer oft genug nur durch Krieg und Verwüstung getrieben werden. So herrschte z. B. in den meisten Seitenthälern des Mittelrheines bis ins 17. Jahrhundert ein höchst unnatürliches Uebermaß des Weinbaues auf ganz undankbarem Boden. Erst als durch die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges das Land verödet war und der Anbau wieder wie von vorn begonnen werden mußte, beschränkte man die Weincultur auf die günstigeren Lagen. Es gehört dieß wohl zu den wenigen Segnungen jenes traurigen Krieges. Aber auch nur einem Kriege hatte es gelingen können, gleichsam als praktischer Nationalökonom einzugreifen und für ganze Landschaften den großen Fortschritt der „Theilung der Arbeit" einerseits, der „Conföderation der productiven Kräfte" auf der anderen Seite durchzuführen. Der Bauer hat am längsten gezögert den Schritt vom Familienleben zum Gemeindeleben zu thun, und gar von der Idee der Gemeinde zur Staatsidee hat er sich bis zur Stunde noch nicht vollauf erheben können. So ist der deutsche Bauersmann wohl national mit Leib und Leben, Geist und Herz und Sitte, aber die bewußte Idee der Nationalität ist ihm so gewiß noch nicht aufgegangen, als er sie in seiner Beschränkung in der That auch gar nicht nöthig hat. Seine Stellung zum Staat und zur Nation ist gleichsam ein Stand der Unschuld, er hat noch nicht vom Baume der Erkenntniß gegessen, seine historische Sitte ist sein politischer Katechismus. Wir stellen diesen Satz hier allgemein hin, obgleich wir weiter unten sehen werden, daß er in seiner Allgemeinheit nicht mehr ganz richtig ist, und daß sich gerade an die Abweichungen von demselben die wichtigsten Folgerungen knüpfen.

Wenn man übrigens von der historischen Pietät des deutschen Bauern spricht, dann darf man nicht vergessen, daß diese Pietät ganz einseitiger Natur ist und sich in der Regel nur auf

das beschränkt, was den Bauer selbst und unmittelbar angeht. Er hat die größte Pietät gegen das alte baufällige Haus, das sein Großvater erbaut, und mit welchem er keine Verbesserung, keinen Umbau vornehmen mag, aber gegen die denkwürdigen Ruinen der Burg, die sich über seinem Dorfe erhebt, hat er gar keine Pietät und bricht ganz wohlgemuth die Werksteine heraus, um seinen Garten damit zu umfrieden, oder reißt die kunstreiche Steinmetzenarbeit der gothischen Klosterkirche, die ihn „nichts angeht," nieder, um einen Feldweg damit zu stücken. Denn er hat ja keine Geschichte studirt, er ist überhaupt kein Geschichts- oder Alterthumsfreund, seine Sitte nur ist seine Geschichte, und er selber und was an ihm hängt, das einzige Alterthum, welches er ästimirt. Das Gleiche gilt von den historischen Ueberlieferungen im Munde des Bauern. Sie haben sich nur so weit frisch erhalten, als sie ihn selber berühren. In Gegenden, wo sich ein ächter Bauernschlag herübergerettet hat, leben die Anklänge der Hörigkeitsverhältnisse des Mittelalters noch in unzähligen Sitten und Redeweisen, aber nach Ueberlieferungen etwa aus der deutschen Reichsgeschichte oder auch nur aus der Geschichte seines eigenen Fürstenhauses werdet ihr den Bauer in der Regel vergebens fragen. Er weiß euch noch recht gut anzudeuten, was „ganze und halbe Leute", was ganze und getheilte Huben gewesen sind; in Hessen geht heute noch die Redeweise, daß „vier Pferde zu einem ganzen Bauern gehören", und man spricht, nach der Tradition von den Frohntagen, welche in alter Zeit zu leisten waren, von „dreitägigen, viertägigen Bauern;" aber wer Karl der Große, wer Friedrich Rothbart gewesen, darnach wird man dort wohl vergebens Umfrage halten, falls nicht etwa neuerdings ein Schulmeister davon Kunde gebracht hat.

Die alte Hörigkeit, die in einem großentheils noch zu colonisirenden Lande bei weit verstreuter Bevölkerung eine wahre Wohlthat gewesen, wirkte nicht wenig dazu, den Bauer vom Vagabundenleben abzuhalten und die ihm eigene zähe Beharr-

lichkeit für kommende Geschlechter, denen das Vagabundiren näher gelegt seyn sollte, zu begründen. Die lange Geschichte der Leibeigenschaft ließ wenigstens das Proletarierbewußtseyn bei dem Bauern nicht aufkommen, denn so lange er Leibeigener war, war ihm zum mindesten ein festes Brod von seinem Herrn sicher. Die bäuerlichen Sklaven der deutschen Urzeit sind ja keineswegs ein bewegliches Eigenthum gewesen wie ein moderner Negersklave, der nach Belieben auf den Markt gebracht und an den Meistbietenden versteigert werden kann. Sie wurden als an ein bestimmtes Gut und seine Herrenfamilie gebunden gedacht, höchst selten veräußert und bauten das Grundstück, worauf sie fest saßen, oft in eigener Wirthschaft nur gegen Zins und Dienstleistung an den Herrn. Ein freies und selbständiges deutsches Bauernthum gehört freilich erst der neueren Zeit an, aber von seinem Urahn, der ein Leibeigener, ja in den ältesten Tagen wohl gar ein Sklave gewesen, hat der Bauer dennoch schon die beste Grundlage der Unabhängigkeit, das seßhafte Wesen geerbt.

Die Geschichte unseres Bauernthumes zeigt viele gar wunderbare Erscheinungen. Die Bauern des Mittelalters waren in den Kämpfen und gewaltsamen Krisen dieser Zeit großentheils aufs ärgste gedrückt. Wo der Ritter verlor, zahlte der Bauer die Zeche. Ohne Schutz stand er da, oft ohne Recht, ohne Waffen, wo der letzte Entscheid doch so häufig in der Waffengewalt gefunden ward. „Leg' dich krumm, 'und Gott hilft dir" ist ein altes Bauernwort, das die ganze Politik des wehrlosen Bauern ausspricht. Und doch ging er nicht sittlich und social zu Grunde in all der Noth und Trübsal. Im Gegentheil der Druck des Mittelalters ist für den deutschen Bauernstand eine Zuchtschule des Lebens geworden, und eine seiner kostbarsten Tugenden, seine unendliche Zähigkeit, hat er dieser zu danken. Wollte aber einer aus dieser Thatsache folgern, — und die Folgerung ist noch vor fünfzig Jahren leidlich populär gewesen — daß man dann den Bauer nur recht zu drücken und zu zwicken brauche, um ihn gut und tüchtig zu erhalten, so würde er damit

doch wieder auf den Holzweg gerathen. Es erscheint freilich sehr bequem für die Regierenden, Unterthanen zu haben, deren politisches Glaubensbekenntniß lautet: „Leg dich krumm und Gott hilft dir!“ Aber man möge nicht vergessen, daß gerade die tüchtigsten Bauerschaften, die eigentlichen Prachtexemplare deutschen Bauernthumes, wie etwa die classischen westfälischen Hofbauern, im Mittelalter am freiesten gewesen sind. Sie standen damals gleich als reichsstädtische Patricier unter den übrigen Bauern, hatten freie, nach uraltem Brauch geregelte Gemeindeverfassung, eigene Gerichtsbarkeit, zahlten mäßige Steuern. Und diese von Alters her freien Bauern erscheinen jetzt als die conservativsten, als die Urbilder des historischen deutschen Bauern. An ihnen mag man merken, was unser Bauernstand hätte werden können, wenn ihm überall die freie, eigene Entwickelung vergönnt worden wäre. So schuf der deutsche Orden in Preußen durch die Verleihung des sogenannten „Kulmischen Rechtes“ einen freien Bauernstand wie er in andern Gegenden Deutschlands ganz unbekannt war, und die Nachkommen dieser glücklichen Bauern, die bis auf unsere Tage unter dem Namen der „Kölmer“ oder der „Preußischen Freien“ hervorragten, waren durch Jahrhunderte das Muster eines tüchtigen Bauernschlages vom alten Schrot und Korn. Die Heroen der deutschen Bauerngeschichte, die Stedinger und Dithmarsen sind freie Bauern gewesen, sie legten sich nicht krumm, daß ihnen Gott helfe, sondern gingen in Kampf und Tod für ihre Freiheit und ihr altes Recht; der charakteristische Bauerntrotz steigerte sich bei ihnen zum Heldenthume. In den Ländern wo sie gesessen, sitzt heute noch ein höchst tüchtiger, ein streng conservativer Bauernschlag. Dagegen in so vielen kleinen südwestdeutschen Territorien, wo seit langen Jahrhunderten der geschundene Bauer recht eigentlich zu Hause war, hat oft bis zu dieser Stunde das verkrüppelte, mißvergnügte Bäuerlein zu Kraft und Selbstbehagen sich noch nicht ermannen können. Dabei wird es aber doch durch den leisesten Anlaß aufgeweckt zu Unfug und Scandal.

Der ächte Bauer kann die Philanthropie des modernen Erbrechtes nicht recht begreifen, welche allen Kindern alles gibt, damit keines was rechtes besitze. Wo eigentliche Bauernmajorate nicht mehr herrschen, da findet häufig wenigstens eine Verloosung des Gutes unter den Kindern statt, damit der väterliche Besitz in einer Hand vereinigt bleibe. Wo man auf dem Wege des Gesetzes gegen diese Verloosungen oder die Majorate wirken will, da wird man bald finden, daß dem Bauern die Sitte über das Gesetz geht. Ja er wird im Nothfall so fest an der Sitte halten, daß sie in ihr Gegentheil, in Unsittlichkeit umschlägt. So liegen z. B. im untern Maingrunde, wo die Güterzersplitterung längst in voller Blüthe steht, ein paar vereinzelte Dörfer, welche mit aller Macht ihrerseits gegen die Gütertheilung ankämpfen. Es ist aber auch in diesen Dörfern unerhört, daß einer Ehe mehr als zwei Kinder entsprossen. Um die Sitte aufrecht zu erhalten, hat man die Moral geopfert; die Gemeinden sind reich und blühend, und die Pfarrer predigen — gegen die Abtreibung der Leibesfrucht.

In Gegenden, wo noch alte Bauernsitte herrscht, sind die aus persönlicher oder Standespolitik geschlossenen Ehen unter den Bauern gewiß im Verhältniß eben so häufig als die politischen Ehen unter der hohen Aristokratie. Erst kommt der Güterverband und dann der Herzensverband. Wenn eine „Erbtochter" in Westphalen sich verheirathet, dann stellt schon der Sprachgebrauch den Gesichtspunkt der Gutsvererbung obenan. Denn der Mann führt mehrentheils fortan den Namen der Frau, die ihm das Erbe zugebracht (wie das bei den Erbtöchtern der alten Dynastengeschlechter auch nicht selten gewesen ist) und fügt seinem ursprünglichen Namen, wie sonst die Frauen pflegen, nur noch bescheiden hinten an mit dem Zusatz „geborener". Also etwa: Jost Müller geborener Schmidt.

Wenn der Bauer nicht zu Neuerungen geneigt ist, so hat dieß schon darin seine einfachste Begründung, daß es ihm überhaupt nicht obliegt theoretische Versuche zu machen, die sehr wohlfeil sind, sondern nur praktische, für die er mit seinem Geld-

beutel einstehen muß. Diesen Unterschied vergessen unsere landwirthschaftlichen Theoretiker gar oft, indem sie über die Hartköpfigkeit des Bauern klagen. Daß daher der zähe Bauer überhaupt keine großen Stücke auf das theoretische Lernen hält, ist leicht erklärlich. Ein niederrheinisches Sprüchwort versinnbildlicht den Respect des Bauern vor der diabolischen Gefährlichkeit des Lernens in höchst charakteristischer Weise. Es sagt: „Men es zeleeve net ze alt für ze liere, saht et o't Wief, du lieret se noch here.“ (Man ist sein Lebtage nicht zu alt zum Lernen, sagte ein altes Weib, da lernte sie noch hexen).

Wie ein Uebermaß von Zähigkeit in den verderblichsten Eigensinn umschlägt, das zeigt uns die auf dem Lande herrschende Proceßkrämerei. Dem „Processer“ ist sein Rechtsstreit eine Ehrensache, die er oft aus purem Eigensinn durchführt, obgleich er am ersten Tage schon weiß, daß nichts für ihn dabei herauskommen wird. Der ächte Proceßkrämer — und ganze Gegenden sind mit dieser Landplage behaftet — fängt oft einen Rechtsstreit an, bloß um seinem Gegner zu beweisen, daß er gescheidter und in den Rechten bewanderter sey als jener. Er würde es für ebenso feig halten, davor zurückzuschrecken, daß die Proceßkosten voraussichtlich den Werth des strittigen Gegenstandes weit übersteigen werden, als der Duellant sich wegen der Nichtigkeit des Anlasses vor Tod und Wunden scheut. Es ist also nicht zu verkennen, daß neben dem Eigensinn und der Hartköpfigkeit der Bauern, der Proceßkrämerei oft auch ein merkwürdiger Ehrgeiz nach dem Ruhme populärer Rechtskunde zu Grunde liegt. Das Recht erscheint ihm wiederum als Sitte, und es ist ja sein Stolz, jeder Sitte kundig zu seyn. Hierin liegt ein bedeutungsvoller Fingerzeig für die Gesetzgeber, die sich aber selten um das lebendige Rechtsgefühl des Bauern bekümmert haben. Wären unsere Proceßordnungen volksthümlicher und praktischer, dann würde die Proceßkrämerei des Bauern sich schwerlich als eine solche Donquixoterie darstellen, die in einem humoristischen Volksroman zu einer sehr lustigen Figur benutzt werden könnte, während

sie in unserer Sittengeschichte eine um so traurigere Rolle spielt.

Der Bauer bleibt steif bei den Formen stehen, nach welchen er sich einmal das Leben zurecht gelegt hat. S fängt er nicht im Frühjahr seine Processe an, sondern im Winter, verliebt, verlobt, verheirathet sich im Winter, weil er im Sommer zu alle dem keine Zeit hat. Vor mehreren Jahren wurde in der nassauischen Garnisonsstadt Weilburg ein Bauernbursche als Rekrut eingekleidet, der aus der ärmsten und abgelegensten Gegend des hohen Westerwaldes gekommen war, wo sich in der That ein an uralte Zeiten gemahnender überaus niedriger Culturstandpunkt noch vorfindet. Der Bursche hatte noch nie in seinem Leben in einem Bett geschlafen, und als er sich in der Caserne zum erstenmale in ein solches legen sollte, fing er an zu weinen wie ein kleines Kind und desertirte zweimal, weil er sich mit dem Gedanken in einem Bett zu schlafen und überhaupt mit dem für ihn allzu vornehmen und üppigen Leben in der Caserne durchaus nicht befreunden und das Heimweh nach dem gewohnten Elend seiner strohbedeckten Lehmhütte nicht verwinden konnte. Ein solcher armer Teufel vom Lande contrastirt freilich stark genug mit dem städtischen Proletariat, welches gewiß nicht wegen übergroßer Verbesserung seiner Lebensweise desertiren würde.

Nirgends haben die religiösen Gegensätze tiefere Wurzel geschlagen als beim Bauersmann. Auch die Religion ist bei ihm nicht Dogma, sondern Sitte. Sie hat alle seine Gewohnheiten eigenthümlich gefärbt, die Glaubensrichtung klingt bis zu seinen Festen, seinen Liedern und Sprüchen durch, sie gibt sich selbst im Rocke kund, wie ja der ächte Bauer in protestantischen Gegenden das einfarbig dunkle Kleid, in katholischen das hellere und buntere vorzieht. Gleich wie die religiöse Gleichgültigkeit bei den Gebildeten, so hat ein überkirchliches Sectenwesen oft genug bei den Bauern seine festeste Stätte gefunden. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, dem Bauersmann hier und da zu der „Aufklärung“ zu verhelfen, daß die Religion

nicht die ewige Sitte, sondern eine individuelle Ueberzeugung sey.

Mit dem zähen Beharren des Bauern hängt ein mächtiges Selbstgefühl zusammen, ein stolzes Bewußtseyn seiner eigenen Geltung. Der unverfälschte Bauer schämt sich nicht ein Bauer zu seyn, es liegt ihm im Gegentheil viel näher, jeden andern, welcher nicht den Kittel trägt, zu unterschätzen. An einigen Orten (auch in französischen Landstrichen) herrscht der Brauch, daß das Landvolk an gewissen Festtagen seine Heiligenbilder mit Bauernkleidern schmückt. Der Bauernrock ist dem Bauern das kostbarste Staatskleid, selbst für einen Heiligen.

Er hält Kopfweh für die leichteste Krankheit, weil ihm die Arbeit mit dem Kopf die leichteste und entbehrlichste Arbeit dünkt. Bei den Verfassungs- und Verwaltungskrisen des Jahres 1848 meinten die Tiroler Bauern, sie könnten wohl auch ohne die „Herren" fertig werden, wenn man sie nur gewähren lassen wolle. Der Bauer von ächtem Schrot und Korn beneidet den vornehmen Mann keineswegs, er hält ihn vielmehr immer für etwas windig und unsolid. Die Geschichte weiß von Bauernbewegungen aller Art zu berichten, durch welche eine Besserstellung des vielgeschundenen und geplagten Landmannes bezweckt wurde, aber ein Streben der Bauern, aus ihrem Stand und Beruf herauszutreten, vornehme Leute werden zu wollen, den Pflug liegen zu lassen, um etwa das ruhigere Geschäft eines Rentiers und Capitalisten oder eines Pariser Staatsfaullenzers zu ergreifen, ein solches Streben ist bei den deutschen Bauern ganz unerhört. Dagegen liegt gerade der Kern der socialen Bewegung in den niederen Schichten der städtischen Gesellschaft darin, daß immer der geringere Stand und Beruf den höheren beneidet und in seine Stelle einrücken möchte, daß der geringere Arbeiter sich seines Berufes schämt. Der Fabrikarbeiter, der Handwerker wünscht nicht etwa bloß seinen Arbeitsverdienst erhöht — das wünscht der Bauer auch — er will aufhören Fabrikarbeiter, Handwerker zu seyn, er schämt sich dessen, er

möchte auch ein großer Herr werden. In diesem erbärmlichen Neide, der sich bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft fortsetzt, liegt das nichtswürdigste und unsittlichste Moment der socialen Agitation. Der Bauer kennt diesen Neid noch nicht, er ist noch von dem edeln Stolze des Corporationsgeistes beseelt, der früher auch den Handwerkerstand beseelte und ihn so viel ehrenwerther und tüchtiger erscheinen ließ, als es jetzt großentheils der Fall ist. Will der siebenbürgische Sachse seine Achtung vor einem Manne ausdrücken, so sagt er: „et äß äser ener" — er ist unser einer. Wenn der Mann im Rock den Mann im Kittel über die Achsel ansieht, dann ist dieser gewöhnlich sofort mit der schlagenden Argumentation zur Hand: „wenn wir Bauern nicht wären, dann hättet ihr nichts zu essen." Und bei diesem Worte soll der Bauer stehen bleiben, es ist ein stolzes Wort, darauf er sich schon etwas einbilden kann.

Der deutsche Bauer ist in der neuesten Zeit eine Art Modeartikel in der schönen Literatur geworden. Man könnte daraus zweierlei folgern. Die Ahnung von der Bedeutsamkeit einer zukunftreichen politischen Macht hat sich schon oft prophetisch in der Literatur ausgesprochen, bevor der Blick der praktischen Staatsmänner sie zu würdigen verstand. So, könnte man sagen, klopften jetzt die Bauern einstweilen in Dorfgeschichten und Romanen an, weil die Zeit nahe gekommen sey, wo das Vollgewicht ihres politischen Einflusses in der Wirklichkeit sich geltend machen werde. Andererseits mag man aber auch folgern, daß die Kluft, welche den Gebildeten von dem Bauern trennt, doch ungeheuer groß geworden seyn müsse, da die Eigenthümlichkeiten des Bauernlebens seltsamer Weise so neu erscheinen, daß man sie jetzt gar als die pikanteste Würze der bereits so stark überwürzten Romanliteratur ausbeutet. Es hat sich aber in diese Dorfgeschichten (die Auerbach'schen nicht ausgenommen) neben manchen der Natur abgelauschten Einzelheiten eine grundfalsche Auffassungsweise des Gemüthslebens der Bauern eingenistet. Der Bauer ist himmelweit entfernt von jeder modernen Senti-

mentalität und Gefühlsromantik; er ist dazu aus viel zu sprödem Stoff geformt, ja er ist in Sachen des Herzens oft geradezu roh. Dem Bauersmann ist die Familie heilig, aber die zärtliche Eltern-, Geschwister- und Gattenliebe, wie wir sie bei den Gebildeten voraussetzen, werden wir bei ihm vergebens suchen. Es ist leider nur allzu begründet, daß beispielsweise Impietät der erwachsenen Kinder gegen die bejahrten Eltern auf dem Lande sehr stark im Schwange ist, namentlich da, wo die Eltern beim Eintritt in das höhere Alter ihr ganzes Besitzthum den Kindern abgeben gegen die Pflicht des sogenannten „Aushaltes“, d. h. der Ernährung und Pflege bis zum Tode. Wie es mit diesem Aushalte gar oft gehalten wird, das bezeugt die Bauernregel: „Zieh dich nicht eher aus, als bis du schlafen gehst.“ Diese Impietät entspringt aber im allgemeinen weit mehr aus Gefühlsrohheit, als aus Sittenverderbniß.

Merkwürdig ist es auch, daß unter den vielen Gleichnissen und moralischen Erzählungen im Munde der Bauern wohl keine allgemeiner verbreitet ist und in zahlloseren Varianten existirt, als die Geschichte von den undankbaren Kindern, welche ihren greisen Vater, dem sie bloß den Aushalt schuldeten, an einem hölzernen Trog essen ließen, weil er mit seinen zitternden Händen manchmal das Essen verschüttet hatte. Da bemerkten sie, daß ihr eigener Bube einstmals einen kleinen Trog aus Holz schnitzte, und als sie ihn fragten, zu welchem Zweck, erwiederte er, damit seine Eltern daraus essen könnten, wenn sie später auch einmal den Aushalt bei ihm bekämen. Ebenso zeigt sich geschwisterliche Liebe während und nach der Verloosung des elterlichen Gutes in der Regel nicht im glänzendsten Licht. Die Ehe faßt der Bauer von einem sehr nüchternen Standpunkte auf. Die Mädchen auf dem Lande heirathen meist sehr frühe, die ersten Jahre der Ehe sind für sie eine Kette der größten Entbehrungen und Strapazen; sie werden rasch alt und häßlich. Von der Romantik einer Bauernehe, wie sie die Dorfnovellisten ausmalen, wird dabei nicht viel zu verspüren seyn. In kriti-

schen Momenten liest der Mann seiner Frau wohl gar ein Capitel aus dem Puffendorf oder einige Verse aus dem Klopstock, ohne daß man viel Aufhebens davon macht. Indem unsere Dorfpoeten ihr eigenes Gefühlsleben auf den Bauer übertrugen, verwischten sie gerade eine seiner hervorragendsten Eigenthümlichkeiten, welche darin besteht, daß bei ihm die allgemeine Sitte an die Stelle des individuellen Gefühls tritt. Zudem wird man in unserer Dorfgeschichtenliteratur den Bauer fast immer in seiner kranken Erscheinung, halb zum Proletarier verkrüppelt, gezeichnet finden, in seinen verneinenden Beziehungen zum Staat, zur Gesellschaft, zur Kirche. Es lag allerdings früher den Tendenzen der Literatur näher, auch hier den Boden der Gesellschaft als unterwühlt, die Sitte des Bauern als im Zusammenbruch begriffen, die erhaltende Urkraft des Staates als zum Gegentheil sich verkehrend darzustellen. Allein die Ereignisse der letzten Jahre haben uns bewiesen, daß solchergestalt nicht der deutsche Bauer, sondern der von dem ächten Bauernthume bereits Abtrünnige geschildert war. Noch ist kein neuerer Schriftsteller so tief in den Geist des Bauernstandes eingedrungen, als der alte Justus Möser, der in seinem biderben, geraden, auf dem Granitgrund der Sitte aufstrebenden Charakter selbst viel Wahlverwandtes mit den Bauern hatte, der sie auch nicht behufs literarischer Dorfstudien durch den Operngucker betrachtete, sondern unter und mit ihnen gelebt und gewirkt hat.

Wenn der Bauer in der Ausbildung des intellectuellen und gemüthlichen Lebens hinter den sogenannten Gebildeten zurücksteht, so übertrifft er sie jedenfalls an Nervenstärke, und das ist unseres Erachtens auch eine geistige Ueberlegenheit.

Bei der Beurtheilung unserer geistigen Culturzustände übersieht man gewöhnlich die Bedeutung der Nervenkraft. Das ist's ja gerade, was die alten Poeten, Maler und Bildhauer vor den modernen voraus haben, daß ihnen eine ganz andere Frische und Fülle ungebrochener Nervenkraft einwohnte, wogegen unser geläutertes kritisches Bewußtseyn, unser gesteigertes Verstandes-

und Gemüthsleben nicht ausreicht. Die Genialität eines Shakespeare, eines Michel Angelo, eines Händel und Sebastian Bach ruht auf dem Vollgehalt unverderbter Nervenkraft, auch bei Goethe noch erfrischt uns immer der Gedanke, wie gesunde Nerven doch dieser Mann gehabt haben müsse, während die „moderne“ Genialität gar oft nichts weiter ist, als eine krankhafte Reizbarkeit des Nervensystems. Auch die socialen Phantastereien wurzeln nicht wenig in dem ruinirten Nervensystem unserer städtischen Bevölkerung bis zum Proletarier abwärts. Gegenüber der nervenschwachen, an der eigenen Spannkraft verzweifelnden Humanitätsnivellirung unserer socialistischen Arbeiter sagt ein alter Bauernspruch: Selbst ist der Mann! Darin liegt Nervenstärke. Unsern Vätern und Großvätern ging es in der Regel weit schlechter als uns selber, sie lebten auch in viel trostloseren Zeitläuften, aber es fiel ihnen gar nicht ein zu verzweifeln — (die Lehre der socialen Demokratie ist die Verzweiflung des einzelnen an seiner Mannheit, in ein System gebracht) — sie hatten noch gesunde Nerven wie die Bauern und schlugen sich mit Gottes Hülfe durch, wie diese. Der Bauer ist in der Regel nicht einmal so muskelstark als man glaubt, er ist mehr grobknochig, mehr schwerfällig, als von sonderlicher Elasticität der Muskeln, aber er hat unverdorbene Nerven und darum zähe Ausdauer. Er kann es aus diesem Grunde gar nicht begreifen, weßhalb der Städter eigentlich spazieren geht, da dieser es doch meist nur zur Erfrischung der erschlafften Nerven thut, und hält das Spazierengehen für aller Narrheiten größte, da ihm freilich die Arbeit selber Nervenstärkung ist. Wie glücklich steht er in diesem Betracht dem ausgemergelten städtischen Arbeiter gegenüber! Es ist darum gut, wenn viele nachgeborene Bauernsöhne zum Gewerbstand übergehen, weil solchergestalt der städtischen Bevölkerung neue Nervenkraft zugeführt, die Landgemeinde selbst aber vor übermäßiger Güterzersplitterung und der damit untrennbar verbundenen, die Nerven abschwächenden Kartoffelexistenz bewahrt wird. Ein noch lebender ausgezeichneter

Jurist war als nachgeborener Bauernsohn von seinem Vater dazu bestimmt, das Metzgergewerbe zu erlernen. Da der etwas zart gebackene Junge aber kein Blut sehen konnte, so erklärte der Alte, er müsse den Buben die Rechte studiren lassen, indem derselbe zu „schlecht" sey, um etwas ordentliches zu lernen. In dieser Ansicht lag eine ganz richtige Schätzung. Denn die Nervenkraft ist des unverdorbenen gemeinen Mannes bestes Theil, sie ist der Punkt, durch welchen zumeist er den höhern Ständen geistig überlegen ist, und statt eines trefflichen Rechtsgelehrten wäre aus dem Jungen gewiß ein ganz mittelmäßiger Metzger geworden.

Der deutsche Bauer hat bekanntlich ein gutes Stück Mutterwitz geerbt, gepaart mit einer Pfiffigkeit und Verschmitztheit in praktischen Dingen, mit der er nicht selten den gewürfeltsten Advocaten in Erstaunen setzt. Aber merkwürdig ist es, wie auch diese Pfiffigkeit, dieser Mutterwitz den Bauern verläßt, sobald er in fremdartige Verhältnisse eintritt. Selbst sein zähes Mißtrauen, seine Langsamkeit im Urtheil und Entschluß will dann oft nicht mehr widerhalten. Derselbe Bauer, welcher sonst keinen Kreuzer annimmt, bevor er ihn sechsmal in der Hand umgedreht hat, der sonst sein materielles Wohl gewiß keinem Menschen anvertraut, mit dem er nicht ein Scheffel Salz ausgegessen, derselbe Bauer gibt sich mit fabelhaftem Leichtsinn betrügerischen Seelenverkäufern hin, sobald er einmal gründlich mit seinen alten Verhältnissen gebrochen und den Entschluß zur Reise nach einer neuen Welt in's Werk gesetzt hat. Als ob ein dunkles Verhängniß ihn zöge, stürzt er sich meist ganz kopflos in den Strom der Auswanderung, wie ein schneeblindes Huhn taumelt er in der ungewohnten Beleuchtung neuer Verhältnisse umher. Allein sowie er wieder einmal festen Boden unter den Füßen hat, sowie er einmal beginnt die alten Sitten in der neuen Heimath wieder aufzurichten, kehrt ihm auch der alte praktische Blick, der Mutterwitz, das heilsame Mißtrauen wieder. Der bäuerliche Auswanderer geht am öftesten auf der Reise zu Grunde,

der städtische in der Ansiedelung. Seine Ausdauer und Zähigkeit macht den deutschen Bauer zum geborenen Colonisten, sie hat ihn zu dem großartigen, weltgeschichtlichen Beruf geweiht, der Bannerträger deutschen Geistes, deutscher Gesittung an allen Weltenden zu werden. Während uns die neueste Zeit wiederum die traurigen Beweise lieferte, daß der deutsche Auswanderer aus den höhern Ständen bei dem praktisch-nüchternen Amerikaner großentheils die Rolle des Gecken spielt, hat sich der Bauer fast überall, wo er auf fremder Erde seinen Pflug einsetzte, den Respect der Eingeborenen errungen.

Die Colonisirung fremder Welttheile durch deutsche Siedler bietet aber auch noch eine andere beachtenswerthe Seite für den Zweck unserer Beweisführungen. Der zurückgekommene, zerfahrene, mit seinem Loose, seiner Heimath zerfallene Mann aus höheren Gesellschaftsschichten findet zuletzt Rettung und Genesung nur noch darin, — daß er Bauer wird. Er besitzt vielleicht noch Mittel genug, um sich in Deutschland ein Ackergut zu erwerben, aber so recht eigentlich Bauer werden könnte er in Deutschland nicht, die Verhältnisse, in denen er aufgewachsen und welchen er entfliehen will, würden ihn hier auch hinter dem Pfluge verfolgen, er würde sich hier des neuen Berufes schämen. Aber jenseits des Oceans schämt er sich dessen nicht. So gestaltet sich hier das Colonistenleben — d. h. das Bauernleben — zu einer rechten Luft- und Wassercur, die den ganzen kranken Organismus gründlich ausfegt. Wer nirgends seinen Frieden mehr finden konnte, der findet ihn im Urwald — als Bauer, und zwar nicht als faullenzender Oekonom, sondern als ein Bauer im Wortsinne, der Schwielen in den Händen hat und im Schweiße seines Angesichts sein saures Brod ißt. Es liegt für den Staatsmann ein deutungsschwerer Fingerzeig in dieser Thatsache, daß die abgestandenen Theile der Gesellschaft zuletzt in Bauernleben und Bauernsitte sich wieder erfrischen.

Wir haben bis hierher vom deutschen Bauer in seiner

Allgemeinheit gesprochen. Es könnte dieß aber auffallen, wie man ihm eine solche Fülle des gemeinsamen Charakteristischen beilegen mag, da ja der „deutsche Bauer" ein ganz idealer Collectivbegriff ist und viel eher noch eine bloß ethnographische Formel, wie „Deutschland" leider eine bloß geographische seyn soll. Zudem hoben wir ja hervor, daß gerade bei den Bauern der zäheste Particularismus des Gaues, der Landschaft sich eingebürgert hat. Allein dieß eben ist das Wunderbare, daß der deutsche Bauer, trotz aller schroffer Unterschiedlichkeit, doch in den Hauptcharakterzügen, in dem eigentlichen Grundton der Sitte überall derselbe bleibt. Selbst da, wo bereits der moderne Auflösungsproceß bei ihm eingedrungen, kann er doch das Gemeinsame des Bauerncharakters noch lange nicht verläugnen. Auf weit ausgedehnten Gütern sitzt der Bauer in Mecklenburg, Pommern, Brandenburg; auf großen vereinzelten Gehöften in Westphalen; in Gruppen kleiner Dörfchen und Weiler auf dem Westerwalde und im Sauerlande; gränzenlose Güterzersplitterung beim Zusammenwohnen in großen Dörfern herrscht am Rhein, und große Verschiedenheiten in Sitte und Charakter werden durch alles dieß bedingt, aber dennoch verläugnen sich nirgends die großen Grundzüge des deutschen Bauernthums, sie verläugnen sich selbst da nicht, wo er sich inmitten einer barbarischen Umgebung wie in Grusien angesiedelt hat, so wenig als in den Hinterwäldern Amerika's. Das freundliche, reinliche Dorf im Hochgebirge mag sich auf den ersten Anblick gewaltig abscheiden von dem trübseligen, schmutzigen Fischerdorf am Meeresstrande, und dennoch wohnt in beiden Dörfern derselbe deutsche Bauer mit demselben Hauptzuge des Lebens und Wirkens, mit derselben Sitte, die nur einen anderen Rock angezogen, die sich in eine andere Mundart übersetzt hat. Die Culturarten selbst sind wohl in keinem Lande mannichfaltiger als in Deutschland. Die buntesten Schattirungen des Feldbaues, der Viehzucht, des Weinbaues 2c., bedingt durch die wunderbar reiche Abstufung des Bodens und der Gebirgsformation, wechseln mit einander, daß sich das Ganze

recht wie eine instructive Musterkarte (vielfach leider allzu instructiv) für den Nationalökonomen ausnimmt. Und doch überall derselbe deutsche Bauer! Es gibt ein unsichtbares Band, welches alle verknüpft, zu einer Einheit, von welcher sich der Bauersmann selber am wenigsten etwas träumen läßt: es ist dieß die Gemeinsamkeit der Sitte, des historischen Charakters.

Zweites Capitel.

Der entartete Bauer.

Nachdem wir nun erörtert haben, was des deutschen Bauern bester moralischer Besitz ist, was er sich gerettet aus den Strömungen verheerender Zeitereignisse, müssen wir auch untersuchen, was er in diesem Betracht verloren hat. Wir zeichneten den Bauernstand bis hierher in seiner Glorie, es liegt uns nunmehr auch ob, ihn in seiner Erniedrigung und Verderbniß zu zeichnen. Wir schilderten ihn als die erhaltende Macht in der wankenden Gesellschaft; wir müssen dagegen setzen, wie und wo sich das auflösende Element auch bei ihm bereits eingefressen hat.

Sein sittlicher Ruin geht vor allen Dingen Hand in Hand mit dem ökonomischen. Der gleichmäßige, sichere Erwerb macht den Bauer solid. Nur die unberechenbaren Naturereignisse sollen es seyn, die seinen Besitzstand Schwankungen unterwerfen. Sie können jedenfalls seine „Rache gegen die Gesellschaft" nicht herausfordern. Je mehr aber die Ackererzeugnisse Gegenstand der Speculation werden, den großen Verkehrskrisen preisgegeben, um so mehr tritt auch der Bauer, den es trifft, aus seinem ursprünglichen Charakter heraus. Hagelschlag und

Mißernte kann er hinnehmen, ergebenen Sinnes ausharren'd aber wenn er bei vollen Speichern darben muß um einer Geschäftsstockung willen, deren Ursachen er nicht begreift und an deren Nothwendigkeit er nicht glaubt, dann wird er gar leicht an sich selber irre.

Wir sehen dieß an den Weinbauern in jenen Gegenden, die lediglich auf die Weinerzeugung im Großen hingewiesen sind, die nicht bloß nebenbei einen Landwein bauen, sondern deren Product für den Handel bestimmt, von allen Schwankungen des Marktes abhängig ist. Der Geschäftsmann versteht das, weil er auf die Handelskrisen zu rechnen weiß, der Bauer denkt selten an eine solche Berechnung, und wenn er auch hundertmal gewitzigt wäre. Nirgends sehen wir ein traurigeres Bauernproletariat, eine entsittlichtere ländliche Bevölkerung als in den eigentlichen Weingegenden. Der Grundpfeiler des festen Besitzes und des gesicherten Erwerbes fehlt dem Weinbauern ganz. Die feineren Weine — und von den eigentlichen Landweinen spreche ich nicht — sind ein Luxusartikel, dessen Vertrieb allen Schwankungen des öffentlichen Credits unterworfen ist. Auch die Ergiebigkeit der Ernte hängt an dem Faden des Zufalls. Der große Gutsbesitzer kann den Schwankungen des Credits Trotz bieten, ja er kann auf dieselben speculiren, er kann es auch ertragen, wenn unter zehn Weinjahren vielleicht nur zwei gute zutreffen sollten. Schon der mittlere Bauer, des kleinen gar nicht zu gedenken, kann das aber um so weniger, als der Weinbau eine viel größere Vorlage von Baarcapital erfordert als der übrige Landbau. Ferner läuft die Verbesserung der Weincultur großentheils darauf hinaus, daß man den Muth und die nachhaltigen Mittel besitzt, um wagen zu können. Der große Gutsbesitzer im Rheingau z. B. veredelt seine Weinproduction nicht wenig durch das Spätherbsten, er muß dabei freilich riskiren können, daß ihm auch einmal eine halbe Ernte verloren geht. Dieß kann selbst der mittlere Bauer wiederum nicht. Der Herzog von Nassau und der Fürst Metternich erzielen die besten

Weine im Rheingau, weil sie zu Gunsten der Qualität am leichtesten die Quantität in die Schanze schlagen können, weil sie überhaupt mit dem größten Capitale wirthschaften. In den eigentlichen Weingegenden ist leider der kleine Weinbauer als solcher eine Null geworden, nur der große Capitalist zählt noch, und der Mann, der die Harke schwingt und die Bütte auf dem Rücken trägt, ist ein ganz beklagenswerther Proletarier, sofern er nicht über ein ansehnliches Capital verfügen kann. Alle Bedingungen eines ächten Bauernthums fehlen hier, denn es fehlt die materielle Solidität, es fehlt die Selbständigkeit des einzelnen wie der Körperschaft. Daher ist der geringere Weinbauer in solchen Strichen großentheils verkommen und verdorben, mit Gott und der Welt zerfallen. Aus früherer Zeit an ein besseres Leben gewöhnt — denn noch ist es nicht allzu lange her, daß sich die Verhältnisse des Weinbauern so trüb gestaltet haben — kann er sich mit den nunmehr geforderten Entsagungen nicht befreunden, und da diese armen Leute ihren Wein nicht verkaufen können, dabei aber kein Stück Brod auf dem Tische haben, so ist es begreiflich, daß sie den Wein zuletzt selber trinken. So öffnet die bittere Noth der Entsittlichung eine neue Thür, und nicht selten trifft man's in solchen „paradiesischen" Landstrichen, daß einem neben den Männern auch Weiber trunken und mit glührother Nase entgegentaumeln. Nicht daß es den Weinbauern überhaupt schlecht geht, ist bei ihm das Bedenkliche, sondern daß er sich in seiner eigenen Haut nicht mehr wohl fühlt, daß seine ganze Existenz als Bauer nichts taugt. Damit tritt er ganz aus dem Rahmen heraus, in welchem wir oben den deutschen Bauern gezeichnet haben. Er wird sich auch in keiner andern Weise gründlich helfen können, als indem er den trügerischen Rest seiner Selbständigkeit vollständig aufgibt. Wer größere Capitalien besitzt, der möge das Wagniß des höheren Weinbaues auf sich nehmen, welcher überhaupt viel mehr in das Capitel von der Industrie als vom Ackerbau gehört. Der jetzige kleinere Weinbauer würde als Wirthschafter und Tag-

löhner des größeren Producenten eine weit unabhängigere und solidere Stellung einnehmen, als jetzt, wo er nicht leben und nicht sterben kann. In dem Maße als die mittleren Weine aus den weitern Handelskreisen verschwinden und in die Classe der Landweine zurücktreten, in dem Maße als diesen gegenüber die Concurrenz des Bieres und Apfelweines übermächtig wird und nur der Luxus- und Modeartikel der feineren Weine einen größeren Markt behält, in demselben Maße wird sich der kleinere Bauer genöthigt sehen die Weincultur auf eigene Rechnung aufzugeben. Mit dem steten Wechsel zwischen kurzem Ueberfluß und langem Elend wird dann auch die Entartung der Weinbauern allmählich ihren Rückzug antreten.

Ein rasches Steigen und Fallen der Erwerbverhältnisse thut niemals gut beim Bauern. Gerade das Langsame, Stetige, Gemessene in seiner Existenz bedingt deren eigenthümlichste Färbung. Vor ungefähr zehn Jahren wurden in Oberlahngau eine ganze Reihe Eisensteingruben aufgeschlossen, und zwar in Gemarkungen, wo vordem kaum je auf Eisenerz gegraben worden war, und ein recht gediegener Bauernschlag nur aus dem ziemlich mittelmäßigen Feldbau seine Nahrung gezogen hatte. Die Gruben zeigten sich sehr ergiebig und hatten namentlich die Eigenthümlichkeit, daß die Erzgänge äußerst nahe an der Erdoberfläche herzogen, daher auch ohne großen Capitalaufwand ausgebeutet werden konnten. Viele Bauersleute waren im Stande sich eigene Gruben anzulegen. Der rasch erzielte Baargewinn verlockte wie ein Zauber, ein förmliches Bergbaufieber ergriff ganze Gemeinden. Jeder wollte schürfen, jeder sich eigene Gruben erwerben. Es kam vor, daß Bauern ihre Häuser mitten im Dorfe niederrissen, um auf ihrer Stätte nach Eisensteinen zu graben! In wenigen Jahren schienen die Bauerndörfer in reine Bergmannsdörfer verwandelt zu seyn. Aber die Schwindelei trug bald ihre bitteren Früchte. Der gute Absatz stockte nach einer Weile, gar viele der neuen Bergleute mußten wieder zum Pfluge greifen, andere auswärts ihr Brod suchen, und

der alte solide Geist der Bauerschaft war gebrochen. Nur drei oder vier Jahre allzu leichten Erwerbs, nur drei oder vier Jahre Wohlleben und Aufgeben der alten einfacheren Sitten hatten hingereicht, um aus zufriedenen armen Leuten mißvergnügte Proletarier zu machen, bei denen seitdem auch von Jahr zu Jahr der Geist der Verliederlichung und sittlichen Auflösung tiefere Wurzel geschlagen hat. Und doch wirkt der Bergbau an sich fast überall nur veredelnd auf die ländliche Bevölkerung, ja der Bergmann ist sonst das rechte Muster eines frommen Arbeiters, der rechte Stammhalter guter alter Bräuche und Sitten. Allein mit dieser historischen Figur des deutschen Bergmannes hatten unsere Schwindler eben darum nichts gemein, weil sie urplötzlich aus den festen Bahnen ihrer bisherigen Existenz herausgesprungen waren, weil sie einem jähen Gewinn ihren historischen Boden, ihre Solidität geopfert hatten. Wer den Bauer gediegen und ehrenfest erhalten will, der muß dazu thun, daß er in den Gränzen eines stetigen und festen Erwerbes verharre.

Aus diesem Grunde ist es auch ein großer Ruin für die Dörfer, daß sich so viele verdorbene kleine Gewerbsleute in denselben niederlassen, die nicht Capital und Geschicklichkeit genug haben, um in den Städten fortkommen zu können. Sie treiben dann ein Stückchen Ackerbau und ein Stückchen Gewerbe, und man weiß nicht recht, ob man sie handwerkernde Bauern oder verbauerte Handwerker nennen soll. Jedenfalls pfuschen sie nach beiden Seiten gleich stark, machen den Bauer von seiner Sitte abwendig, da sie es selber doch niemals dahin bringen können ordentliche Bauern zu werden, und mehren gleichzeitig den Ruin des kleinen Gewerbestandes. Durch sie hat sich gleichsam eine Colonie bäuerlicher Dilettanten im Schooße der Dörfer eingenistet, ein Auswuchs, welcher den ganzen Fluch der Verkommenheit in sich trägt und krebsartig um sich frißt. Sie spielen oft die Rolle der „verdorbenen Genies," und locken dann die verdorbenen Genies und verkannten Größen unter den Bauernburschen zur Nachfolge.

Von diesem Zwitterwesen unterscheiden sich wieder himmelweit die eigenthümlichen Verhältnisse ganzer Landstriche, namentlich Gebirgsgegenden, wo irgendein Gewerbszweig historisch ist und zur nothwendigen Ergänzung des magern Feldbaues dienen muß. Daß aber auch dieser Zustand in neuerer Zeit immer bedenklicher wird und namentlich eine traurige Aehnlichkeit mit der oben geschilderten Lage der Weinbauern erhält, haben uns die Schicksale der Nagelschmiede im Taunus, der Uhrenmacher auf dem Schwarzwalde, der Spitzenklöppler in Sachsen, der schlesischen Leinweber genugsam bewiesen. Der deutsche Bauer erhält sich nur da in rechter Kraft und Gesundheit, wo er ganz und ausschließlicher Bauer ist.

Die schlimmen Folgen übermäßiger Güterzersplitterung in ökonomischer Hinsicht nachzuweisen ist hier unsere Sache nicht. Wir haben nur von der daraus erwachsenden socialen Verderbniß zu reden. Die Güterzersplitterung ist nicht neu, aber ihre Wirkungen sind neu. An vielen Orten datirt sie auf Jahrhunderte zurück, allein die einfacheren Erwerbverhältnisse der alten Zeit brachen ihr die gefährliche Spitze ab. Auf derselben Morgenzahl, wo ein Bauer noch vor hundert Jahren seine feste Existenz finden konnte, vegetirt jetzt nur noch ein Proletarier. Die gesteigerte Ertragsfähigkeit des Bodens gleicht hierbei nur wenig aus. Der Bauer erscheint uns nämlich jetzt bereits als ein Proletarier, welcher aus seinem Gute nur so viel zieht als er verzehrt. Die idyllische Ansicht, daß ein solcher Mann sehr glücklich seyn müsse, können wir einem Poeten zu gut halten, der praktische Nationalökonom wird einen solchen Bauer jedenfalls nur für einen armen Teufel ansehen. Die Erfahrung daß dasjenige was er verzehrt von Jahr zu Jahr magerer seyn wird, bis er ausschließlich bei der unvermeidlichen Kartoffel stehen bleibt, liefert den Beweis dazu. Vor hundert Jahren mag das anders gewesen seyn. Die Lösung des Widerspruches liegt aber darin, daß der Bauer, und auch der kleinste, immer abhängiger vom Besitze baaren Geldes wird. Wo er sich sonst das

Bau- und Brennholz umsonst im Gemeindewalde fällen durfte, da muß er es jetzt für theures Geld erkaufen. Sein Haus deckte er unter nachbarlicher Beihülfe selber mit Stroh, jetzt muß er den Dachdecker bezahlen. Die früheren Abgaben in Naturalleistungen konnte er leichter aufbringen, als jetzt die Steuer in baarer Summe. Seine Unabhängigkeit vom baaren Gelde war sein Reichthum, sie bedingte seinen selbständigen Sinn. Weil dieser kleine Bauer so gar abhängig vom baaren Gelde geworden, weil er unter die Oberherrlichkeit der Juden gerathen ist, darum ist er so unendlich viel ärmer als früher bei gleichem Besitzstande. Nicht mit Unrecht hat der Bauer einen so absonderlichen, instinctartigen Respect vor dem baaren Geld. Zahlt er doch lieber seine Zinsen doppelt in Früchten, die er unter dem Preis seinen Geldherren bringt, als daß er in einfacher Baarzahlung den Zins abtrüge! Die Gesammtheit — die Gemeinde — war vordem reicher an Gemeingut und zugleich bedürfnißloser, darum konnte der Einzelne bei weit leererem Beutel dennoch wohlhabender seyn als heutzutage. Diese gleichen Anrechte aller Gemeindeglieder auf Waldungen, Viehweiden u. dgl. waren eine Art von historisch-patriarchalischem Communismus. Sie beförderten einen *scheinbaren* allgemeinen Wohlstand, unter dessen Hülle eine ganze Reihe in sich unberechtigter kleiner Existenzen ausgebrütet wurde. Als die gesteigerte Civilisation die höhere Spannung der Staatswirthschaft, die gänzlich veränderte Organisirung des Staatslebens überhaupt die Zerstörung dieses patriarchalischen Communismus forderte, da geriethen hierdurch auf einmal unzählige kleine Bauersleute, ohne es selber anfangs recht zu merken, in die Classe des Proletariats. Wenn man heutzutage dem Bauern den Communismus predigt, so vermag er das selten anders zu fassen als in dem Gedanken der Rückkehr zu solchen Zuständen, die er sich freilich in weit rosigerem Lichte und in ungemessener Erweiterung ausmalt. Wir werden weiter unten sehen, wie sich diese Ansicht in den letzten Revolutionsjahren praktisch bewahrheitete. Wo aber das Bauernprole-

tariat in Folge der Güterzersplitterung und der geschilderten Verhältnisse sich ausgebreitet hat, wo der Einzelne sich in der Lage sieht, weil er nichts mehr besitzt, über den Diebstahl des Besitzes zu philosophiren, da wird er dieß doch auch in ganz praktischer Weise thun, und also weit eher mit den Criminalgerichten, als mit den politischen Tribunalen in Berührung kommen. Wir haben noch nicht gehört, daß man sich in solchen durch die Güterzersplitterung ruinirten Dörfern viel mit socialen Theorien plage, wohl aber, daß Holzdiebstahl, Wilddieberei, Feldfrevel u. dgl. daselbst an der Tagesordnung sind. Aber die sittliche Verderbniß kann jeden Augenblick zu ihren gesellschaftlichen Consequenzen führen.

Anders sieht es freilich in den großen Dörfern aus, wie sie sich meist in der Nähe größerer Städte gebildet haben. Zu dem sittlichen Verfall gesellt sich hier noch der unmittelbare Einfluß städtischer Nichtsnutzigkeit. Hier „philosophirt" auch der Bauer bereits über die Gesellschaft. Aechte Bauernsitte existirt da ohnedieß längst nicht mehr. Nur eine von allen Bauerneigenschaften ist meist zurückgeblieben: Grobheit und Rohheit. Das Proletariat solcher Dörfer ist jedenfalls das allergefährlichste; denn an innerer Verdorbenheit gibt es dem Abschaum des städtischen nichts nach, an Rohheit aber übertrifft es dasselbe. Ländliche Proletarier dieses Schlages waren es, welche Auerswald und Lichnowsky ermordeten.

Man kann nicht läugnen, daß der Verfall des ächten Bauernthums in den letzten fünfzig Jahren ungeheure Fortschritte gemacht hat. Erwägt man aber, daß nicht bloß die ökonomische Zerrüttung, daß nicht bloß die Erbschaft seit Jahrhunderten verschrobener wirthschaftlicher Zustände zu diesem Ergebniß geführt, sondern daß von dem modernen Staate selbst der Selbstauflösung des Bauernthumes jeder mögliche Vorschub geleistet wurde, dann erscheint es fast wie ein Wunder, daß der deutsche Bauer im Großen und Ganzen sich selbst so treu geblieben, daß er ein so bedeutendes Theil seiner guten Sitte aus dem Schiffbruch gerettet hat.

Betrachten wir vorerst nur die Einflüsse der äußeren politischen Gestaltungen des 19ten Jahrhunderts. Drei- bis viermal haben sich derweil die deutschen Staatenbildungen verändert, hier und dort wurde ein alter politischer Verband gelöst, die ganze innere Geographie Deutschlands gründlich durcheinander geworfen, niemand fühlte sich durch die Gebietsveränderungen tiefer verletzt als der Bauer, und doch erschienen sie keinem Menschen unmotivirter als gerade ihm. Dem Bauern will daher die alte Geographie durchaus nicht aus dem Kopf, und die neue nicht hinein. Der preußische Westerwälder sagt nicht, er sey aus dem Regierungsbezirk Arnsberg, sondern aus dem „Oranischen;“ der Bauer in der Gegend von Schwalbach nennt seine Landschaft noch heute „die Niedergrafschaft Katzenelnbogen;“ der Bauer des Lahngau's ist im „Solmsischen,“ oder im „Weilburgischen,“ oder im „Wied-Runkelischen,“ oder im „Kurtrierischen“ zu Hause; im badischen Oberlande existirt das „Hanauer Ländchen“ noch immer im Sprachgebrauche des Landvolkes; dem ächten Pfälzer Bauern fällt es nicht ein, sich einen „Rheinbayern“ oder „Rheinhessen,“ oder einen Bewohner des „badischen Neckarkreises“ zu nennen. Man muthet diesen Leuten zu, „angestammte Loyalität“ zu zeigen, während sie sich doch selber sagen, daß damit gerade eine Loyalität für das Nichtangestammte gemeint ist. Der Gebildete weiß, daß es so und nicht anders hat kommen müssen, wenn er auch bedauert, daß man bei dieser Staatenbildung auf der einen Seite viel zu radical, und auf der andern viel zu wenig radical verfahren ist. Der Bauer weiß das nicht. Woher auch? Ihn bestimmt eine überkommene, dunkle politische Sympathie oder Antipathie, im Kleinen ähnelnd jenem instinctiven Preußenhaß der großen süddeutschen Volksmasse und der dunkeln Abneigung des Nordens gegen Oesterreich. Der Bauer ist ein geborener Particularist, nur ist sein Particularismus kein willkürlicher, sondern historischer Tradition entsproßt. Dieser Bauernparticularismus tritt auch nicht gleich dem dynastischen und diplomatischen in offenen Kampf mit der Idee der Nationalein-

heit, diese ist ihm bloß gleichgültig; der Bauer ist ein natürlicher Particularist, ein Particularist aus Beschränktheit, nicht aus Neid, Eigennutz, Eifersucht und Dünkel, wie die andern Particularisten. Aber insofern man seinen natürlichen Particularismus aufs tiefste und — wie er glaubt — grundloseste gekränkt hat, wird er Oppositionsmann gegen die bestehende Staatsgliederung. Er wird radical aus Conservatismus. Nicht bloß sein Fürst, er selber ist mit ihm mediatisirt worden. Namentlich in ehemals geistlichen Besitzthümern, wo nicht bloß der politische, sondern auch ein kirchlicher Particularismus im Bauern historisch geworden ist, finden wir es häufig, daß er sich durchaus noch nicht mit der neuen Landeshoheit befreunden kann. Die Stimmung der Bauern in Rheinpreußen und Münsterland wird noch auf lange Zeit hin den Beweis für diese Behauptung liefern.

Als in der Zeit nach dem Lüneviller Frieden eine Wiedische Dorfgemeinde in kurzer Frist dreimal ihren Landesherrn hatte wechseln müssen, vereinigten sich die Bauern zu einem entschiedenen Protest, und sprachen den Wunsch aus, man möge ihnen doch endlich einmal Einen Fürsten fest lassen. Die jüdischen Gemeindemitglieder, welche gleichfalls zur Unterzeichnung der Schrift aufgefordert waren, erwiederten ablehnend in einem höchst originellen Sendschreiben, worin es zum Schlusse wörtlich hieß, sie hätten sich bisher an keinen der verschiedenartigen Landesherrn „attachirt,“ drum thue ihnen jetzt auch der Tausch nicht leid. Der Gegensatz des heimathlosen Dorfjuden zum Bauern spiegelt sich hier in höchst charakteristischer Weise. Allein man hat in unsern zerrissenen Staatengruppen vielfach den Bauersmann schon dahin gebracht, daß auch er sich an keinen mehr „attachirt.“ Dadurch ist ein innerer Widerspruch in das Wesen der Bauern eingedrungen, und es dürfte doch wohl nicht zufällig und bedeutungslos erscheinen, daß gerade in dem geographisch zerfetzten Mittel- und Südwestdeutschland die historische Tradition des Bauern bis auf Sitte und Tracht hinab in neuester Zeit unglaublich rasch verschwunden ist, daß hier die

ärgste Güterzersplitterung herrscht, ein ausgedehntes Bauernproletariat, daß hier der conservative Geist des Bauern am öftesten gebrochen ist, und eine auffallende Oppositionslust sich zu regen beginnt, während in größern Ländercomplexen, wie in Tirol, Altbayern, Altpreußen, Westphalen ꝛc. der historische Bauer sich am reinsten erhalten hat. In Schleswig-Holstein sehen wir, mit welch aufopferungsvoller Zähigkeit ein tüchtiger Bauernstamm auch an einer politischen Idee festzuhalten vermag, wie er sich dadurch gleichsam läutert und veredelt. Allein hier hat der Bauer neben seiner alten historischen Ueberlieferung auch noch eine neuere und neueste Geschichte; diese fehlt fast allen übrigen deutschen Bauernstämmen. Die Geschichte der letzten hundert Jahre ist für den deutschen Bauern ein weißes Blatt. Er hat wohl Wirkungen — sehr negative übrigens — wahrgenommen, allein die Ursachen blieben ihm dunkel. Wenn vor ein paar hundert Jahren seine Gegend mit Feuer und Schwert erobert, wenn sie durch Kauf und Tausch, durch Erbverträge an eine andere Herrschaft gebracht wurde, so begriff er das, weil sich die Thatsachen unter seinen Augen zugetragen hatten, weil er vielleicht auch mit seiner Haut hatte bezahlen müssen. Das diplomatische Intriguenspiel dagegen, welches fast alle Hebel der modernen Geschichte in Bewegung gesetzt hat, wird der Bauer sein Lebtage nicht durchschauen lernen, ja es ist wohl gar nach einer Seite hin ein rechtes Glück, daß er sich's nicht träumen läßt, in welcher Weise schon oft seines Vaterlandes Geschicke und seine eigenen verschachert worden sind. Der Bauer begreift nicht den Kampf des constitutionellen Staatsgedankens mit dem republikanischen, mit dem absolutistischen, er begreift die moderne Geschichte höchstens in einigen Resultaten, nicht in ihren Entwicklungen — Resultate wie etwa dieß, daß er von Jahr zu Jahr schwerere Steuern zahlen muß — d. h., für ihn existirt die moderne Geschichte überhaupt nur negativ. Seit den Befreiungskriegen hat der Bauer keine weltgeschichtliche That mitgewirkt, die er vollauf begriffen hätte. Der Gebildete denkt und redet

anders wie der Bauer, er hat demselben dadurch bereits seit Jahrhunderten den Gewinnstantheil an der Nationalliteratur gestohlen. Jetzt stehlen wir demselben gar die Geschichte der Gegenwart, indem wir sie zu einem abstracten Proceß verflüchtigen. Geht das noch eine Weile so fort, dann wird dem Bauern die unmittelbare Frische des historischen Bewußtseyns verblassen, er wird ein abstracter Culturmensch werden wie wir, oder höchstens ein zopfiger Antiquitätenkrämer, der sich mit altmodischem Brauch ohne Sinn lächerlich macht.

Ich wüßte übrigens gar nicht, wofür der Bauer dem modernen Staat eigentlich hold und dankbar seyn sollte. Unsere ganze praktische Politik hat bis jetzt den Bauer als politische Potenz ignorirt. Sie hat den festen Bestand seiner Eigenthümlichkeit zu brechen gesucht, sie hat es kaum geahnt daß er die erste conservative Macht im Staate sey. Den Beamtenstand und das Militär hielt man für die Grundsäulen der erhaltenden Politik. Was es mit dem Conservatismus des Beamtenstandes auf sich hat, haben wir in den letzten Jahren gesehen, wo ein Theil der Beamten sich feige verkroch, ein Theil offen zum Feinde überging, ein Theil in achselträgerischer Neutralität zuwartete, und nur gar wenige im entscheidenden Momente sich vor die Bresche stellten. Das Militär aber ist ja in seinem Kerne nichts anderes als der Bauer, der Bauer, den man in Friedensgarnisonen zur Corruption führt, der mit dem oberflächlichen Schliff städtischer Art und Sitte nach Ablauf der Dienstjahre nicht selten auch die städtische Verderbniß ins Dorf heimträgt, und der dennoch, wo es gilt, zeigt, wie tief gewurzelt der Trieb der Gesetzlichkeit in den deutschen Bauern sey.

Der Polizeistaat trat in offenen Kampf gegen die Heiligthümer des Bauern; er wollte ihm nicht selten seine Sitten und Bräuche wegdecretiren, er hat es auch mitunter fertig gebracht. Der Beamtenstand suchte etwas darin, den Bauer seine Bildung fühlen zu lassen. Der untere Beamte pflanzte die Tyrannei, welche er von seinem Vorgesetzten zu erdulden hatte, auf sein

Betragen gegen die Bauern fort, und hielt sich dadurch gleichsam schadlos. Der jüngste Accessist behandelte oft den ehrwürdigen Patriarchen des Dorfes wie einen dummen Jungen. Es galt für eine absonderliche Beamtenweisheit, den Bauer von vornherein mit möglichster Grobheit anzuschnauben. Es ist noch im Jahre 1848 öffentlich zur Sprache gekommen, daß bei vielen Justizbeamten bis dahin die Sitte herrschte, proceßführende Bauern, falls sie in ihren Erörterungen allzu lebhaft wurden, durch Ohrfeigen zu besänftigen. Das alles hat einen tiefen Stachel in der Brust des Bauern zurückgelassen, einen gründlichen Haß erzeugt gegen das Schreiberregiment. Durch die vollständigste Verkennung des Bauerncharakters, da man in dem Bauersmann nur den groben Klotz erblickte, darauf ein grober Keil gehöre, während man in die feineren Falten seiner Eigenthümlichkeit nicht einzublicken vermag, hat ihn der Beamtenstand systematisch zur Opposition reif gemacht.

Unsere früheren Regierungen bildeten sich nicht wenig darauf ein, daß sie die Leuchte der Aufklärung unter das dumme Bauernvolk getragen. Da aber diese Aufklärung nur auf ein ganz dürres Schema nüchterner Verständigkeit hinauslief und auf eine Loyalität abzweckte, deren Mutter die Furcht vor dem Polizeidiener ist, so wurde sie von dem unverfälschten Bauern spröde abgewiesen, den halb verderbten aber ruinirte sie vollends. Man vergaß, daß Sitte, Charakterfestigkeit, die unmittelbare Empfindung, daß der Glaube des Bauern Eigenstes ist, nicht aber die nüchterne Verstandesreflexion. Eine Regierung, die den Bauer wirklich aufklären und veredeln will, festige und läutere ihn in diesen Stücken. Ein Bauer, der im Sinne des rationalistischen Polizeistaates aufgeklärt geworden, ist gleich einem philosophirenden Frauenzimmer, ein Blaustrumpf im Kittel.

So hat der Bauer den Staat bis jetzt fast nur von seiner aufdringlich schulmeisterlichen Seite kennen gelernt, oder gar von seiner verneinenden und auflösenden. Der Staat war ihm ein steuererhebendes, seine harmlose Sitte befehdendes, sein ständisch-

corporatives Bewußtseyn störendes und ausebnendes Polizeiinstitut, welches ihn mit neumodisch unverständlichen Formen quälte, und sein ganzes Mißtrauen herausforderte. Er reizte ihn mindestens zu eigensinnigem Trotze, der schlechten Kehrseite seines Conservatismus. Wir sahen es in vielen Abgeordnetenkammern, wie sich dieser Trotz, diese Hartköpfigkeit als verderbliches Parteisystem der Bauern geltend machte, gleich argwöhnisch gegen die Regierung wie gegen ihre Gegner, jede Sicherheit des parlamentarischen Erfolges durch die Quersprünge eines nicht voraus zu berechnenden Eigensinnes vereitelnd. Dieser ausschießende Eigensinn der Bauern in politischen Dingen, erzeugt durch die Verkehrtheiten der Bureaukratie, droht aber zu dem Auswuchs eines starr einseitigen Corporationsgeistes sich zu erweitern, der in constitutionellen Staaten zu höchst bedenklichen Krisen der parlamentarischen Politik führen könnte. Wir sehen aber auch hier, daß der Oppositionsgeist bei den Bauern nicht nivellirend auftritt, sondern vielmehr in die beschränktesten Standes- und Körperschaftsinteressen sich verhaust.

Nirgends hat jedoch die Bureaukratie den Bauersmann schwerer verletzt, als durch ihre „Regelung" der Gemeindeverfassung. Das Gemeindeleben ist das eigentliche Familienleben des ächten Bauern; das Behagen, welches er im engern Familienkreise selten zu finden vermag, findet er sich in der Gemeinde gerettet. In großen Dörfern, die mehr städtischen Charakters, ist das freilich nicht der Fall; das familienhafte Gemeindeleben ist wesentlich die Lichtseite der kleinen Dörfer und Weilergruppen. Oft sogar ist in Gebirgsgegenden die Gemeinde wirklich eine Familie, der Ueberrest von einer Art Clanverfassung. So gibt es Dörfer auf dem hohen Westerwalde, in denen durchweg fast nur ein einziger Familienname vorkommt. Die Dörfer, in welchen nur drei, vier Familiennamen sich stets wiederholen, was dann allerlei kurzweilige Beiwörter zur Unterscheidung der Einzelnen nothwendig macht, sind überall nicht selten. Die Gemeinde ist das Heiligthum des Bauern gewesen, in welches er eben so

wenig einen Unbefugten mag eindringen sehen, als der Städter das Heiligthum des Hauses und der engeren Familie preisgeben will. Die Ausschließlichkeit, welche im Mittelalter der städtischen Bürgerschaft und dem Adel eignete, und diese Corporationen Jahrhunderte lang vor Ueberschwemmung durch landläufiges Gesindel bewahrt hat, ist allmählich auch auf die Landgemeinden übergegangen. „Dieser Galgen ist für uns und unsere Kinder" — so ließ eine alte Stadtgemeinde an ihren Galgen schreiben, da sie fremden Spitzbuben im Tode eben so wenig als im Leben bei sich Aufenthalt gestatten wollte. Das ist jetzt ein Wort für den ächten Bauersmann. Nun kam aber der bureaukratische Staat und suchte möglichst viele ortsfremde Leute in die Landgemeinden zu setzen. Die Schultheißen, Bürgermeister rc. wurden von den Staatsbehörden wo möglich aus den untersten Anhängseln des Beamtenstandes, aus der eigentlichen Schreiberwelt, gegriffen, und den Gemeinden aufgedrungen. Die Einwanderung und Ansiedelung fremder Proletarier zu begünstigen galt für staatsklug; wo die Gemeinden sich weigerten derartige Colonisten aufzunehmen, da erschien ein dringender Befehl. Die Bureaukratie behandelte das Bauernthum ganz so, wie die alten Römer ihre eroberten Provinzen. Durch jene Proconsuln, welche unmittelbar dem Stamme der Bureaukratie entsprossen waren, oder doch von ihr nur Brief und Siegel hatten, sollte der Bauer „cultivirt," „aufgeklärt," d. h. in seiner Eigenthümlichkeit beschnitten und dem nivellirenden Staatssysteme bequem gemacht werden. Also auch hier wieder will der Beamtenstand die erhaltende Macht im Staate seyn; er glaubt die Granitpfeiler des Bauernthums wegbrechen zu müssen, damit die Gesellschaft sicherer auf seinen Holzstangen und Brettergewölben ruhe, die er dafür unterschiebt! Nicht die Controle, welche sich die Staatsbehörde über die Gemeindeverwaltung vorbehielt, war es, was den Bauer empörte, sondern die Art, wie diese nothwendige Controle geübt wurde. Der Bauer selbst ist viel zu gescheidt, als daß er für das rein theoretische Ideal einer „freien Gemeindeverfassung" hätte schwärmen mögen,

wie man es neuerdings zum großen Verderben der Gemeinden zu verwirklichen gesucht hat. Er will sich der Oberaufsicht des Staates nicht entziehen, aber er will auch nicht, daß in den einfachsten Gemeindeangelegenheiten der Schreiber vor dem Bauern gehe, er begreift die Anmaßlichkeit jenes städtischen Dilettantismus noch nicht, der in allen Sätteln gerecht ist, er meint, daß nur ein Bauer Bauernsachen verstehe. Durch die ungeschickte Bevormundung hat man den Bauer nicht nur abermals störrisch und argwöhnisch gemacht, sondern das Heiligthum des familienhaften Gemeindelebens ist wirklich vielfach zerstört worden, und der böse Gedanke ist in dem Bauern aufgestiegen, als ob er ein von den Städtern Unterjochter sey.

Der nivellirende Staat aber begnügte sich hiermit noch lange nicht; denn er wollte ja gerade alles das geflissentlich bei dem Bauern wegmerzen, was wir als dessen bestes Besitzthum preisen. Die Dorfschulmeister gaben ein weiteres Mittel zur Hand. Aus dem Bauernstande hervorgegangen, lebten sie früher in und mit demselben, und ihre Lehre ging eben auch nicht weit über die Bauernweisheit hinaus. Allein der Bauer sollte „über sich selber hinausgehoben" werden. Dazu mußte man freilich zuerst den Lehrer über sich selber hinausheben. Auf einer sogenannten Musteranstalt wurde ihm eine höhere Bildung beigebracht, zu der doch wieder alle Grundlage fehlte; der Bauer ward in ihm ausgetilgt, aber der Gebildete konnte nur halb an dessen Stelle gepfropft werden. In dem neuen „Herrn Lehrer" war nun doch der alte „Dorfschulmeister" in der That über sich hinausgehoben, d. h. er erschien jetzt nicht selten wie ein studirter Bauer, der vor Gelehrsamkeit übergeschnappt ist. Gerade diese ächt moderne Stimmung, daß sich der Mann nicht wohl fühlt in seiner Haut und fort und fort die Schranken seines Standes und Berufes durchbrechen möchte, ward durch die Schulmeister den Bauern eingeimpft. Der Schullehrer suchte natürlich den Zustand der Halbbildung, zu welchem er übergegangen, auch den dummen Bauern mitzutheilen und dieselben von Bräuchen und Herkommen

gründlich zu befreien. Dadurch wurde gewöhnlich eine Spaltung im Dorfe hervorgerufen; denn die zähen alten Bauern wollten lange von dem neumodischen Schullehrer nichts wissen und sahen ihn jedenfalls stark über die Achsel an, eine jüngere Genossenschaft von Schülern dagegen schaarte sich in treuer Anhänglichkeit um denselben. Die Mißachtung seitens der Aristokratie des Dorfes aber machte den ehrgeizigen Schullehrer vollends unzufrieden mit Gott und der Welt. Man hatte ihn verbessern, heben wollen, und er war mit einemmale ein Proletarier geworden, ein Proletarier der Geistesarbeit, der das ungekannte Gefühl der innern Zerfahrenheit und Weltverbitterung in das Dorf getragen, der, wenn er auch nicht gerade die Socialreform ausdrücklich predigte, doch in seiner ganzen Erscheinung als eine leibhaftige Aufforderung zum Umbau der Gesellschaft sich darstellte. Erst in neuester Zeit wurde es durch unwidersprechliche Thatsachen den Regierungen einleuchtend, daß sie sich bei der verkünstelten Bildung der Schullehrer eine ganze Armee von Staatsproletariern erzogen, daß sie das nämliche Gespenst, welches sie in dem Literatenthum so über die Maßen fürchteten, in den Schulmeistern selber heraufbeschworen hatten. Denn der verschrobene Dorfschulmeister trägt durchaus die Charaktermaske des nichtsnutzigen Literaten (er schreibt darum auch so gerne in Zeitungen, oder läßt ein Buch oder ein Notenheft „im Selbstverlag" erscheinen), — nur daß die Stellung des Lehrers weit einflußreicher und wichtiger ist, denn ihm ist fast ausschließlich die Macht gegeben, wenigstens einen Theil des sonst so spröden Bauernvolkes aus dem gewohnten Kreislauf der Sitte und des Herkommens herauszureißen. Seit kurzem sehen wir Schullehrer vor Standgerichte gestellt, vor den Assisen abgeurtheilt, in Disciplinaruntersuchung, haufenweise ihres Dienstes entlassen. Was der bureaukratische Staat an sich selber zu strafen hätte, das müssen jetzt die Einzelnen ausbaden. Glaubten doch bis zur Revolution die Regierungen den Schulmeister gar fest im Zügel zu haben, entzog man ihn doch selbst mehr und mehr den Einflüssen des Clerus, um ihn desto ausschließlicher von der

Kanzlei aus bestimmen zu können! Man wird gar lange wieder schulmeistern müssen, bis die ätzenden, auflösenden Einflüsse, welche durch das Lehrerproletariat unter das Bauernvolk gebracht wurden, völlig hinweggeschulmeistert sind, oder richtiger, man wird das jetzt niemals mehr fertig bringen.

Auch die Stellung des Pfarrers zum Landvolke hat der bureaukratische Staat verrückt. Der Pfarrer war zu sehr „verbauert", er sollte mehr Beamter werden. Den Güterbesitz, welcher früher einen großen Theil der Pfarrbesoldungen ausmachte, verwandelte man wenigstens bei den protestantischen Pfarrern fast überall in Baargehalt, man nöthigte ihn, das Pfarrgut in Pacht zu geben, und untersagte die Selbstbewirthschaftung; man verwehrte ihm in einigen Ländern, sich Ackergut aus eigenen Mitteln über das bescheidene Maß hinaus zu erwerben, welches sich ohne das Halten eines Gespannes bewirthschaften läßt. Der Pfarrer sollte nicht mehr so fest sitzen. Gerade dadurch hatte er sich aber den Respect der Bauern erworben, die von einer Geistesbildung, welche sich nicht auch im Praktischen, und zwar speciell in der Landwirthschaft zeigt, in der Regel keinen sonderlichen Begriff haben. Allein der Pfarrer sollte sich wieder mehr wissenschaftlich beschäftigen, statt des Helfers und Rathers der Bauern sollte er wieder mehr Theologe werden. Die Art und Weise, wie dieß die Bureaukratie im einzelnen durchgeführt, hier zu erörtern, ist unsere Sache nicht. Genug, der Pfarrer, welcher den Männern der Schreibstube ein viel zu exotisches Gewächs gewesen, ist, besonders in protestantischen Landen, wieder weit entschiedener in die Reihen der Beamtenwelt eingerückt. Der frühere unmittelbarere Einfluß auf die Bauern ist nun glücklich gebrochen, und gäbe eine wissenschaftliche Bildungsgrundlage dem Geistlichen nicht festeren inneren Halt, so würde er wahrscheinlich schon vollkommen die Rolle eines verschrobenen mißvergnügten Dorfschulmeisters spielen, nur noch in bedeutend erhöhter Potenz. Einzelne Fälle davon sind auch da gewesen. Die Folgen für das ganze Gemeindeleben waren dann aber auch

allemal tief einschneidend und wahrlich höchst betrübender Art. Während übrigens die protestantischen Consistorien vielfach sich alle Mühe gaben, um den Pfarrer möglichst zu „entbauern“ und der Beamtenwelt wieder wahlverwandter zu machen, verfuhren die katholischen Kirchenbehörden schon aus natürlicher Opposition gegen die Bureaukratie meist weit klüger. Die katholische Kirche hat es niemals vergessen, welch ungeheurer Einfluß ihr dadurch in die Hand gegeben ist, daß, wenigstens in Deutschland, fast sämmtliche Glieder ihres Clerus aus dem Bauernstande hervorgehen. Für den politischen Einfluß der Hierarchie ist dieser Umstand so bedeutungsvoll, daß er allein hinreichen könnte jeden Einwand gegen den Cölibat zu entkräften. Denn nur dieses Institut ist es ja, was den niedern Clerus zwingt sich fast ausschließlich durch Bauernsöhne zu recrutiren. In dem Maße als der persönliche Einfluß des protestantischen Pastors bei seiner Dorfgemeinde neuerdings im Abnehmen begriffen ist, stieg der des katholischen Pfarrers. Wir finden nicht selten, daß gerade diejenigen Gemeinden, welche am eifersüchtigsten auf ihre Selbständigkeit sind, doch wieder von dem katholischen Clerus geleitet werden, ohne daß sie es selber merken. Man hat sich katholischerseits neuerdings viel Mühe gegeben, die Söhne der gebildeten Stände mehr zum Eintritt in den unteren Clerus zu bewegen. Das ist sehr unklug. Die politische Macht der katholischen Kirche wurzelt in Deutschland zu allermeist in ihrem Einflusse auf die Bauern, und ist bedingt dadurch daß der Dorfgeistliche selber wieder aus dem Bauernstande hervorgegangen ist. In Bayern, Tirol, dem Münsterlande wird man sich davon überzeugen können. Die Religion des Bauern ist seine Sitte, wie ihm umgekehrt auch seine Sitte Religion ist. Darum wird der Priester mehr bei ihm gelten als der Prediger. Das Altlutherthum, überhaupt die strengen Formen des älteren Protestantismus fesseln ihn, weil hier noch mehr Eigenthümlichkeit der kirchlichen Sitte vorherrscht, ebenso der Katholicismus mit seinen fertigen Formen. Der Unionszwang hat unglaublich viel

zum Verschwinden des kirchlichen Sinnes bei protestantischen Bauern beigetragen, er hat hier bekanntlich auch — in Schlesien und Sachsen — eine bis zum Fanatismus gesteigerte Opposition hervorgerufen. Wer dem Bauern beweist, daß die lutherische Auffassung des Abendmahls, die lutherische Formel des Vaterunsers, die lutherische Kirchenverfassung sich recht gut vertragen und sich so ohne weiteres verschmelzen lassen mit den reformirten, der bricht ihm die Autorität der Kirche. Dieß eben war ja seine eingewurzelte kirchliche Sitte, daß der Abendmahlsbrauch, die Gebetesformel, die Kirchenverfassung so und nicht anders seyn dürfen, und eben in der Opposition des Lutherischen und Reformirten hat diese Sitte erst Kraft und Bedeutung gewonnen. Mit dieser historischen Opposition hatte man ihm die Kirche selber wegdemonstrirt. Auch in religiösen Dingen ist der Bauer Particularist. Die Mennoniten mit ihrem specifisch religiösen Stillleben sind überall wahre Muster-Bauern. Selbst in rein landwirthschaftlichem Betracht ist es als ob der Segen Gottes auf ihren Feldern ruhe. Oft erscheinen mitten unter ganz entarteten Bauerschaften die Mennonitenhöfe wie Oasen in der Wüste. Die höchst positive religiöse Sitte, in welcher sich diese Leute abschließen, ist ihnen dann ein Ersatz gewesen für die in ihrer Umgebung bereits verderbte und zerstörte Volkssitte überhaupt. Gerade der religiöse Particularismus des Sectenthumes war das Bollwerk, welches hier dem alten ächten Bauernthum Schutz und Rettung sicherte. Aber eben darum, weil der Bauer Particularist ist in religiösen Dingen, hat der nivellirende Rationalismus, wie er zu Anfang dieses Jahrhunderts im Schwange ging, so auflösend bei ihm gewirkt. Das Wesen dieses Rationalismus bestand gerade darin, daß er an die Stelle der religiösen Sitte die nüchterne Beweisführung des Verstandes setzte. Unsere rationalistischen Geistlichen bildeten sich gar viel darauf ein volksthümlich zu seyn, und glaubten namentlich die praktischen Bedürfnisse des Bauersmannes aufs trefflichste zu befriedigen. Sie glaubten so recht im Geiste des

Bauern zu wirken, wenn sie von dem Kartoffelbau predigten und etwa beim Evangelium vom Säemann ihre Erfahrungen einwoben, wann und wie am besten Gerste und Hafer zu säen sey. Diese Art von Popularität gemahnt an manche sogenannte Volksschriften, welche dadurch den rechten volksthümlichen Ton zu treffen suchen, daß sie den Leser als möglichst bornirt und kindisch voraussetzen und demgemäß mit großer Kunst einer Gedankenentwicklung sich befleißigen, wie sie eigentlich nur einem recht beschränkten Einfaltspinsel natürlich erscheinen könnte. Wer die Religion des Bauern als seine altheilige Sitte, seine Poesie, seinen Glauben erfaßt, nur der wird volksthümlich predigen können. Wo dem Bauern die Religion nicht mehr Sitte ist, da ist er in der Regel schon verwildert. Diese Art von Verwilderung hat bereits bedenklich überhand genommen. Aber wenn man bedenkt, welche theologischen Experimente bereits mit dem Bauern gemacht wurden, dann muß man sich wundern, daß es noch so glücklich abgelaufen ist.

So sehen wir überall den Bauer bedroht, aus seinen eigenthümlichen Bahnen gerissen, der Verderbniß preisgegeben zu werden. Die Heilung bleibt dann lediglich seiner eigenen unverwüstlichen Natur überlassen. Daß diese Natur aber noch kräftig genug ist, um sich selber zu helfen und im entscheidenden Augenblicke die ganze Fülle ungefälschter Kraft des deutschen Bauernthums in die Wagschale zu werfen, davon wollen wir uns in dem nächsten Capitel durch die Thatsachen der neuesten Geschichte überzeugen.

Drittes Capitel.

Der Bauer in den Bewegungen der Gegenwart.

Wenn man den Bauer fragt, dann hat er immer etwas zu murren und zu klagen; man kann ihm dieses Murren so wenig abgewöhnen, als den Wölfen das Heulen. Auch diese Eigenschaft ist historisch. Schon seit dem Mittelalter stimmen alle Zeugnisse fortlaufend darin überein, daß der Bauer vor den andern Ständen zumeist zu brummen und zu knurren liebe. Aber diese Unzufriedenheit erstreckt sich, wie wir bereits oben gesehen, immer nur auf nächstliegende Verhältnisse. Es widerstrebt der Natur des Bauern, seine Beschwerden zu verallgemeinern, und er klagt den Staat und die Gesellschaft nicht an, weil er vielleicht guten Grund hätte den Schultheißen anzuklagen. Als die erste französische Revolution ausgebrochen war, fiel ihr zündender Funke auch hier und da in Deutschland nieder und selbst unter die Bauern. Auf einigen standesherrlichen sächsischen Dörfern z. B. rotteten sich die Landleute zusammen und schrieben ihre Bitten und Forderungen auf, um sie vor den Standesherrn zu bringen. Es war das aber nicht etwa die damals zeitgemäße Forderung der „allgemeinen Menschenrechte," sondern ganz specielle Anliegen, Acker und Wald und Wiesen betreffend. Als sie mit der „Sturmpetition" vor ihre Herren

traten, hatten sich dieselben in Dresden bereits nach Hülfe umgesehen, und als man den Bauern bedeutete, falls sie nicht sofort auseinander gingen, würde man sie ins Loch stecken, ging jeder wieder so schnell als möglich nach Hause. Aehnliche Scenen sind damals an vielen Orten Deutschlands vorgekommen. Der Bauer hatte noch den vollen Respect vor der Autorität seiner Herrschaft. An revolutionäre Tendenzen war gar nicht zu denken. Als General Cüstine im Jahre 1792 die Rheingegenden heimsuchte und durch alle Mittel der Drohung und Belohnung Propaganda für die französische Republik machte, gelang ihm dieß doch nur in einigen rheinischen Städten, namentlich in Mainz, oder in den städtischen großen Dörfern der Rheinebene. Bei den Bauern in den nassauischen Bergen und in der Wetterau konnten die republikanischen Eindringlinge keine Sympathien finden, man wies sie im Gegentheil mitunter etwas unsanft zurück. Als dem Fürsten von Nassau-Idstein durch Cüstine eine persönliche Kriegssteuer von 300,000 Gulden auferlegt worden war, erboten sich die Bauern freiwillig zur Mitbezahlung dieser Summe.

Zu den Nachwehen der Julirevolution in Deutschland gehörte eine ganze Reihe kleiner Bauernaufstände. Sie zielten aber fast alle nur auf die Abschaffung örtlicher Beschwerden. Man zerstörte Zollhäuser wegen der lästigen Mauth, vernichtete die verhaßten Stempelbogen, verfolgte an einigen Orten die wilden Schweine, an andern die Rathsherren. Ein einheitliches Handeln fand nirgends statt. Jeder wollte nur die Last, die ihn zunächst drückte, von sich abwälzen. Periodische örtliche Unruhen wegen der Steuern, Naturalleistungen und Frohnden sind so alt wie der Bauernstand selber. So wenig als die Aufruhrscenen, von welchen die Chroniken der Städte des Mittelalters häufig genug berichten, Revolutionssymptome im modernen Sinne waren und gegen den gesunden Geist des alten deutschen Bürgerthumes zeugen können, so wenig ist dieß bei den bezeichneten Bauernaufständen der Fall.

Ganz anders schien sich die Sache im März 1848 zu gestalten. In den kleineren westdeutschen Staaten hatte es vorweg den Anschein, als wolle sich der Bauernstand in Masse erheben. Nicht ohne Grund verloren die Staatsbehörden den Kopf; denn dieses Schauspiel war noch nicht dagewesen. Nicht Karlsruhe, Darmstadt, Wiesbaden ertrotzten die ersten Märzerrungenschaften, das Badener, Hessen- und Nassauer-Land war es, welches in Person nach den Hauptstädten gekommen war, die Bauern allein, deren massenhaftes Erscheinen den Ausschlag gab. Gegen die Empörung einer städtischen Bevölkerung hätten die vorhandenen Militärkräfte einschreiten mögen, aber wo sich die Bauern von ihren Sitzen erheben, da ist es, als ob eine Stadt an allen Punkten zugleich brenne. Und doch war der Bauer dießmal nur mitgegangen, er hatte seine Rolle gespielt, ohne selber zu wissen, was er eigentlich spiele. Ein Hungerjahr und ein Jahr des Ueberflusses hatten den kleinen Gutsbesitzer mürbe gemacht, während beide Jahre dem reichen landwirthschaftlichen Speculanten gleich sehr den Beutel füllten. Der Bauer hatte wie immer Beschwerden genug in der Tasche. Er hatte sich auch wohl ein wenig bearbeiten lassen, er war disponirt dazu, und die Zeit war günstig. Als er vernahm, daß dießmal des Landes Wohl in der Hauptstadt fertig gemacht werde, schnürte er seinen Bündel und zog auch dahin. Der ganz naive Gedanke, daß dort etwas absonderliches vorgehe, und daß man auch dabei seyn wolle, hatte meist die großen Bauernmassen in Bewegung gesetzt. Ohne irgend einen festen Zweck und Entschluß kamen die Leute auf den Schauplätzen der Märzbewegung an und wurden dort nun von den Parteiführern recht warm in Empfang genommen. Aus den Fenstern der fürstlichen Schlösser und der Ministerhotels erschienen diese unabsehbaren Bauernschwärme freilich in einer ganz andern Perspective. Man argwohnte da ein Gemeinsames des revolutionären Gedankens bei den Bauern, ein planmäßiges Zusammenwirken und verlor den Kopf. Bei diesen Bauern war nicht wie bei den sogenannten

„Arbeitern" die specielle Beschwerde zu einer allgemeinen Unzufriedenheit großgewachsen. Das Clubwesen hat nie bei den deutschen Bauern Wurzel gefaßt. Bauernvereine etwa, die im Style der Arbeitervereine aus dem Gesammtbewußtseyn des seine Fesseln zerbrechenden Bauerthumes heraus die Gesellschaft hätten reformiren wollen, haben nirgends oder höchstens nur als ganz unschuldige Caricatur existirt. In jedem Gau, ja in jedem Dorf schloß sich die Bauernbewegung für sich ab. Es war im Traume nicht daran zu denken, daß der deutsche Bauer von der Nord- und Ostsee dem Bauern auf dem Schwarzwalde oder im bayerischen Hochgebirge die Hand geboten hätte zu einer Erhebung des deutschen Bauernstandes als solchen, wie das in der That von Seiten der städtischen Proletarier geschehen ist. Ein Netz der revolutionären Propaganda über den deutschen Bauernstand zu werfen ist um deßwillen unmöglich, weil man vorher den Bauer aus seiner Vereinzelung herausreißen müßte, und das wäre eine Aufgabe für Jahrhunderte. Auch ist es dem Gebildeten unendlich schwer, dem Bauern irgendwie beizukommen, ihn für eine neue Idee zu begeistern. Die Flugschriften, welche man unter das Volk schleuderte, haben beim Bauersmann fast nie gezündet, ob er sie gleich bereitwillig entgegennahm — nämlich um ihres Papierwerthes, nicht um ihres Inhalts willen. Vergebens mühte sich die Localpresse auf den Dörfern einen dauernden Erfolg zu finden. Der Bauer glaubt noch nicht, daß ihm durch eine Zeitung geholfen werden könne, und wenn er es ja eine kurze Weile glaubte, dann wurde er gar rasch zum Gegentheile bekehrt. Wer den Bauer zum Abschwören seiner Sitte hätte bewegen können, wer es ihm einzureden vermocht hätte, daß er über den Bauer hinaus müsse, um ein glücklicherer Mensch und Staatsbürger zu werden, der wäre der Meister einer wahrhaftigen deutschen Revolution gewesen. Das aber vermochte keiner. Was würde im Jahre 48 aus Berlin geworden seyn, wenn diese Hauptstadt nicht rings umlagert wäre von dem kräftigen Bauernthume der Marken? Wenn statt dessen ein

proletarisches Bauernvolk wie in südwestdeutschen Gegenden an den Havelseen gesessen hätte? Die märkischen und pommerschen Bauern bildeten die moralische Operationsbasis in den Kämpfen gegen die Revolution, für die Generale sowohl wie für die Minister.

Die Forderungen der Bauern waren in ihren Grundzügen überall dieselben, nur nach den örtlichen Verhältnissen verschiedenartig schattirt. Allein der Bauer selber dachte nicht an dieses Gemeinsame seiner Beschwerden, so wenig er sich entsinnt, daß schon seit dreihundert Jahren die Unzufriedenheit über dieselben Punkte bei ihm in stehende Lettern gegossen ist. Die Märzerrungenschaften der gebildeten Stände begriff er kaum, ja sie waren ihm von Anfang an fast verdächtig. Das historische Mißtrauen gegen den Städter erwachte auf der Stelle. Die Tiroler Bauern versahen sich nichts Gutes von der Preßfreiheit und Constitution, „weil sich die Herren so sehr darüber freuten." Westerwälder Bauern, welche anfangs der Forderung eines deutschen Parlamentes stürmisch beigefallen waren, erkundigten sich nachher mit bedenklicher Miene, ob denn das zu errichtende deutsche Parlament aus Infanterie oder Cavallerie bestehen solle? Die Erklärung fürstlicher Domänen zu Staatseigenthum leuchtete den Bauern in verschiedenen kleinen Ländern um deßwillen besonders ein, weil sie sich darunter dachten, von den Domänengütern solle nun jeder Einzelne nach Art der Almende und Gemeindenutzungen sein Theil zugewiesen bekommen. Der Gedanke war an sich so unvernünftig nicht, und jedenfalls mehr werth als die Auffassung der meisten „politisch Gebildeten," welche die Ueberweisung des fürstlichen Grundbesitzes an den Staat forderten, ohne sich überhaupt irgendetwas dabei zu denken.

Auffallend könnte es erscheinen, daß die Idee der Theilung alles Besitzes so rasch bei den Bauern zündete, ja recht bald zur alleinigen Lockspeise wurde, mit welcher die Apostel der Revolution Jünger aus dem Bauernstande an sich zu ziehen vermochten. Nicht bloß Proletarier, auch wohlhabende Bauern

wurden vielfach durch die Hoffnung auf „das Theilen" verblendet. So schien es denn doch, als ob gerade die sociale Richtung der Revolution bei dem Bauern Anklang fände, als ob das nur eine Täuschung gewesen, wenn man glaubte, der Bauer würde durch seine Liebe zu festem Besitz und ruhigem Erwerb vor dem Schwindel communistischer Satzung bewahrt. Es hatte aber mit diesem Gelüsten des Theilens, welches in den letztvergangenen Jahren unzweifelhaft tief bei dem Bauern eingedrungen und fast durch alle Länder gegangen ist, eine eigene Bewandtniß. Der ächte Bauer dachte dabei in der Regel an nichts weniger als an die Verwirklichung des abstracten Communismus, er glaubte überhaupt nicht zu einer Neuerung gedrängt zu werden, das „Theilen" war ihm vielmehr eine historische Reminiscenz. Die goldene Zeit lag in der Phantasie des Bauern in jenen Zuständen, wo jeder Gemeindebürger noch so viel Holz unentgeltlich aus dem Gemeindewalde bekam, daß er neben freiem Brande auch noch einen Theil verkaufen konnte, wo die Gemeindenutzungen so einträglich waren, daß statt der Erhebung von Gemeindesteuern am Ablauf des Jahres vielmehr noch ein Stück baar Geld an jeden Gemeindebürger vertheilt wurde. Diese Zustände haben allerdings ausnahmsweise an sehr begünstigten Orten bestanden, in seltenen Fällen bestehen sie sogar heute noch. Daß sie allgemein bestehen möchten, ist das Ideal der meisten Bauern. Sie verstanden daher das „Theilen" in der Regel dahin, daß das Staatsgut, daß namentlich die Staatswaldungen zu Gemeindenutzungen vertheilt werden möchten, daß überhaupt durch irgendwelches staatswirthschaftliche Kunststück freies Holz, freie Weide und ein Stück Geld obendrein dem Einzelnen wieder zu Theil werde. Nicht Neuerungssucht, sondern ein übel verstandener Conservatismus, eine Selbsttäuschung in Betreff geschichtlicher Ueberlieferungen führte sie den Communisten in die Arme. Von dem eigenen Besitz wollte keiner auch nur eine Scholle behufs der allgemeinen Vertheilung aus den Händen lassen, und die Einsicht, daß ohne eine solche Maßregel das Problem des „Theilens"

doch nicht gelöst werden könne, curirte bald die große Mehrzahl der Theilungslustigen.

Daneben läßt sich aber auch nicht läugnen, daß in den bereits verderbten Bauernkreisen, namentlich in den durch Güterzersplitterung zurückgekommenen Ortschaften in der Nähe größerer Städte, der Communismus in seiner krassesten Gestalt Eingang fand. Hier faßte man das „Theilen" in einem ganz andern Sinne, und da vielleicht kein einziger im Dorfe so viel besaß, daß ihn dessen Verlust sonderlich geschmerzt haben würde, so gaben sie sich allesammt der neuen Lehre mit ganzer Seele hin. Der größte Theil der eigentlichen Rohheiten und muthwilligen Excesse, welche im Verlauf der Bewegung auf dem Lande verübt wurden, fällt auf solche verkommene proletarische Dörfer zurück. Sie stellten ihr reichliches Contingent zu den badischen Putschen, zum Frankfurter Septemberaufstand und ähnlichen „Kämpfen." Der verliederlichte, proletarische Bauer ging so weit, wie unseres Wissens das städtische Proletariat in Deutschland noch nicht zu gehen gewagt hat: er verbrannte in einigen Orten die Hypotheken- und Lagerbücher. Eine solche Demonstration ist ziemlich deutlich, sie zeigt uns besser als Dutzende von Abhandlungen, wohin der Bauer kommt, wenn der feste Boden des Besitzes unter seinen Füßen zu wanken beginnt, wenn er der sicheren Richtschnur der Sitte untreu wird, wenn der Branntwein seine Nervenkraft bricht und seine natürwüchsige Derbheit in Bestialität verkehrt.

Wenden wir uns wieder zu den unverfälschten Bauern und zur Beleuchtung ihres Verhaltens in der allgemeinen Bewegung. Es bot einen ergötzlichen Contrast, wie sich der Bauer sogleich das Praktische aus den „Volksforderungen" herausgriff, z. B. die Zinsenzahlungen und Abgabenleistungen vorsichtig so lange einstellte, bis man sehe, was aus der Geschichte geworden, und sich überhaupt den klingenden Nutzen ausrechnete, der ihm aus den Errungenschaften erwachsen möchte; während sich die Gebildeteren mit zahllosen abstracten Staats- und Weltverbesse-

rungsplänen plagten. Indeß sich die Städter etwa über ein Wahlgesetz „auf breitester demokratischer Grundlage“ den Kopf zerbrachen, fragten die Bauern ganz naiv bei der Regierung an, ob denn auch die bisherigen Pachtverträge bei der neuen Ordnung der Dinge noch Geltung hätten, oder ob durch die Aufhebung des „Feudalzwanges“ der Pächter nunmehr auch zum Eigenthümer des Gutes geworden sey? Man könnte das einen rohen Materialismus nennen, wenn wir nicht selber zu demselben nothgedrungen zurückgekehrt wären, nur mit dem Unterschied, daß der Bauer die Revolution mit der Berechnung seines Gewinnes begann, während wir dieselbe mit der Berechnung unserer Verluste und Schulden schlossen. Der Bauer vertritt eben die derb realistische Natur im großen Volksganzen, und man muß praktisch oder meinetwegen Philister genug seyn, um zuzugeben, daß wir einer solchen Ergänzung recht sehr bedürfen, ja daß es uns zu Zeiten eine rechte Radicalcur ist, wenn wir uns auf eine Weile mit Leib und Seele in den groben Realismus des Bauern versenken.

Trotz dem übrigens, daß man auf den Dörfern statt des Zachariä und Dahlmann gleich in den Märztagen den Adam Riesen zur Hand nahm, ist doch der kleine Bauer mehrentheils wieder zu Gunsten des großen Gutsbesitzers um das beste Stück seiner Errungenschaften gebracht worden. Wir denken hierbei z. B. an die Zehntwühlereien welche in mehreren Ländern eine so große Rolle gespielt, ja lange der Nerv alles politischen Lebens auf dem Lande waren. So lange man die Zehntfrage eine schwebende nannte, war dem städtischen Wühler ein Punkt gegeben, auf welchem er bei dem sonst so mißtrauischen und unzugänglichen Bauern eindringen konnte. Die Zehntwühlerei war eine kleine Revolution in der Revolution, sie stufte sich so mannichfaltig in alle Richtungen ab, daß man ein Buch schreiben müßte, um jeden ihrer Fäden zu verfolgen. Dieses Buch würde jedenfalls ein höchst anziehender Beitrag zur Culturgeschichte werden. Dem Gelüste zu „theilen“ entsprach das Verlangen nach unent-

geltlicher Abschaffung des Zehnten. Es beleuchtet die von uns oben gegebene Erklärung des „Theilens" bei dem solideren Bauern aufs klarste. Eine Einnahmequelle des Staates, der Kirche sollte als solche aufhören, dagegen zu einer gemeinsamen Nutzung des Bauernstandes gemacht werden, die sich je nach der Größe des Ackergutes auf den Einzelnen ausschlagen würde. Dieß ist der einfache Sinn der unentgeltlichen Zehntabschaffung; es spukt darin nicht sowohl communistische Gleichmacherei, als im Gegentheil der eigennützige Particularismus des Bauernstandes. Daß die Zehntablösungsfrage nicht bloß eine landwirthschaftliche, sondern auch eine staatsfinanzielle Seite hat, liegt auf der Hand. Der Bauer wollte aber das letztere durchaus nicht einsehen. Da er nur gewohnt ist, die Dinge von seinem persönlichen Standpunkte aus aufzufassen, so vergaß er, daß bei allzu niedrigem Ablösungsmaßstabe die Staatskasse einen bedeutenden Ausfall erleiden würde, für dessen Wiederersatz dann doch wieder der Einzelne, und also auch er selber als Steuerzahler solidarisch herhalten müsse. Da nun zerrissene Güterparcellen, wie sie der kleine Bauer leider in der Regel besitzt, von der Zehntlast meist wenig oder gar nicht getroffen waren, während die größeren Ackergüter dieselbe vollauf zu tragen hatten, so gewann der kleine Bauer bei der allzu niedrigen Zehntablösung nicht nur nichts, sondern mußte noch obendrein als Steuerpflichtiger den zu Gunsten des größeren Gutsbesitzers in der Staatskasse entstandenen Ausfall decken helfen. In Nassau soll z. B. auf diese Weise der reichste Gutsbesitzer nicht weniger als 36,000 fl. aus Staatsmitteln geschenkt erhalten haben, während die kleinen Bauern eine Steuererhöhung gewannen! Hätte der Bauer diese Lage der Sache von vornherein durchschaut, so würden die Leute, welche von der Zehntaufregung so geschickt Nutzen zu ziehen wußten, übel bei ihm angekommen seyn. So lange aber die Streitfrage der Zehntablösung unentschieden war, hielten die reicheren Bauern, welche ihren Vortheil wohl erkannten, klettenfest zusammen, die geringeren Leute aber sahen in diesen ihre

natürlichen Anwälte, nicht ahnend, daß hier die Interessen des großen und kleinen Gutsbesitzers schnurgerade auseinander liefen. Wenn die Staatskassen ihren Verlust einmal verschmerzt haben werden, dann wird allerdings auch den kleinen Bauern ein landwirthschaftlicher Nutzen zuwachsen, denn gerade in der Nichtbelastung der kleinen Ackerfetzen durch den Zehnten lag die größte Verführung zu der heillosen Parcellenwirthschaft, die mit der Gutszersplitterung und mit dem Bauernproletariate Hand in Hand geht. Aber der moralische Einfluß der Zehntwühlerei war ungeheuer. Die Zehntfrage absorbirte jedes andere politische Interesse bei dem Bauern, und die Agitatoren versäumten nicht, die Politik bei ihm in eine Sache des gemeinsten Eigennutzes zu verkehren. Die Bauern in den kleinen Ständekammern, wo die Zehntfrage eine Lebensfrage für das Land war, markteten und feilschten nicht selten mit ihren Stimmen bei den Parteien gegen Stimmen für die Zehntangelegenheit. Andererseits konnten die minder unterrichteten Bauern das financielle Rechenexempel nicht durchschauen, schwankten von einer Auffassung zur andern, und ließen sich heute eine Petition zu Gunsten der Abschaffung, morgen zu Gunsten der niedrigen, übermorgen zu Gunsten der normalen Zehntablösung dictiren. Wo eine allzu niedrige Ablösung durchgedrungen war, da bemächtigte sich des Gewerbstandes, der nun mit seinen Steuern den großen Gutsbesitzern Geschenke machen mußte, ein tiefer Haß gegen das gesammte Landvolk, der Clerus begann nun auch seinerseits zu agitiren, weil das Kirchenvermögen beeinträchtigt war, die kleinen Bauern fühlten die ganze Bitterkeit getäuschter Hoffnung. Bei einer Zehntablösung im vollen Capitalwerthe des Zehntens oder einem um ein Geringes darunter gegriffenen Maßstabe würde der Landbau gewonnen und die Staatskasse nichts verloren haben. Aber wer konnte gegenüber der Tagesphrase vom historischen Unrecht des Zehntens, das — auf Kosten der Gewerbtreibenden und kleinen Bauern! — gesühnt werden müsse, mit einer solchen Ansicht durchdringen! Erst als man einmal in den Verlust

gerathen war, begriff man die wahre Sachlage. Wohl selten hat die Verblendung durch ein bloßes Schlagwort bei einer so nüchtern praktischen Frage so heillose Verwirrung angerichtet.

Es war ungefähr eines Monats Frist, wo man im ersten Taumel und Wirrsal der Bewegung in den deutschen Weststaaten dem Bauern so ziemlich freie Hand ließ nach Belieben zu schalten. Da muß es wohl äußerst lehrreich seyn nachzufragen, wozu er diese Flitterwochen der Freiheit benützt. Er machte sich selber kurzweg ein strenges Wildschadengesetz, wo ihm das alte zu gelind gewesen, indem er das Wild nach Kräften fing oder zusammenschoß. Er machte den Wald wieder zu dem, wofür er ihm in seiner geschichtlichen Ueberlieferung galt, zur gemeinen Nutzung, indem er Holz fällte, wo es ihm gefiel. Den Abgabendruck minderte er, indem er vorläufig alle Abgaben für sich behielt. Die scheinbaren und wirklichen Lasten, welche ihm hier und da durch die Gerechtsame mediatisirter Standesherren erwuchsen, schüttelte er ab, indem er nöthigenfalls dem Standesherrn aufs Schloß rückte und seinen „Volksforderungen" dort wohl auch in sehr materieller Weise Nachdruck gab. Dem Groll gegen den Polizeistaat machte er Luft, indem er die Förster und Hebammen wegjagte, um sie nach einigen Monaten wieder zu holen. In alle dem sehen wir nichts weiter als eine in der Ausführung theils naive, theils maßlose Selbsthülfe gegen drückende Uebelstände zu Gunsten der Wiederherstellung des Bauernideales von der guten alten Zeit. In einem ganz andern Lichte dagegen erscheinen z. B. die schmachvollen Judenverfolgungen, wie sie in den Märztagen von vielen süddeutschen Landgemeinden veranstaltet wurden. Daß darin nicht der ausebnende Geist der modernen Revolution, sondern ein ganz nichtsnutzig particularistisches Reactionsgelüste spukte, liegt auf der flachen Hand. Merkwürdig aber ist es, daß gerade solche Gemeinden, welche man mit Vorliebe „aufgeklärte" nannte, in welchen die Schulmeister und die Demagogen ihr Möglichstes zur gründlichen Modernisirung gethan, in dieser Richtung sich Excesse zu Schul-

den kommen ließen; Gemeinden, in welchen der Religionshaß schwerlich tief wurzeln konnte, da man sich seit Jahren alle Mühe gegeben, den Bauern Indifferentismus für Religiosität einzutauschen. Diese badischen Judenverfolgungen wurden aber auch nicht vom Religionshasse dictirt. Es war vielmehr der Haß des in Güterzersplitterung verkommenen und dadurch der Tyrannei der Schacherjuden preisgegebenen Bauern, es war die natürliche Feindschaft des ausschließenden bäuerlichen Corporationsgeistes gegen den fremden Eindringling, es war die Verachtung des Grundbesitzers gegen den umherschweifenden heimathlosen Stamm, die sich hier Luft machte. Diese Bauern waren so lange „aufgeklärt" worden, und dennoch brach in dem ersten Augenblicke, wo sie ihre Hände frei fühlten, der alte Adam in so erschreckender Weise wieder hervor!

So werden wir bei dem Revolutionstreiben der Bauern überall einen directen Gegenzug gegen den Revolutionsgeist der Städter gewahren; der Bauer wollte sich das aufgedrungene Neue vom Halse schaffen, um zum Alten zurückzukehren, der Städter, um es gegen ein theoretisch-phantastisches Neuestes zu vertauschen.

Die entschiedensten Angriffe der Bauern waren gegen das bureaukratische Gemeinderegiment gerichtet. Aber wir wüßten nicht, daß die Bauern in den Tagen der Ungebundenheit auf ein neues System der Gemeindeverfassung gesonnen hätten; sie verfuhren ganz einfach praktisch, entsetzten die von den Behörden aufgedrungenen Bürgermeister und Schultheißen ihres Amtes, und hoben den lästigen bureaukratischen Stufengang der Gemeindeangelegenheiten dadurch thatsächlich auf, daß sie keine Notiz mehr von demselben nahmen und irgendein Herkommen, irgendeine Sitte oder Unsitte statt der Schreibstubenordnung einschoben. Der Bauer hat aber im Traume nicht daran gedacht, seine Gemeinde ganz ablösen zu wollen von der Oberaufsicht der Staatsbehörde; nur die Art und Weise, wie diese Aufsicht geübt wurde, hatte ihm mißfallen. Wo der theoretische Radicalismus

die freie Gemeindeverfassung in der Weise durchsetzte — und es ist ihm in einigen Ländern geglückt — daß das Aufsichtsrecht des Staates nur noch als ein Schein existirt, in der That aber jede einzelne Gemeinde einen für sich unabhängigen Freistaat im Staate bildet, da treten die Nachtheile schon heute in höchst bedenklicher Weise zu Tag. Indem z. B. die Staatsbehörde des Rechtes sich begeben hat, die von der Gemeinde beschlossenen Holzfällungen und Waldausstockungen zu genehmigen oder zu verweigern, hat sie die größere Forstcultur schutzlos ihrem Ruine preisgegeben. Die Gemeinden fällen jetzt natürlich so viel Holz, als nur immerhin angeht, um ihre Schuldenlast augenblicklich zu verringern; aber an die weit größere Last, welche sie dadurch auf ihre Nachkommen häufen, denken sie nicht. Um den alten Schlendrian möglichst großer gemeiner Nutzungen wieder herzustellen, wird wohl auch ein Stück Wald umgerodet. Vielleicht vertheilt man auch das also gewonnene Ackergut in winzigen Parcellen an sämmtliche Bürger. Die eigene Anschauung hat es uns gezeigt, daß Gemeinden, welche sich über die getäuschte Hoffnung auf das „Theilen" immer noch nicht trösten können, zu solchen Mitteln greifen, um doch wenigstens einen kleinen Vorschmack von dem Genuß des Theilens mitzunehmen. Vielleicht vergällt ihnen der rasch eintretende bittere Nachgeschmack das weitere Versuchen. Die Gemeinde soll ihre inneren Verwaltungsangelegenheiten selber ordnen, sie soll ihre Vorsteher aus sich selber wählen. Diese Forderung mußte man gewähren. Aber gerade in solchen Ländern, wo vorher die ärgste bureaukratische Bevormundung der Gemeinden bestanden, sprang man jetzt mit gleichen Füßen in das entgegenstehende Extrem und organisirte eine freie Gemeindeverfassung im Style der modernen Demokratie, basirt auf den Grundsatz des allgemeinen Stimmrechts, der unbeschränkten Wahlfähigkeit. Damit hat man abermals dem Bauern etwas ganz fremdartiges, unhistorisches hingeschoben. Seine Ueberlieferung deutet auf weit aristokratischere Formen zurück; wenn irgendeiner, so betrachtet es der Bauer

als selbstverständlich, daß die Befähigung zu politischen Aemtern an ein gewisses Alter, an einen gewissen Besitz geknüpft sey. In den Augen des Bauern wird man wirklich erst mit dem vierzigsten Jahre gescheidt. Es würde in seinen Augen den Capitalwerth alles Grundvermögens in der Gemarkung herunterdrücken, wenn ein besitzloser Proletarier zum Feldgerichtsschöffen gewählt würde. Vor dem Bürgermeister, der kein „ganzer Bauer" ist, der nicht wenigstens ein Gespann auf seinem Gute halten kann, wird er nie Respect haben, und wenn er ihn zehnmal nach dem allgemeinen Stimmrechte hätte mitwählen helfen. Auf diese und andere geschichtliche Charaktereigenthümlichkeiten des Bauern hätte man die freie Gemeindeordnung gründen müssen, nicht auf theoretische Lehrsätze. Der Erfolg hat denn auch schon gelehrt, daß in den Ländern, wo man die Gemeindeverfassung in abstract demokratischer Weise eingerichtet hat, die Verwirrung und der Unfrieden ärger geworden ist als vorher. Ein Parteiwesen hat sich da in jedem Dorfe entwickelt, welches die Gemeinde, die sonst in tiefster Eintracht gelebt, in todfeindliche Gruppen zu spalten beginnt; die Achtung oder Mißachtung des Gesetzes richtet sich nach dem Parteistandpunkte und nach der Persönlichkeit der vollziehenden Beamten — denn vor dem abstracten Gesetze hat der Bauer niemals Respect, nur vor der Sitte oder vor der Person; — der Ortsvorstand wird gegen die Parteigegner ein größerer Despot, gegen die Parteigenossen ein größerer Sklave als er je vorher gewesen; der kraft des allgemeinen Stimmrechts, kraft der Volkssouveränetät auf den Thron gehobene Bürgermeister (Schultheiß) verliert dabei in seinem Souveränetätsschwindel gemeiniglich vollends den Kopf. Diese Schilderung ist nicht übertrieben. Wer sich von ihrer Wahrheit überzeugen will, der gehe nach Nassau. Dort war vor dem März die Erbitterung über die bureaukratische Bevormundung der Gemeinden eben so tief und durchgreifend als gerecht, und dennoch wird sie durch die handgreiflichen Erfahrungen über das Verderbliche einer abstract-demokratischen Dorfgemeindeverfassung so

ganz in Vergessenheit gehüllt, daß sich selbst Bauersleute nach dem traurigen bureaukratischen Zopf zurückzusehnen beginnen. Wer gute Gesetze für die Bauern machen will, der gehe aus von der Sitte und dem Charakter des Landvolkes, nicht aber von staatswissenschaftlicher Schulweisheit und ihren abstracten Lehrsätzen.

Die Art und Weise, wie die Bauern meistens Stellung und Beruf in unsern Abgeordnetenkammern auffaßten, zeigt uns, wie weit sie noch entfernt sind, das Wesen der constitutionellen Theorie zu erfassen. Sie betrachteten sich fast durchgehends als eine ständische Corporation, berufen, vor allen Dingen die Sache der Bauerschaft zu vertreten, und wo sie das auch nicht klar bewußt beabsichtigten, handelten sie doch in der Regel demgemäß.

Die Bauern bildeten fast auf allen Einzellandtagen, wie wir bereits oben andeuteten, eine fest geschlossene Parteigruppe, die ganz fremdartig in unsere übrige Parteibildung hineinragte. Sie ließ sich nicht in die Unterordnung von rechts und links eintheilen, denn sie ging gar nicht von politischen Lehren und Satzungen aus, sondern lediglich von rein praktischen Rücksichten; der Vergleichungspunkt fehlt. Soll der Bauer zu einer Volksvertretung wählen, dann denkt er gewiß zuerst an die Bauernvertretung. Die Hoffnung, welche er von der Wirksamkeit eines Landtages hegt, mißt sich bei ihm unwillkürlich nach dem Zahlenverhältniß, in welchem sich die Ziffer der bäuerlichen Abgeordneten zu jener der übrigen darstellt. Von den Volksvertretern aus dem Gewerb- und Beamtenstande fürchtet er übervortheilt zu werden, und traut überhaupt einem Manne, der nicht selber Grundbesitz hat, nicht leicht die rechte Einsicht in seine besonderen Interessen zu. Es gibt keinen schlagenderen Beweis für den außerordentlichen Einfluß, den der katholische Clerus in Westphalen übt, als die Thatsache, daß er dort bei den Parlamentswahlen in den bäuerlichen Wahlbezirken fast lauter Abgeordnete durchzusetzen wußte, die dem Landvolke bis dahin gewiß persönlich ganz unbekannt gewesen. In Tirol, wo die Bauerschaft

seit dem Mittelalter einen ständischen Einfluß geübt hatte und sich ihrer corporativen Macht noch gar wohl bewußt war, und sicherlich auch ihre Vertreter in der Meinung nach Frankfurt geschickt hatte, daß dieselben dort vor allen Dingen für ihr particulares Interesse zu wirken hätten, in Tirol kam der seltsame Fall vor, daß die meist bäuerlichen Wähler ihren Abgeordneten aus dem eigenen Säckel doppelte Diäten zahlten, weil die aus der öffentlichen Kasse gereichten Taggelder ihnen doch gar zu schmal dünkten. Anderwärts, wo der Bauer, durch allerlei fremde Wahleinflüsse verwirrt, die beruhigende Ueberzeugung keineswegs hat, daß sein ständisches Interesse mit Erfolg durchgefochten werde, betrachtet er die Kammern meist mit Mißtrauen, führt Klage über die großen Taggelder, und wäre weit eher geneigt jeden Antrag auf deren Herabsetzung zu befürworten, als selber noch etwas draufzulegen. Der ganze Begriff des constitutionellen Staatswesens ist ihm ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln. Er kann in seinen eigenen Verhältnissen so wenig, als in seinen geschichtlichen Ueberlieferungen irgendeine Analogie dafür finden, woran sein Urtheil einen Anhaltspunkt gewänne. Die ständische Gliederung dagegen stimmt vortrefflich zu seinem Particularismus, und liegt seiner ganzen politischen Anschauungsweise seit alten Tagen zu Grund. Unter der Republik denkt er sich wenigstens irgend etwas, wenn auch etwas ganz verkehrtes; unter dem Constitutionalismus denkt er sich gar nichts. Es liegt übrigens ein bedeutsames Zeichen darin, daß der Bauersmann nicht aus klarer staatswissenschaftlicher Erkenntniß, sondern gleichsam aus Divination die Vertretung des Volkes nach ständischen Gruppen begreift und schätzt, während er für die gerade bei den niederen Classen der städtischen Bevölkerung so populäre Vertretung nach der Kopfzahl keinen Sinn hat. Das kommt daher, weil dem Bauern das Bewußtseyn seiner ständischen Körperschaft noch wie ein Naturgefühl einwohnt. Das Bauernthum ist in der modernen Welt „der Stand" als solcher, denn die Gemeinsamkeit eigener Sitte, Sprache, Tracht, eigenen Berufes fällt

bei ihm noch vollkommen zusammen mit dem Begriffe der socialen Gruppe, der politischen Corporation. In ihm finden wir das einzige noch vollständige Probestück der alten Stände. Dieser Stand wohnt selbst jetzt noch abgesondert, wie früher auch die anderen Stände, Adel und Bürgerthum je ihre gesonderten Sitze hatten.

Politische Gebilde, welche das Ergebniß der Reflexion, der Schulweisheit, des Systemes sind, lassen sich ungeheuer schwer bei dem Bauern verwirklichen. Leider beschränkte sich aber der größte Theil der in der letzten Bewegung angestellten politischen Experimente auf dergleichen der Studirstube abgesessene Bildungen, daher die Theilnahmlosigkeit der Bauern für dieselben. Obgleich z. B. der Bauersmann sicherlich am schwersten durch die Militärpflichtigkeit gedrückt wird, und am ersten Ursache hätte die Abschaffung der stehenden Heere zu wünschen, so weigerte er sich doch am hartnäckigsten auf die Verwirklichung des Phantasiebildes einer allgemeinen Volksbewaffnung einzugehen. Durch den praktischen Blick, mit welchem er von vornherein die Unausführbarkeit dieses auf dem Papiere so herrlichen Institutes durchschaute, beschämte er unzählige Gebildete. Er nahm die Muskete des Bürgerwehrmannes zuletzt an und legte sie zuerst wieder ab, zerstörte überhaupt durch seinen zähen passiven Widerstand gar schnell die Illusion von der Ausführbarkeit einer solchen Volksbewaffnung. Für die Spielerei, wie sie dann noch eine Weile in den Städten fortgesetzt wurde, hatte er vollends gar keinen Sinn. Als Erzherzog Karl im Herbste 1799 eine allgemeine Volksbewaffnung in deutschen Landen organisiren wollte und bereits in der Gegend von Mainz den Anfang eines Landsturmes nicht ohne Erfolg zu Stande gebracht hatte, widerstrebte doch die große Mehrzahl der Bevölkerung, und der Plan scheiterte neben dem Widerwillen der Fürsten an der Zähigkeit der Bauern, obgleich doch damals die Noth des Vaterlandes ganz anders drängte und ein begeisternder Held an der Spitze stand. Der deutsche Bauer ist ein tüchtiger Soldat, wenn man ihn

ganz zum Soldaten macht, aber die Zeit ist längst vorüber, wo er noch Bauer und Soldat in einem Stück seyn, wo (im 13. Jahrhundert) jener Landgraf von Hessen jeden Mann, der ein Schwert, oder auch nur einen Stecken zu tragen vermöge, mit glänzendem Erfolge zum Kampfe auffordern konnte.

Und dennoch bildet der Bauer den Grundstock der deutschen Heere und schlägt sich vortrefflich, wo ihn die hergebrachte Autorität des Kriegsherrn zu den Fahnen gerufen hat. Er ist von dem Augenblicke an ein guter Soldat, wo er die absolute Nothwendigkeit mit Händen greift, daß er ein Soldat seyn muß. Und was würde in den Revolutionsjahren aus uns geworden seyn, wenn der Grundstock und die überwiegende Masse der deutschen Heere aus andern Bestandtheilen als gerade aus bäuerlichen gebildet gewesen wäre?

Als man im Jahre 1848 die politischen Neubildungen in Gesetzesformen goß und dabei überall auf das Wahlsystem zurückgriff, erschrack man zuletzt über die Unmasse der Wahlacte, an welchen sich in Parlamentswahlen, Landtagswahlen, Geschwornenwahlen, Bürgermeister-, Gemeinderaths-, Bürgerausschuß-, Kreisbezirksraths- 2c. Wahlen der einzelne Bürger zu betheiligen hatte. Es schien fast, als ob auf jeden Tag im Kalender ein Wahltag herauskäme. Die Männer des Fortschrittes aber behaupteten, das sey gerade gut, namentlich um des Bauern willen; durch das immerwährende Wählen werde derselbe „munter erhalten". Sie kannten den Bauer schlecht. Er wurde vielmehr zu allererst des vielen Wählens überdrüssig, und seine ganze politische Theilnahme erschlaffte aus Aerger über die unaufhörliche Wahlquälerei. Die Sache war seinem praktischen Geiste viel zu weitschweifig und langweilig. Wenn dann mehrere Odenwälder Dorfgemeinden erklärten, daß sie überhaupt nicht mehr wählen wollten, vielmehr die Sache dem Großherzog von Hessen ganz anheimgeben, der ja vor der Wahlmode viel besser zurechtgekommen sey als jetzt, so lag in diesem offenherzigen Geständniß der beste Beweis, wie weit man mit dem Bauern kommt, wenn man

ihn durch unablässiges Antreiben in eine Sache eingewöhnen will, deren inneren Zusammenhang er nicht begreift. Nirgends wurde zuletzt mit größerer Frivolität gewählt, als bei den Bauern, die doch von Natur gar nicht frivol sind; nirgends war es leichter Wahlumtriebe zu machen, da doch sonst der Bauer so mißtrauisch ist. Aber gerade aus Mißtrauen wurde er schlaff und gleichgültig, denn wo man ihn so gewaltig drängte, schöpfte er Verdacht, daß man ihn gewiß ins Bockshorn jagen wolle. Der Bauer läßt sich eine Neuerung durchaus nicht jählings aufladen, er will sich bedächtig in dieselbe einleben, und wenn man ihn für das constitutionelle Staatswesen reif machen will, dann muß man Sorge tragen, daß dessen Formen nach und nach in seine Sitte übergehen und so ihm schließlich selber zur Sitte werden.

Als die Zehnten und andere Lasten beseitigt, die Forst- und Jagdverhältnisse geregelt, das Gemeindewesen neu geordnet war, kurzum, nachdem der Bauer Abrechnung gehalten über den materiellen Gewinn, hörte für ihn die Zeit der Bewegung auf. Dadurch stellte er freilich seiner politischen Reife im höheren Sinn kein glänzendes Zeugniß aus. Die Ruhe, die gänzliche Abspannung und Erschlaffung kehrte auf dem Lande viel früher ein als in den Städten. Es ist sogar vorgekommen, daß Bauern den Städtern drohten, wenn sie nicht bald selber bei sich Ruhe schafften, dann würde die ganze Bauerschaft hineinkommen, ihnen das Geschäft abzunehmen. Es war eine sinnige Symbolik des Zufalls, daß gerade Erzherzog Johann, der erzherzogliche Bauersmann aus Steyermark es seyn mußte, der den ersten wildesten Act der Revolution abschloß. An der Haltung der Bauern scheiterten seit der zweiten Hälfte des Jahres 1848 fast alle größer angelegten Aufruhrpläne. Immer blieb, um einen Kunstausdruck jener Tage zu gebrauchen, der „entferntere Zuzug" aus, d. h. die Bauern.

Die Demokratie verfuhr ganz wie der Polizeistaat, sie zog die Bauern und deren eigenthümliches Wesen gar nicht in ihre politischen Berechnungen, sie sprach so viel vom Volk und vergaß, daß darunter die Bauern doch beiläufig auch mit einbegriffen

sind. Ueber der Reaction in den Palästen übersah sie die viel gefährlichere Reaction in den Hütten. Die Bauern, namentlich des deutschen Nordens und Südostens, blickten zuerst gleichgültig, ja mißtrauisch auf das Parlament. Je mehr sich die Verhandlungen desselben in die Verfassungsfragen vertieften, um so weniger vermochte der Bauer denselben zu folgen; so mußte die Theilnahme für jene ganze Körperschaft bei ihm einschlummern. Es zeugte von einer bodenlosen Verkennung des deutschen Bauern, daß man glaubte, derselbe werde sich für die Principienfragen der Reichsverfassung oder auch nur für diese Verfassung als solche begeistern. Für ein geschriebenes Gesetz hat sich der Bauer noch nie begeistert, oft genug aber ein geheimes Grauen vor all dergleichen empfunden; er begeistert sich nur für das lebendige Gesetz, für sein Herkommen, seine Sitte und seinen Glauben. Wäre die „Erhebung zur Durchführung der Reichsverfassung" auch auf gar kein anderes Hinderniß gestoßen, so würde sie doch an der Gleichgültigkeit der Bauern gescheitert seyn. Die äußere Autorität, welche sich die Revolutionspartei in Baden und der Pfalz allmählich erworben, war es, was dort die Bauern fortriß in den unglückseligen Kampf — und doch verhältnißmäßig nur einen sehr kleinen Theil der bäuerlichen Bevölkerung. Als Hecker den ersten Putsch vollführte, gaben ihm bekanntlich die oberländischen Bauern, zum Mitziehen aufgefordert, die classische Antwort, sie hätten jetzt keine Zeit, sie müßten ihre Felder bestellen. Hecker hatte noch keine Autorität bei den Bauern, der Bauer aber ist Autoritätsmensch. Zur Zeit des sogenannten Kampfes für die Reichsverfassung stand es gar eigen in Baden. Jetzt hatten die alten Gewalthaber keine Autorität mehr. Nicht um der Reichsverfassung, auch nicht um der Republik willen nahm der Bauer an dem Kampfe Theil, sondern weil sich die Revolutionsmänner binnen Jahresfrist so tief bei ihm eingenistet hatten, daß sie angesichts der gänzlich verschollenen Regierung ihm nun wieder als die einzige Autorität im Lande erschienen. Daß die Pfälzer Bauern im Durchschnitt nicht allzu heftig sich zum Gefechte drängten, ist

bekannt. Durch ihr träges Zusehen hatten sie den Ausbruch der Empörung befördert, durch ihr träges Zusehen beförderten sie wieder ebensosehr das Niederschlagen derselben.

Suchen wir, gleichsam in runder Summe, einen Ausdruck für die Wirkungen, welche die jüngste politische Krisis auf den Bauer geübt, dann stoßen wir auf zwei ganz entgegengesetzte Erscheinungen. Das gesunde, naturwüchsige Bauernthum vom alten Schrot und Korn hat sich unverkennbar wieder gekräftigt, der verdorbene, modernisirte und proletarische Bauer ist nur um so tiefer gesunken. Die Bauern sind nun einmal auf gleichem Boden und in gleicher Sache mit den „Herren" in Berührung gekommen. Wo sie noch den ächten Corporationsgeist hatten, wo ihnen noch die ureigene politische Bedeutung einwohnte, da ist dieser Corporationsgeist erstarkt, da haben sie diese Bedeutung besser als zuvor begriffen, während der verdorbene Bauer weit mehr das Gemeinsame herauskehren lernte, welches ihn mit der großen Heerschaar der verdorbenen Leute aus allen Gesellschaftsschichten verbindet. Das sonst so originelle Bauernproletariat beginnt mehr und mehr in den allgemeinen Begriff des Proletariers aufzugehen, d. h. zu dem Charakter des ökonomischen Ruins auch noch den der socialen Verneinung anzunehmen. So drängte die Revolution das Bauernthum auf der einen Seite in seine glückliche Beschränkung zurück und nivellirte es auf der andern. In demselben Maße, als die freie Gemeindeverfassung den soliden Bauersmann mehr zu sich selber bringt und ihn in seiner eckigen Eigenthümlichkeit trägt und fördert, führt sie die verderbten Gemeinden ihrer vollständigen Auflösung entgegen. Das ist kein Unglück, denn die Zukunft unseres Bauernproletariats liegt doch nur in Amerika. Es hat sich jetzt wieder einmal erprobt, welch ein ungeheurer Widerhalt in der Sitte des Bauern liegt, aber wo diese bereits zur Unsitte entartet war, da kehrte sie auch ihre schroffste Seite heraus. Der entsittete Bauernschlag zeigte sich jetzt auch erst recht als der entsittlichte; bei ihm mehrte sich in den letzten Jahren die Zahl der Morde

und solcher Verbrechen, die eine völlige sittliche Fäulniß voraussetzen, in schreckenerregender Weise. Nie ist wohl Kirchenraub, Leichenraub, Brandstiftung auf dem Lande so gemein gewesen. In den Gegenden, wo ein entarteter, modernisirter Bauernstand seine Sitze hat, sind jetzt meist die Kirchen leer, dagegen ist das Saufen und Lärmen am Sonntage während des Gottesdienstes zur Sitte geworden. Mißhandlung der obrigkeitlichen Personen, namentlich der Vollziehungsbeamten, heimtückische Verwüstung fremden Eigenthumes aus Neid oder Rachsucht oder zum Behufe der Erpressung waren in den Tagen der Anarchie an der Tagesordnung. Und neben die Criminalstatistik der entarteten Bauern reiht sich meist — im Verhältnisse wie Ursache und Wirkung — die Criminalstatistik der Dorfschullehrer. Der proletarische, verschrobene Schulmeister ist gar oft der böse Dämon, der Mephisto des heruntergekommenen Bauern gewesen. Er hat seiner Bestialität Ziel und Bahnen gewiesen, er hat zumeist die Rolle übernommen, welche der aufhetzende verkommene Literat in den Städten gespielt. Die Wirksamkeit einer großen Zahl badischer Dorfschullehrer bei der Einfädelung und Durchführung des badischen Aufruhrs ist bekannt. Lehrreich dürfte es seyn, ein Fragment aus der neuesten Criminalstatistik des Herzogthums Nassau daneben zu stellen. In diesem Ländchen saßen im Sommer 1850 acht Schullehrer — d. h. beinahe ein Procent der gesammten Lehrerschaft — gemeiner Verbrechen angeklagt, in den Criminalgefängnissen. Auf fünf derselben lastete die Anklage des Meineides und verschiedener Betrügereien, darunter der unerhörte Fall, daß einer ein förmliches Institut zur Ausschwörung falscher Eide errichtet hatte und arme verführte Landleute für diesen Zweck gegen ein Billiges vermiethete; der sechste war des Versuches unzüchtiger Handlungen gegen seine eigenen Schulkinder angeklagt, der siebente der Ermordung eines von ihm geschwängerten Bauernmädchens, der achte der Urkundenfälschung. Würde die gesammte erwachsene Bevölkerung Nassau's ein gleiches Procent wie der Lehrerstand in die Criminalgefängnisse geliefert haben,

so hätten dieselben damals beiläufig zweitausend Insassen beherbergen müssen; die Zahl der Criminalgefangenen soll aber nie über hundert gestiegen seyn; von sämmtlichen Criminalgefangenen des Landes fielen also acht Procent auf den Lehrerstand. Von der großen Zahl politischer und religiöser Wühler unter den Schulmeistern, die theilweise durch Dienstentsetzung bestraft wurden, wollen wir hier nicht reden, da uns keine Zahlenangaben zu Gebote stehen. Jedenfalls würde sich hier das Verhältniß noch auffallender herausstellen. Aber nicht der Lehrerstand als solcher trägt die Schuld an alle dem, sondern fast lediglich die verkehrte Politik, welche den Lehrer, der unter Bauern wirken soll, zu einem in Halbbildung überbildeten Proletarier der Geistesarbeit erzieht und dadurch mit dem Volkslehrer zugleich den jungen Nachwuchs der Bauernschaft aus allen natürlichen Bahnen reißt. Wir glauben aber nicht zu weit zu gehen, wenn wir behaupten, daß die sittlichen Zustände des Lehrerproletariats so ziemlich Hand in Hand gehen mit den Zuständen des modernisirten, verstädtelten, proletarischen Bauern überhaupt. Hierin liegt ein beherzigenswerther Fingerzeig!

Nicht durch eine positive That, sondern lediglich durch sein zähes Beharren, durch seinen passiven Widerstand hat der deutsche Bauer den vollständigen Sieg der Doctrin, der politischen Abstraction verhindert. Indem das Wesen der modernen Demokratie auf solcherlei Abstraction hinausläuft, ist der Bauer in seinem derben Realismus, in seinem historischen Eigensinn ihr gefährlichster Gegner gewesen, ohne daß sie es selber recht merkte. Das städtische Proletariat hat bei uns nicht, wie in Frankreich, die Bedeutung, daß es die Masse repräsentirt; die Masse in diesem Sinne ist bei uns der Bauer. Dieser einzige Umstand verbürgt die Zukunft des deutschen Volkes. Aber wehe uns, wenn die Entartung, welche diese Masse bereits von außen angefressen, auch den guten inneren Kern derselben erreichte!

Viertes Capitel.

Resultate.

Eine conservative Politik, die Bestand haben will in Deutschland, muß sich auf die Bauern stützen. Ein Ministerium, welches wahrhaft volksthümlich werden will, muß damit anfangen, bauernthümlich zu seyn. Alle Maßregeln zur Sicherung des gesellschaftlichen Friedens, zur Kräftigung der Staatsgewalt halten nur für den Augenblick wider, sofern sie nicht von dem Grundsatz ausgehen, daß der Bauer die conservative Macht im Staate sey, daß darum vor allen Dingen seine Bedeutung erhöht, seines Charakters Eigenthümlichkeit gefestigt, seinen Bedürfnissen Rechnung getragen werden müsse. Er stellt das durch die Uebercivilisation verschobene Gleichgewicht in der Gesellschaft wieder her; den Socialismus kann man nicht mehr durch die Presse, nicht mehr durch Regierungsmaßregeln erfolgreich bekämpfen, man kann das aber durch die Bauern, durch die Pflege ihrer zähen Sitte. In den Bauern kann der praktische Staatsmann die leibhaftige Geschichte gegen die Geschichtslosigkeit unserer gebildeten Jugend aufmarschiren lassen, den leibhaftigen Realismus gegen die Ideale des Schreibtisches, das letzte Stück einer „Natur" gegen eine gemachte Welt; er kann in den Bauern

die Macht der Gruppen und Massen wirken lassen gegen die ins Endlose zerfahrende Vereinzelung der gebildeten Gesellschaft.

Und doch haben unsere neuesten Gesetzgeber und Staatsmänner durchschnittlich fast ebenso wenig Notiz von dem Bauern in seiner Eigenthümlichkeit genommen, wie nur immerhin die alte Bureaukratie.

Es gilt vorab, den Bauernstand zu reinigen. Wir haben zwei Hauptarten von verdorbenen Bauern. Die eine bilden jene von uns hineichend gezeichneten Entarteten, bei welchen sich der sittliche Ruin zu dem ökonomischen gesellt. Von ihnen kann die Gesellschaft nur auf chirurgischem Wege befreit werden, nämlich durch eine möglichst umfassende Amputation. Hier kann es sich nur darum handeln, wie die Auswanderung von ganzen derartigen verkommenen Gemeinden wie von Einzelnen möglichst rasch und kräftig befördert werde. Eine Prämie, auf die Auswanderung von solchen Leuten gesetzt, wäre ein gefundenes Capital, das dem Lande hundertfältige Zinsen trüge. Dagegen gibt es noch eine glücklicherweise weit größere Classe höchst ehrenwerther bäuerlicher Proletarier, Leute, welche durch die Ungunst ihrer Gegend, ihres Culturzweiges, durch die überhand genommene Güterzersplitterung und dergl. ins tiefste Elend gestürzt worden sind, aber die sich mit einer unendlichen Geduld und Ergebenheit, die zuletzt in völlige Stumpfheit ausartet, immerfort schinden und plagen. Sie werden nicht entsittlicht durch das Elend, denn dieses ist ja schon ihr väterliches, ihr großväterliches Erbe gewesen, es ist historisch bei ihnen, sie wissen es nicht besser. Die Generation verkümmert selbst körperlich immer mehr von einem Menschenalter zum andern, und dennoch wird sie der väterlichen Sitte nicht untreu. Es ist uns ein solcher Bauernschlag bekannt, in öder Gebirgsgegend seßhaft, wo der ganze Stamm bereits so heruntergekommen ist, daß kaum ein Kind mehr vor dem dritten Jahr die Kraft zum Stehen geschweige zum Laufen erhält, und doch tragen diese Menschen ihr Kreuz in Geduld; ganze Gemeinden siechen wie an einer

langsamen Schwindsucht hin. Diese ausgemergelten deutschen Hungerbauern suchen in großartiger Entsagung ihres Gleichen. Wie ihnen geholfen werden könne, ist eine nationalökonomische Frage, die schon sehr oft und mitunter trefflich erörtert wurde, gediegener und praktischer wohl kaum, als es Friedrich List in dem Aufsatze: „die Ackerverfassung, die Zwergwirthschaft und die Auswanderung“*) gethan. Er stellt die Arrondirung der Güter mit Recht als oberstes Heilmittel voran. Allein die Praxis ist hier gar langsam den Wünschen und Forderungen der Schriftsteller nachgekommen. Nur eines kleinen Versuches zur Verwirklichung solcher Pläne möge gedacht werden. Wir könnten eine hohe Frau namhaft machen, welche schon seit Jahren einen Theil ihres Ueberflusses dadurch in wahrhaft fürstlicher Weise anwendet, daß sie verkommenen Bauersleuten Ackerstücke zur Vergrößerung und Arrondirung ihres Gütchens ankauft, zur Erweiterung ihres Viehstandes beisteuert und durch das Schenken von Saatfrüchten und dergl. so lange nachhilft, bis in wenigen Jahren aus dem proletarischen Bauern ein ordentlicher Bauer geworden ist. Es war dem Verfasser dieses gestattet, genauere Einsicht von der Art und Weise dieser Unterstützung wie der dadurch erzielten Erfolge zu nehmen, und er muß gestehen, daß letztere wahrhaft überraschend sind, namentlich in ihrem Verhältniß zu den aufgewandten Mitteln. Eine solche Art der Wohlthätigkeit überragt um deßwillen jede andere, weil nicht bloß einem Einzelnen augenblicklich geholfen wird, sondern weil ganze Familien solid gemacht werden, und Kindern und Enkeln, soweit es menschenmöglich, die Solidität garantirt wird. Wenn durch den Staat, wie durch Vereine eine Unterstützung der verkommenen Bauern auf diese Weise ins Großartige organisirt würde, dann wäre das nicht nur ein Act der Menschlichkeit, sondern auch einer sehr gesunden Politik.

---

*) Friedr. List's gesammelte Schriften. Bd. II.

Dem Bauern seinen festen Besitzstand zu sichern, diesen da, wo er sich bereits zersplittert hat, wieder auszurunden, ist eine der ersten Aufgaben nicht bloß für den Nationalökonomen, sondern geradezu für den conservativen Staatsmann.

Ein weiterer Schritt, um den Bauer an den Bestand der Staatsverhältnisse zu fesseln, wird der seyn, daß man die Gemeindeverfassung aus der Bauernsitte heraus erbaut. Wir haben schon oben einige Winke gegeben. Es ist sehr verkehrt zu glauben, die Gemeindeverfassung für Stadt und Dorf müsse nach einer und derselben Schnur geregelt werden. In einem größern Lande wird nicht einmal die nämliche Dorfgemeindeverfassung für alle Gegenden gleich praktisch seyn. Da das Gemeindewesen möglichst auf Sitte und Herkommen gegründet seyn soll, so muß man hier schon den Particularismus des Bauern, soweit er höheren Interessen nicht zuwiderläuft, ein wenig walten lassen.

Am allermeisten aber wird der Staatsmann den Bauer gewinnen, wenn er seiner Neigung zur ständischen Volksvertretung entgegenkommt. Wäre einmal eine Gesammtvolksvertretung Deutschlands, wäre ein Parlament wieder vorhanden, dann könnte es gar nichts schaden, in den Einzelstaaten statt der verwirrenden kleinen Landtage wieder wirkliche Ständetage in einer dem Geiste der Zeit entsprechenden Reform zu gründen, die nicht sowohl die politischen, als die materiellen und socialen Interessen ins Auge zu fassen hätten. Der Bauer, welcher seine Sache corporativ vertreten wüßte, würde mit ganz anderer Theilnahme als bisher den staatlichen Entwickelungen folgen, er würde das Eigene seines Standes, er würde seine geschichtliche Berechtigung auch politisch garantirt sehen und dadurch viel von seinem Mißtrauen gegen die „Herren" ablegen.

Man läßt unsere jungen Beamten erstaunlich viel studiren. Daß sie auch die Bauern studiren möchten, daran denkt kein Mensch. Ein so tief eingreifender Verkehr mit den Bauern, wie er dem richterlichen und Verwaltungsbeamten meist zufällt,

erfordert aber sein eigenes Studium. Die bureaukratische Zumuthung daß umgekehrt der Bauer den Beamten studiren müsse, ist ganz verkehrt. Wüßten unsere Beamten durchschnittlich sich besser in das Wesen des Bauern zu finden, so wäre der Haß des letzteren auf die „Schreiber" nicht so gewaltig geworden. Ueber das Wesen des Bauern kann man freilich auf Hochschulen keine Collegien hören. Der Staat mißt und belohnt die Befähigung seiner Beamten nach dem Normalmaß der Kenntnisse und der technischen Fertigkeit. Ob der Beamte die rechte Persönlichkeit besitzt, ob er sich einzuleben versteht in Sitte und Charakter des Volksschlages, mit welchem er zu verkehren hat, das ist für den modernen Staat eine unwägbare Größe. Der feindselige Gegensatz des Bauern zum Beamten wird aber so lange fortbestehen, als dem Beamten das Studium des Bauern gleichgültig ist. Es wird damit gar nicht behauptet, daß er gerade artiger gegen den Bauer seyn müsse. Die alten Amtleute zu unserer Großväter Zeit, von denen fast überall die Sage geht, daß sie die Bauern gar erbärmlich geschunden und geplagt, trafen bei aller Grobheit doch Charakter und Art des Bauern, sie zeigten ihm Persönlichkeit, wovor er allein Respect hat, sie waren im Verkehr mit dem Landvolke und nicht am Schreibtische aufgewachsen, und kamen daher trotz ihrem consequenten Despotismus besser mit dem Bauersmann zurecht, als unsere modernen Beamten, die ihm heute zu grob und morgen zu artig sind.

Will der richterliche Beamte sein Studium des Bauern recht ins Feine treiben, dann lege er sich recht eifrig darauf, der Proceßkrämerei unter den Bauern zu steuern. Durch allgemeine Satzungen läßt sich hier nichts ausrichten. Die Krankheit sitzt den Bauern im Temperament. Nur die Persönlichkeit des Beamten, nur seine gründliche Erkenntniß der Eigenheiten des Landvolkes kann, mit ganz bescheidener Einwirkung auf den Einzelnen beginnend, allmählich eine ganze Gegend in diesem Betracht zur Solidität zurückführen. Hohes Verdienst läßt sich

in Ansehung der Proceßkrämerei durch die Einführung freiwilliger Schiedsgerichte erwerben. Der Bauernstand nimmt dadurch gleichsam seine eigene Cur selber in die Hand und zwar eine Radicalcur von innen heraus. In verschiedenen Ländern haben die Bauern bereits gute Anfänge zur Begründung freiwilliger Schiedsgerichte gemacht. Durch die freie Gemeindeverfassung wird der Bildung solcher Bauerngerichte am besten vorgearbeitet, und merkwürdig genug begegnen wir den gedachten guten Anfängen gerade an Orten, wo die Selbstverwaltung der Gemeinden altes Herkommen war. Nicht bloß aus Gründen der Sittlichkeit, sondern auch um seiner principiellen Politik willen muß der conservative Staatsmann die Bildung der freiwilligen Schiedsgerichte fördern, denn sie sind wiederum ein mächtiges Hülfsmittel, den Gedanken der ständischen Gruppirung, der körperschaftlichen Gliederung im Volksbewußtseyn lebendig zu erhalten, im Volksleben praktisch zu machen.

Der Staat kann überhaupt nur durch Staatsdiener welche zugleich Persönlichkeiten sind, den Bauernstand veredeln und tragen und in sein Interesse ziehen, nicht durch allgemeine Gesetze. Es gehört ein eigenthümliches Genie dazu, die Art des Landvolkes zu ergründen und mit ihm in seiner Art zu verkehren, ein Genie, welches himmelweit von dem entfernt ist, was man in neuerer Zeit „volksthümliches Wesen" nannte, wie denn auch gerade unsere sogenannten Volksmänner bei den Bauern am allerwenigsten ausgerichtet haben. Solche Genies muß man hervorzuziehen und an den rechten Platz zu stellen verstehen. Darin unterscheidet sich gerade unsere Bauernpolitik von der büreaukratischen, daß wir das Landvolk durch die Hingabe an seine Originalität zu uns heranziehen wollen, während die Büreaukratie das Bauernwesen durch Zustutzen und Ausrecken, durch Bleiloth und Winkelmaß in die geraden Linien ihres abstracten Staatsideales einzuzwängen trachtete.

Die Bedeutung eines möglichst selbständigen Gemeindelebens,

einer freien Gemeindeverwaltung kann von dem conservativen Staatsmanne nicht hoch genug angeschlagen werden. In dem Gemeindeleben gewinnt der Bauer erst ein warmes Interesse für den Staat, der ihm sonst eine kahle, inhaltsleere Formel bleibt. Er begreift den Staat nur durch den Commentar der Gemeinde. Das Gemeindeleben ist der Punkt, wo selbst der Bauer zum politischen Mann wird. Bei dem centralisirten, von der Schreibstube abhängigen Gemeindewesen des Polizeistaates war der Bauer nur durch seine Passivität eine erhaltende Macht im Staate. Bei erhöhter corporativer Selbständigkeit der Gemeinde wird er erst recht auch activ zur erhaltenden Macht. Wo das deutsche Bauernthum sich je zur höchsten Kraft, zur wirklichen Thatkraft entwickelt hat, wie etwa bei den Dithmarsen des Mittelalters, da war auch ein streng gegliedertes, freies genossenschaftliches Leben vorhanden, das sich auch ohne die Stütze kaiserlicher Privilegien durch seine eigene Tüchtigkeit lange Zeit in Geltung zu erhalten vermochte. Setzen wir zum Vergleich ein anderes Bauernland dagegen: Polen! Man sagt das Polen des achtzehnten Jahrhunderts mußte zu Grunde gehen, weil es keine Industrie, weil es kein Meer hatte, weil es ein bloßer Ackerbaustaat war. Es ist aber auch nicht einmal ein ordentlicher Ackerbaustaat gewesen, ja zu den Ursachen seines unvermeidlichen Ruins gehörte mit, daß es kein Ackerbaustaat war, daß ihm die in der modernen Welt durchaus geforderte breite Staatsgrundlage eines selbständigen Bauernthumes abging. Der polnische Bauer ist frei, aber nur persönlich frei, nicht genossenschaftlich selbstständig, er ist frei, wie ein Proletarier. Darum ist er elender wie der russische leibeigene Bauer und eine sociale Null, wo dieser eine vollwichtige zukunftsreiche sociale Potenz ist. Polen besitzt Bauern, aber kein Bauernthum, Dörfer, aber keine Gemeinden. Ein Staat, in welchem der Bauer nur nach Köpfen zählt, ohne eine selbständige sociale Gruppe zu seyn, kann heutzutage kein Recht der selbständigen politischen Existenz mehr haben. Auch der polnische Bauer hängt zäh an

dem Alten, aber durchschnittlich nur an dem schlechten Alten, das gute Alte hat er vergessen. Der Gutsherr hält ihn in Elend und Dummheit zurück, damit der Bauer „von guter Art" bleibe. Wo er es wagt sich einen Obstbaum zu ziehen, da haut der Gutsherr diesen nieder, weil Gott die Obstbäume nur für die Aecker der Edelleute geschaffen hat. Die Herrschaft sieht es gerne, wenn sich der Bauersmann im Schnapstrinken ruinirt, denn je mehr Schnaps getrunken wird, desto bessere Einnahme haben die herrschaftlichen Brennereien. Das alles ist auch „Bauernpolitik", aber eine verdammt einfältige und nichts weniger als eine conservative.

Selbst bei dem äußerlichen Verwaltungsmechanismus sollte man auf die Natur des Landvolkes Rücksicht nehmen, und dasselbe nicht mit Formeln und Schreibereien verwirren, die es nicht versteht, ja die seinem Wesen geradezu zuwider sind. Es wird dadurch nicht nur ein Mißtrauen gegen den amtlichen Mechanismus erzeugt, sondern oft auch eine förmliche Verschrobenheit in die Köpfe der Bauern gebracht. Nur allzu häufig findet man jene „studirten" Bauern, die mit allen Griffen und Geheimnissen des amtlichen Mechanismus vertraut seyn wollen, die das juristische Kauderwälsch der Rescripte, Vorladungen, Verträge, Verfügungen 2c. genau ausdeuten zu können vorgeben, und dadurch ganz wie die Goldmacher, wie die Leute, welche die Quadratur des Zirkels suchen, einen gehörigen Sparren in den Kopf bekommen. Diese Verschrobenheit kann bedenklich um sich greifen, wenn man erwägt, wie oft der Bauer mit dem Amte in Berührung kommt und wie oft er sich über die juristischen Hieroglyphen den Kopf zerbrechen muß, an deren Enträthselung ihm wohl gar Hab und Gut, Ehre und Freiheit hängt.

Wie der Beamte sich in die Individualität des Bauern einleben müßte, so noch viel mehr der Schullehrer. Unsere Lehrerbildungsanstalten reißen den Zögling, der doch meist ein Bauerjunge ist, künstlich aus dem Bauernstande. Statt dessen

sollten sie ihn, nur in erhöheter Potenz, erst recht in dessen eigenstes Wesen einführen. Die allgemeine Volksbildung, für welche man den angehenden Dorfschulmeister erzieht, ist eine Phantasterei, ein Erzeugniß des alten nivellirenden Rationalismus. Es gibt gar keine allgemeine Volksbildung, je tiefer vielmehr die Bildung in das eigentliche Volk geht, um so schärfer spaltet, gliedert, individualisirt sie sich. Der Dorfschulmeister ist nicht da, um ein pädagogisches System zu verwirklichen, sondern um den Bauersmann in seiner historischen Erscheinung und Mannichfaltigkeit verwirklichen zu helfen. Die meisten Dorflehrer fühlen sich darüber unglücklich, daß sie in ihrer Umgebung auf dem Lande keinen Menschen finden, mit dem sie sich „auf ihrem Bildungsstandpunkte" geistig austauschen könnten. Dieß ist die sicherste Probe, daß ihr Bildungsstandpunkt für ihren Beruf der verfehlteste ist, denn wäre er das nicht, so müßten sie gerade in der frischen Natur des Bauern das beste Element zum Austausch ihrer Gedanken finden. Die Dorfschulmeister und die Pfarrer bilden aber das eigentliche verbindende Mittelglied zwischen der verfeinerten Gesellschaftsschicht und dem Naturstamm der Bauern. Sie sind, wo sie überhaupt die rechten sind, das einzige Organ, durch welches der Gebildete, durch welches der Staatsmann durchgreifend und unmittelbar auf den Bauer einwirken kann. Die Demagogen ahneten das recht wohl, als sie zuerst die Schulmeister auf ihre Seite zu ziehen suchten. Desto schwächer scheint bei den gesetzlichen Staatsgewalten die Ahnung von dem Begründeten dieses Verhältnisses zu seyn, sonst würde man sich's weit eifriger angelegen seyn lassen die Schullehrer und die Pfarrer in das Interesse einer conservativen Politik zu ziehen. In dem Maße aber, als beide, Lehrer und Geistliche, aus ihrer naturgemäßen Mittelstellung zwischen dem Bauern und dem Gebildeten heraustreten, bricht sich ihr Einfluß, oder verkehrt sich in einen verderblichen. Das sahen wir in der Blüthezeit der rationalistischen protestantischen Consistorien, wo der Pfarrer zum reinen Beamten verfälscht wurde, dem die

Kirchenbuchführung ein wichtigeres Anliegen seyn mußte als der Gottesdienst; das sehen wir jetzt, wo der Lehrer in gänzlicher Verkennung seiner so einflußreichen Stellung das höchste Ziel seines Ehrgeizes darein setzt, Staatsdiener zu werden.

Man hat die Frage aufgeworfen, wie lange wohl die landwirthschaftlichen Voraussetzungen der Art bleiben würden, daß ein Stand der kleinen Grundbesitzer, der von uns geschilderte Bauernstand möglich sey? Denn das Unvollkommene, Mühselige und wenig Ausgiebige der Bewirthschaftungsmethode, wie sie von der ungeheuren Mehrzahl der kleinen Bauern jetzt noch im Geiste eines rohen Empirismus betrieben wird, muß doch bei den riesigen Fortschritten der Agriculturchemie, des rationellen Landbaues, und bei dem zu der immer noch oberflächlichen Ausnützung des Bodens bald in keinem richtigen Verhältnisse mehr stehenden Wachsthume der Bevölkerung über kurz oder lang einem gleichsam fabrikmäßigen, ins Große gearbeiteten Landbau weichen, der alsdann den kleinen Bauerstand in derselben Weise trocken legen würde, wie das industrielle Fabrikwesen den kleinen Gewerbstand bereits großentheils trocken gelegt hat. Daß diese Eventualität einmal eintreten muß, bezweifeln wir durchaus nicht, überlassen aber die Erörterung der weitern Folgen getrost unsern Urenkeln, falls dieselben finden sollten, daß die Frage bis dahin bereits eine „brennende" geworden ist.

Einstweilen halten wir an dem gegebenen Zustande, als dem für unsere Social-Politik vorerst noch allein praktischen, fest. Mag die Naturwissenschaft noch so gründlich — und sie hat ein Recht dazu — auf die allmähliche Auflösung des Bauernthums indirect losarbeiten, so soll wenigstens der Staat die ureigene Sitte und das alte Herkommen des Bauern vorerst nicht direct antasten. Je weniger er sich um dergleichen bekümmert, desto besser für beide Theile. Man kann diese naturwüchsige Sitte so wenig künstlich erhalten und weiterbilden, als man sie künstlich ausrotten kann. Das Volk selber sorgt schon dafür, daß sie erhalten und weitergebildet werde. Wer sich,

auch in bester Absicht, in diesen als des Volkes eigensten Beruf einmischt, der kann sich im günstigsten Falle nur lächerlich machen. Ebenso sollte man den Wahn aufgeben, als ob durch das Aufdrängen fremdartiger Bildungsstoffe in sogenannten Volksschriften, die gemeiniglich vom Volke weiter nichts haben, als daß sie die Naivetät seiner Ausdrucksweise erkünsteln, beim Bauern irgend etwas auszurichten wäre.

Selbst sehr entschiedene Gegner des kirchlichen Lebens geben doch zu, daß die Kirche für den gemeinen Mann, und namentlich für den Bauer, mindestens ein zur Zeit noch unentbehrliches „Polizei-Institut" sey. Aber gerade in diesem Beruf, den jene nicht ohne besonderes Behagen betonen, finden sie dann auch die Würde der Kirche auf ihr Minimum herabgesetzt. Für den jedoch, der unsern Bauersmann kennt, ist dieser Beruf der Kirche als einer Zuchtmeisterin des Geistes und der Gesittung nichts weniger als ein kleiner oder gar unwürdiger. Die geistigen und gemüthlichen Anregungen des Bauern beschränken sich auf einen ganz engen Kreis. Die höheren läuternden Genüsse der Kunst sind ihm fast ganz verschlossen, für ihn ist eine deutsche Nationalliteratur noch nicht geschrieben, sein Geist kann sich nicht erquicken in dem Stahlbad wissenschaftlicher Studien. Nicht bloß die specifisch religiösen Bedürfnisse muß ihm die Religion und der Cultus befriedigen, sondern auch für jene ganze Summe geistiger Anregungen des Gebildeten einen Ersatz bieten. Die Dorfkirche ist nebenbei auch des Bauern einziger Kunsttempel. Wenn ihm jenes die Sitten mildernde, civilisirende Element, welches der Gebildete in tausend Erscheinungen des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens findet, in religiösen Formen nicht dargeboten wird, wo soll es ihm dann zu Theil werden? In solchem Sinne könnte man auch Literatur und Kunst ein unentbehrliches Polizei-Institut nennen, um den Gebildeten in den Schranken eines edlen Tones und feiner Sitten zu halten. Für das Landvolk fällt dieselbe Mission gleichsam als ein Nebengeschäft auch noch der Kirche zu.

Wenn man neuerdings die volksbildende Kraft der Volksfeste wieder erkannt hat, so ist dieß ein gutes Vorzeichen. Der conservative Staat soll die ächten Volksfeste, namentlich die Bauernfeste, nicht unterdrücken, sondern vielmehr pflegen und fördern, denn in ihnen erfrischt und verjüngt sich die Volkssitte, in ihnen fühlt sich der Bauer so recht in dem vollen Behagen seines Standes, sie mehren und stärken den genossenschaftlichen Geist im Volke. Der nivellirende Polizeistaat legte in manchen Gegenden höchst sinnreich alle Kirmessen des Landstriches auf einen und denselben Tag, damit es ja keinem Bauern möglich wäre, vielleicht zwei oder drei Kirmessen in einem Jahr zu besuchen und solchergestalt gar viel Geld zu verthun! Mit derlei polizeilicher Kinderzucht wird die ächte Bauernsitte, deren Erhaltung dem conservativen Staate so unschätzbar seyn muß, geradezu vergiftet. Etlichemal im Jahr sich gründlich auszutoben ist dem Bauersmann eben so nöthig zur Erhaltung seiner körperlichen und geistigen Gesundheit, wie den vornehmen Leuten eine Badereise. Sehr treffend sagt Justus Möser von den durch die zärtliche Besorgniß des Polizeistaates längst unterdrückten periodischen Tollheiten des Bauernvolkes: „Die vormalige Ausgelassenheit zu gewissen Jahreszeiten glich einem Donnerwetter mit Schlossen, das zwar da, wo es hinfällt, Schaden thut, im Ganzen aber die Fruchtbarkeit vermehrt."

Will sich's der Staat angelegen seyn lassen, daß der deutsche Bauer in seinem historischen Charakter auch künftigen Geschlechtern erhalten bleibe, dann kann er weiter nichts thun, als daß er störende und zersetzende Einflüsse von dem Bauernstande fern hält, seinen Sitten und Bräuchen nicht feindselig in den Weg tritt, seine ökonomische Lage bessert, und ihn mehr und mehr zum festen, wohlabgerundeten Grundbesitz wieder zurückführt, den Dorfbauern wieder zum Hofbauern zu emancipiren sucht, bei Verfassungs- und Gesetzgebungs-Arbeiten aber niemals über die eigenthümlichen Anforderungen des Bauern hinwegsieht, vielmehr diesen gemäß das ganze Staatswesen zu individualisiren

sucht. Dadurch allein kann die Kluft zwischen dem Bauern und dem Gebildeten ausgeglichen werden, ohne daß jener von seiner Originalität etwas verloren gibt. Der Bauer wird dann mit der zähesten Liebe an der bestehenden Staatseinrichtung hängen, er wird zwar immer noch murren und brummen, weil er das überhaupt nicht lassen kann, und es gehört ja wohl auch zum Wesen des besten Staates, daß darin immer etwas gemurrt werde, aber zu einer muthwilligen, bübischen Empörung wider die Staatsgewalt, zu einer Zertrümmerung der gesellschaftlichen Grundverhältnisse wird es der Bauer dann nie und nimmer kommen lassen.

Der Bauer ist die erhaltende Macht im deutschen Volke: so suche man denn auch sich diese Macht zu erhalten!

II. Die Aristokratie.

Erstes Capitel.

Der sociale Beruf der Aristokratie.

Die Aristokratie ist die einzige unter den vier großen Gruppen der Gesellschaft, welcher die Berechtigung als ein besonderer Stand aufzutreten oft genug von Leuten abgestritten wird, die keineswegs Socialisten sind. Daß es Bürger, Bauern und Proletarier gebe, daß diese Unterscheidung keine zufällige und willkürliche, sondern in Sitte und Beruf gewurzelte, der Gesellschaft durch ihre ganze geschichtliche Entwicklung aufs tiefste eingeprägte sey, läugnet niemand. Wegtilgen möchte der nivellirende Geist freilich diese dreifache Gliederung, aber zugestehen muß er doch daß sie noch sehr augenfällig existire. Eine aristokratische Sitte soll allenfalls noch vorhanden seyn—und wäre es auch nur eine Unsitte—vom aristokratischen Beruf dagegen lasse sich in unseren Tagen nichts mehr verspüren. Die Ansicht ist leiblich populär geworden, daß die Aristokratie in gar nichts weiter bestehe, als in der Einbildung, im Vorurtheil. Wenn man etwa das Bauernthum als einen wirklichen Stand gelten läßt, dessen Realität freilich jeder mit Händen greifen muß, der nur einen Kittel von einem Rock unterscheiden

kann, dann soll dagegen der Adel nur die Anmaßung, die Usurpation eines besondern Standes seyn.

Man gesteht wohl zu, daß es vor Zeiten einmal einen Adel als einen in sich berechtigten und lebenskräftigen Stand gegeben habe. Aber jetzt sey derselbe ganz gewiß eine bloße historische Versteinerung geworden, ein antiquarisches Cabinetsstück, ehrwürdig, weil grau vor Alter. Auch der Clerus hat ja im Mittelalter eine selbständige Gesellschaftsgruppe in sich beschlossen, die Priesterschaft als Stand, als Kaste bildet den ältesten Adel in der Weltgeschichte, und dennoch hat der Clerus jetzt seine sociale Selbständigkeit verloren und ist aufgegangen in die übrigen Gruppen der Gesellschaft.

Man fragt, worin denn noch der eigenthümliche, der unterscheidende Beruf des Adels bestehe, seitdem ihm das Monopol des großen freien Grundbesitzes, das Monopol des höheren Kriegsdienstes, der Staatsleitung, des obern Richteramtes aus den Händen gewunden ist, und der höhere Hofdienst, dessen Monopol der Adel allenfalls noch inne hält, seinen früheren politischen Charakter verloren hat? Bei dem vierten Stande steht die Frage obenan, wie derselbe social zu organisiren, bei den Bauern, wie ihre im Sturm der Zeiten so wunderbar festgebliebene sociale Organisation politisch zu benutzen sey, bei der Aristokratie dagegen, worin denn eigentlich überhaupt ihr socialer Beruf bestehe und ob sie einen solchen wirklich aufzuweisen habe?

In bewegten Tagen ist von den Fortschrittsmännern mehr denn einmal und in verschiedenen Ländern förmlich die Abschaffung des Adels decretirt worden. Merkwürdigerweise ist aber der Adel immer wiedergekommen. Man hielt den Adel schon gar nicht mehr für einen wirklichen Stand, denn die Abschaffung eines Standes durch Decrete wäre an sich ein Unsinn. Das Bürgerthum, das Bauernthum zu Grunde richten, im socialistischen Sinne zur Selbstauflösung führen, das kann man wohl beabsichtigen, aber kein vernünftiger Mensch wird stracks eine „Abschaffung" des Bürger- und Bauernthumes decretiren wollen. Jene Decretirenden

bekannten aber durch ihr Decret, daß sie den Adel vorweg gar nicht als einen eigentlichen Stand ansahen. Er war ihnen eine Verkröpfung am Leibe der Gesellschaft, ein Auswuchs, den man chirurgisch wegschneiden müsse. Die Führung des Adelstitels insbesondere erschien ihnen nicht als eine geschichtlich erwachsene Sitte, die nur auf dem geschichtlichen Wege der inneren Nothwendigkeit wieder erlöschen könnte, wie sie gekommen, sondern als die privilegirte Anwendung eines willkürlichen Schnörkels, den man nur durch ein einfaches Verbot auf dem Wege der polizeilichen Sprachreinigung wegzustreichen brauche.

Man fragte sich, worin denn der eigenthümliche und unterscheidende Beruf der Aristokratie als Stand liege, und konnte keine Antwort darauf finden. Aber seltsam contrastirte damit freilich wiederum, daß man die so oft bestrittene Existenz der Aristokratie nicht nur von außen her niemals hatte vernichten können, sondern daß auch die Aristokratie in eigener Person, als sie im achtzehnten Jahrhundert das Möglichste that sich selber zu Grunde zu richten, dieß dennoch nicht fertig gebracht hatte. Ein ganz berufloses, ganz zweckloses Leben kann so zäh nicht seyn.

Selbst die Begriffsbestimmung dessen, was eigentliche Aristokratie sey, ist je mehr und mehr verschwommen und ins Allgemeine zerflossen. Nicht einmal im Mittelalter hatte man einen durchschlagenden Begriff fest in der Hand, geschweige denn in der neuern Zeit. Er erweiterte und verengerte sich nach örtlicher Auffassung selbst damals, als die äußeren Wahrzeichen des adeligen Standes und Berufes noch das bestimmteste Gepräge trugen. Der Adel spaltete sich in alten Tagen in eine Masse vielgliederiger Lebenserscheinungen: die verwirrend in einander überspringenden Gränzlinien des hohen und niederen Adels lassen sich durchaus nicht allgemein, sondern immer nur in kleinen zeitlichen und örtlichen Kreisen fixiren, sie sind ein rechtes Kreuz der Historiker. Der Adel entwickelte in diesem Sinne ein ähnliches Bild des Particularismus wie die Bauern. Aber es war doch der einigende Gedanke des allgemeinen socialen Berufes im Mittelalter

aufs klarste und bestimmteste vorhanden, und eben dieser soll — so wird behauptet — in neuerer Zeit dem Adel abhanden gekommen seyn.

Und in der That liegt etwas wahres darin, und ist es charakteristisch für die gegenwärtigen reformbedürftigen Zustände der Aristokratie, daß sie nach der genauen Begriffsbestimmung ihrer selbst sucht, daß sie schwankend geworden, wie weit sie die Gränzen der eigenen Körperschaft erstrecken soll, daß sie sich in entscheidenden Momenten oftmals nicht einig wußte über die nothwendig einzunehmende Stellung in den gesellschaftlichen Kämpfen dieser Tage. Schon in dem einfachen Sprachgebrauch ist eine verdächtige Verwirrung eingerissen. Man hat eine Redefigur aus der Bezeichnung „Aristokratie“ gemacht und spricht von Geldaristokratie, Beamtenaristokratie, Gelehrtenaristokratie 2c. Und zwar hat sich dieser Sprachgebrauch in einer Weise eingebürgert, daß es oftmals schwer hält, den Punkt zu finden, wo sich die Redefigur von der einfachen Begriffsbezeichnung scheidet.

Die Weltanschauung der Voltaire'schen Zeit, welche in den meisten Dingen doch so ziemlich vergessen ist und selbst durch die eifrigsten Bemühungen einer Seitenlinie der absoluten Philosophenschule neuerdings im Volksbewußtseyn nicht wieder aufgefrischt werden konnte, ist in Betreff der Aristokratie merkwürgerweise am consequentesten populär geblieben. Der deutsche Philister kehrt leichter zu dem Glauben an die Vernunftmäßigkeit des leibhaftigen Teufels, als an die Vernunftmäßigkeit des Geburtsadels zurück. Die Sache ist leicht erklärlich. Der religiöse Rationalismus kam am frühesten, er ist auch am frühesten gebrochen worden. Der sociale Rationalismus ist viel neueren Datums, er wird noch eine gute Weile brauchen, um sich abzuleben. Durch jenes Aeußerste, welches der sociale Rationalismus in der Aufstellung der modernen socialistischen Systeme theoretisch gewagt, ist im Kampfe jener gegnerische Standpunkt erst zum wissenschaftlichen Bewußtseyn gekommen, der die gesellschaftlichen Zustände lediglich aus der historischen Entwicklung

der Gesellschaft selber beurtheilt. Nach fünfzig Jahren wollen wir wieder nachfragen, ob dieser Standpunkt auch bei dem deutschen Philister zur Geltung durchgedrungen ist.

Kant bezeichnet den Adel als einen Rang, der dem Verdienste vorhergeht, dieses aber keineswegs zur nothwendigen, nicht einmal zur gewöhnlichen Folge hat. Der Begriff des Adels hat aber einen weit reicheren Inhalt als den, einen bloßen Rang zu bezeichnen, der Rang ist vielmehr etwas ganz secundäres bei demselben. Kant würde zu dieser sehr äußerlichen und mageren Bestimmung nicht gekommen seyn, wenn er das gesellschaftliche Phänomen des Adels nicht mit abstract philosophischem Maßstabe gemessen hätte. Hätte die damalige Zeit ein Organ gehabt für die historisch-sociale Auffassung, so würde der große Philosoph von Königsberg in dem Adel eine eigenthümliche Entwicklungsform des socialen Lebens erkannt haben, die nicht fehlen darf, wo die europäische Gesellschaft, wie sie nun einmal historisch geworden ist, in ihrer Gesammtheit dastehen soll. Ob das einzelne Glied eines solchen Standes diejenigen Verdienste entfaltet oder nicht, welche von der Würde des Standes geheischt werden, ist für den allgemeinen Begriff desselben ganz gleichgültig. Die große Masse hält aber heute noch an jener Kantischen Ansicht fest, weil sie gleichfalls noch nicht weiß, sociale Erscheinungen aus der Gesammtheit des socialen Lebens zu beurtheilen.

Merkwürdig genug hat der Sprachgebrauch seit geraumer Zeit das Wort „Aristokratie“ weit häufiger zur Bezeichnung einer Partei als eines Standes gestempelt. Beim Bürgerthum hat man weit später erst den Stand als „Bourgeoisie“ in die Partei übersetzt. Darin bekundet sich wiederum der Drang, die sociale Existenz der Aristokratie wegzuläugnen und nur die politische als eine usurpirte stehen zu lassen. Man darf dabei nicht vergessen, daß die Sucht, den Begriff der Aristokratie zu dem einer Partei zu verflüchtigen, wesentlich der ersten französischen Revolution angehört, die entsprechende Travestirung des Bürgernamens aber der Februarrevolution.

Und doch liegt diesem Mißbrauch insofern wieder etwas wahres zu Grunde, als in den socialen Gebilden unzweifelhaft ein dreifach verschiedener politischer Grundton sympathetisch anklingt. Die Aristokratie und die Bauern sind auf den ständisch-conservativen Accord gestimmt, die Stadtbürger auf den constitutionellen, die Proletarier auf den social-demokratischen. Diese annähernde Stimmung — in der schwebenden Temperatur — erfüllt freilich das Wesen der einzelnen Stände nicht. Darum steigen aber doch und fallen mit den Wogen der socialen Kämpfe ebenmäßig die politischen Wogen. Das Proletariat, die Ausgleichung aller ständischen Unterschiede begehrend, sucht den nackten Menschen; die Aristokratie, welche den Gedanken der ständischen Gruppen in seiner greifbaren Verkörperung darstellt, setzt den Gesellschaftsbürger im historischen Costüm dagegen; das Bürgerthum vermittelt, indem es das Zauberwort vom Staatsbürger in den Streit wirft: und diese rastlose politische Fehde der gesellschaftlichen Kräfte bewahrt uns, daß ein äußerstes politisches Princip jemals einseitig auf die Dauer zur Geltung komme.

Indem so jeder Stand nebenbei von einem eigenen, gleichsam eingeborenen politischen Gedanken erfüllt ist, gestaltet er sich zu der materiellen Unterlage, in welche der Staatsmann das Fundament seines politischen Baues eingräbt. Oder richtiger: das ständische Volksleben ist der rohe Stoff selbst für den Politiker, woran er sein Talent als ein formbildendes erprobt. Aber allezeit wird ihm, je nach seiner politischen Doctrin, nicht das ganze Volk, sondern je eine bestimmte Gesellschaftsgruppe vorwiegend das weiche bildsame Material seyn, an welches er modellirend Hand legt. Ich meine also, der ständisch conservative Staatsmann sieht vor allen Dingen zu, daß er sich eine Adels- und Bauernpolitik schaffe, der constitutionelle, daß er auf eine Bürgerpolitik, der Demokrat, daß er auf eine Politik des vierten Standes gestützt sey.

Aus diesem Gesichtspunkte wird erst die politische Bedeutung

klar, welche eine solche naturgeschichtliche Untersuchung der Stände, wie wir sie gerne geben möchten, haben kann. An politischen Formen ist die Gegenwart ja überreich; wir möchten gerne den entsprechenden Stoff für diese Formen aufzeigen. Indem die Demokratie den vierten Stand zu ihrer heiligen Schaar machte, ihn zu organisiren suchte, den vierten Stand für das Volk erklärte, lediglich auf den vierten Stand ihre Politik baute, bewies sie staatsmännischen Instinct. Daß sie auf dieser untersten Stufe stehen blieb, daß die Proletarier ihrerseits sich zwar todtschießen ließen, aber doch nicht sich zu organisiren verstanden, geht uns hier nichts an. Aber der Constitutionalismus stützte sich auf Gelehrte und Journalisten, nicht auf das Bürgerthum, der Conservatismus auf die Soldaten und nicht auf die Aristokratie und die Bauern. Daher die andauernde Ohnmacht gegenüber der Demokratie; eine Ohnmacht, die erst aufhörte, als die Demokratie sich selber zu Grunde gerichtet hatte. Nur die sociale Politik macht heutzutag unüberwindlich.

Nach diesen abschweifenden Zeilen kehren wir zu unserem Thema zurück: zur Kritik der Verneinung des aristokratischen Berufes.

Der Gedanke, den Adel, wie er historisch geworden war, als etwas willkürlich gemachtes hinzustellen, konnte erst dann auftreten, als man überhaupt die uralte innere Mannichfaltigkeit der Gesellschaft für ganz zufällig, von barbarischen Zeiten ersonnen, der Menschheit unwürdig fassen zu müssen glaubte. Den Geburtsadel hielt man so recht für die breite Bresche, durch welche ein „philosophisches Zeitalter“ erobernd in die Citadelle des Ständewesens einziehen könne. So wie man überhaupt keine geschichtliche Nothwendigkeit mehr erkennen wollte, so konnte man am wenigsten begreifen, wie es von Rechtswegen irgend bestimmende Einflüsse auf eines Menschen ganzes Lebensgeschick haben dürfe, daß dieser oder jener sein Vorfahr gewesen.

Bei dem Genius hat man längst das Moment der historisch gegebenen Nothwendigkeit, der Vorbedingung, welches in der Geburt

steckt, eingesehen. Gerade zu einer Zeit, wo man am meisten über den Geburtsadel spottete, hat man den Stammbaum Sebastian Bachs mühsam aufgeforscht; eine lange, stolze Ahnenreihe der kernhaftesten Kunstmeister kam zu Tage, und mit Recht schrieb man diesem künstlerischen Geburtsadel ein gut Theil der auszeichnenden Eigenthümlichkeiten des seltenen Mannes zu. Bei Goethe sind nicht bloß Vater und Mutter, auch in aufsteigender Linie die entfernteren Vorfahren in den Kreis des Nachforschens gezogen worden. So wohl begriff man, wie oft der Genius unter die eherne Nothwendigkeit der Geburt und Abstammung gestellt ist. Auch die Aristokratie des Talents ist eine Geburtsaristokratie. Die Socialisten steuern darum ganz folgerecht darauf hin, selbst diese Aristokratie des Talentes wegzutilgen. Aber wenn man gleich die ganze Welt zu einem großen Findelhaus organisirte, würde doch wenigstens diese Geburtsaristokratie nicht auszurotten seyn.

Die Geburt bestimmt ja auch in der Regel unwiderruflich, ob einer Bürger oder Bauer oder Proletarier werde, warum soll sie nicht bestimmen, daß einer Baron sey? Dieser Gedanke, daß die Geburt die historische Schranke für die ganze spätere gesellschaftliche Stellung des Menschen bilde, hat sich in der Theorie des Geburtsadels gleichsam verdichtet, seinen persönlichen Leib gefunden, mindestens sein Symbol. Die Aristokratie ist der Stand der socialen Schranke, wie der vierte Stand der socialen Schrankenlosigkeit; beide Extreme haben ihr Recht nebeneinander, weil die Gesellschaft nur in ihrer Mannichfaltigkeit ein organisches Leben entfalten kann. Ein Proletariat mit Stammbäumen und Satzungen über ebenbürtige Heirath wäre ebenso widersinnig, als eine Aristokratie ohne Geburtsadel. Die Basis aller socialen Schranken und Gliederungen ist die Familie. Darum ist es ganz naturnothwendig, daß das Bewußtseyn der Familie in der Aristokratie am schärfsten ausgeprägt, am lebendigsten durchgeführt sey. Die Familie im Aufsteigen zu ihren historischen Wurzeln gedacht, entfaltet sich zum Stammbaum. Das Geschlechtswappen ist das

äußerliche Wahrzeichen dafür daß das Familienbewußtseyn historisch geworden ist, und die Seitenzweige finden ihre Familiengemeinsamkeit in dieser Wappensymbolik urkundlich wieder. Auch bei dem Bürger und Bauern wurzelt die ganze sociale Persönlichkeit in dem Begriff der Familie. Aber beide führen nicht nothwendig Wappen. Das historische Bewußtseyn der Familie reicht nicht so weit hinauf, die Gemeinsamkeit der Familie verzweigt sich nicht so breit und reich auch in die Seitenäste, daß ein solches Symbol als Erkennungszeichen gefordert wäre. Wir kommen hier wieder um einen Schritt weiter in der Begriffsbestimmung der Aristokratie. Sie ist der Stand der socialen Schranke, das Fundament aber dieser Schranke, dieses Princips der Gliederung findet sie in dem historischen Familienbewußtseyn.

In dem Abschnitt vom deutschen Bauern bezeichnete ich den Bauer als ein leibhaftiges Stück Geschichte, das in unsere Zeit hereinrage. Ich wies nach, wie der historische Sinn im Bauern schlummert, wie der Bauer von dem Instinct der historischen Sitte geleitet wird, keineswegs aber die bestimmte, bewußte Absicht hat, das Geschichtliche an sich und seiner Umgebung zu hegen und zu pflegen. Nun ist auch der Adel, gleich dem Bauern, ein Stück leibhaftiger Geschichte, das in die moderne Welt ragt. Als unterscheidendes Merkmal tritt jedoch hinzu, daß der Adel über den in seiner Körperschaft webenden geschichtlichen Geist sich auch objectiv Rechenschaft und Nachweis gibt, daß er sich als der Bewahrer der historischen Entwicklung der Gesellschaft wissen und erkennen muß. Er ist im eigenen Standesinteresse auf die Geschichtsforschung hingewiesen, während sich der Bauer um solche Forschung gar nicht kümmert. Der Bauer weiß nicht, wer seine Vorfahren waren, aber ihre Sitten leben in ihm. Der Adel kennt und findet sich in seiner socialen Geschichte — und wenn es auch nur die ganz trockene Familienchronik eines Stammbaumes wäre; — der Bauer steckt in seiner Geschichte und weiß es selbst nicht. Der Adel ist aus diesem Gesichtspunkt ein Bauernthum in erhöhter Potenz, er ist der zum Be-

wußtseyn seines historischen Corporationsgeistes gekommene freie Grundbesitzer. Aber der dunkle Trieb des Instinctes, der unbewußt gehegten Sitte ist fast immer gewaltiger, spröder und ausschließender als das bewußte Begreifen. Darum ist der Bauer doch in strengerem und einseitigerem Sinne der „historische Stand" geblieben, als der Adel, der seine Geschichte kennt und urkundlich aufzeichnet, aber keineswegs mehr mit der Naivetät des Bauern in dem engen Bann der geschichtlichen Sitte lebt. Der Stammbaum hat in der socialen Wissenschaft eine theoretische Bedeutung, den praktischen Werth erhält er erst da, wo sich auch die Ueberlieferung der historischen adeligen Sitte an die Stufenfolge der Ahnenreihe kettet.

Wir nannten den Adel ein potenzirtes Bauernthum, sofern wir das letztere im modernen Sinn des freien kleinen Grundbesitzes fassen. Der weiteren Anhaltspunkte zur fortgeführten Parallele bieten sich hier erstaunlich viele. In beiden Ständen ruht hauptsächlich die erhaltende, hemmende und dämmende Kraft für die Gesellschaft wie für den Staat, in dem Bürgerthum und dem vierten Stand die fortbewegende, vorwärtsdrängende. Dem Adel schwindet gleich dem Bauern der historische Boden unter den Füßen, sowie ihm die Basis des Grundbesitzes abhanden kommt. Der ächte Adel und der ächte Bauer verstehen sich auch gegenseitig am besten, kommen am leichtesten mit einander aus. Es ist dieß eine ganz merkwürdige Erscheinung. Die geschichtlichen Ueberlieferungen der Bauern über ihre früheren Verhältnisse zu ihren Gutsherren klingen gemeiniglich gar nicht darnach, als ob sie eine sonderliche Vorliebe für deren Stand und Familie erwecken könnten. Es wird da von wenig andern Dingen die Rede seyn als von Zinsen und Lasten, Frohnden und Leistungen. Und dennoch blickt der Bauer weit seltener mit Neid auf den adeligen Grundherrn, als der Bürger auf den Baron. Das macht, sie fühlen sich wahlverwandt, sie wissen, daß ihr Interesse im Großen und Ganzen auf eines hinausläuft. Auch im geschichtlichen Verlauf läßt sich's, wie wir weiter unten sehen werden, nachweisen, daß der Edel-

mann dem Bauern weit näher gestanden hat als dem Bürger. Darin liegt ein bedeutsamer Fingerzeig für die Aristokratie. Wenn dieselbe ihren eigenen Vortheil wahren will, dann muß sie sich als die Schirmerin der Interessen des kleinen Grundbesitzes erweisen, die selbständig kräftige Entwickelung des Bauernthumes fördern. Dagegen wird der begüterte Adel gewiß seinen Bestand nicht festigen, wenn er seinen Grundbesitz dadurch vermehrt, daß er die kleinen Bauern systematisch auskauft und dieselben so aus freien Grundeigenthümern zu seinen Tagelöhnern macht. Was er dadurch materiell gewinnt, büßt er moralisch ein. Die selbständigen Gutsbesitzer waren seine natürlichen Bundesgenossen; die Tagelöhner, und wenn sie auch sein Brod essen, sind eben Proletarier, d. h. die natürlichen Gegner der Aristokratie.

Im früheren Mittelalter durfte gemeiniglich nur der hohe Adel, der mit seinem Burgsitze ansehnlich Land und Leute vereinigt hatte, Graben und Zugbrücke derart an seiner Burg anbringen, daß er sich und das umliegende Land damit absperren konnte. Dieses „Recht der Zugbrücke" war ein politisches, ein militärisches Recht, aber es liegt auch eine tiefe sociale Bedeutung darin. Der hohe Adel nur durfte eine kleine Welt für sich bilden, das Recht der Zugbrücke war das Symbol seiner socialen Selbständigkeit, und ist es im Grunde geblieben bis auf diesen Tag. Der hohe Adel bildete damals noch allein die „Gesellschaft". Später erweiterte sich diese. Merkwürdig genug erwarb auch der niedere Adel ungefähr zu derselben Zeit das Recht der Zugbrücke, wo er sich zur socialen Selbständigkeit, wo er sich zum Eintritt in die Gesellschaft aufzuringen begann. Er erwarb das Recht, weil er bei dem Aussterben und Verderben so vieler Geschlechter des ältesten hohen Adels die Burgen erworben hatte, an denen es haftete, ganz wie jetzt so mancher reiche Bürger durch Gütererwerb das Recht der Zugbrücke im modernen Sinne gewinnt. Erst mit dem Rechte der Abschließung ist überall die sociale Selbständigkeit gegeben. So hatte das Bürgerthum des Mittelalters mit dem Corporationswesen auch für sich das sociale Recht der

Zugbrücke erobert, und als die Städte zu großen Burgen geworden waren, die man „beschließen" konnte, begann das Bürgerthum als ein organisches Glied in die Gesellschaft einzutreten. Die Abgeschlossenheit des Bauern in Sitte, Sprache und Lebensart ist sein sociales Recht der Zugbrücke, durch welches er sich als Stand compact erhält. Das Proletariat hat dieses Recht der Zugbrücke noch nicht gefunden, und eben darum ist es auch noch kein fertiges, sondern erst ein in der Bildung begriffenes Glied der Gesellschaft.

Der Adel unserer Tage hat keine festen Burgsitze mehr, er braucht auch keinen Graben und keine Zugbrücke. Aber indem die Ausschließlichkeit dieses Standes zum Wesen desselben gehört, stellt er das sociale Recht der Zugbrücke als die Grundbedingung der gesellschaftlichen Gliederung überhaupt dar. Es ist des Adels eigenster Lebensberuf, diese Gliederung auszudrücken und zu bewahren, wie der Lebensberuf des Bürgerthums, vermittelnd und ausgleichend das Verknöchern der historischen Unterschiede zu verhüten. Wenn man in der modernen Conversationssprache die „Gesellschaft" als ein Synonym der Aristokratie gebraucht, so ist dieß zwar ein verkehrter und anstößiger Sprachgebrauch, der aber doch ein kleines Körnchen Wahrheit in sich schließt. Denn die Aufgabe der Aristokratie wäre es allerdings, den Mikrokosmus der Gesellschaft darzustellen. Der politische Beruf der Aristokratie ist nur noch ein abgeleiteter, er quillt aus dem bezeichneten socialen Berufe, die Gliederung der Gesellschaft auf ihrer historischen Basis aufrecht zu erhalten. Darum ist dieß die einzig wahre und tief greifende Bedeutung der ersten Kammern, das Princip der gesellschaftlichen Gliederung in der Politik zu vertreten, zu wachen daß das Staatsleben seine geschichtliche sociale Grundlage nicht verlasse, nicht aber einseitig das Sonderinteresse des Adels zu fördern.

Wie die Beamtenwelt im kleinen Kreise die Lebensthätigkeit des Staates nach allen Seiten darstellt, während darum doch erst die Gesammtheit aller Staatsbürger den Staat ausmacht, so ist die Aristokratie berufen, die ständische Bildungsform der Gesell-

schaft in ihrer Concentration darzustellen, während darum doch erst die Gesammtheit aller Stände die Gesellschaft bildet.

Halten wir dieses als das Ideal des Berufes der Aristokratie fest, dann ergibt sich's von selbst, daß dieselbe etwas ganz anderes als einen bloßen Rang ausdrückt. Die Erwerbung des höchsten Ranges macht noch keinen Aristokraten; auch der ausgedehnteste Besitz allein nicht, noch der historische Name allein. Die durch die Fülle des festen Besitzes gewährleistete unabhängige und selbständige Stellung, verbunden mit dem bereits historisch gewordenen Bewußtseyn der Familien- und Standesgemeinschaft, befähigt erst zu dem socialen Berufe der Aristokratie. Darum kann man dieselbe so wenig machen, als man sie wegdecretiren kann. Darum ist es auch widersinnig, einen Adeligen, der sich seines Standes unwürdig gezeigt hat, zur Strafe in den Bürgerstand versetzen zu wollen. Der Bürgerstand hat einen gleich hohen, gleich ehrwürdigen, nur von andern Bedingungen ausgehenden, in anderer Art zu verwirklichenden socialen Beruf wie die Aristokratie, und wer sich zur Erfüllung des aristokratischen Berufes unfähig gemacht hat, der ist damit wahrhaftig nicht befähigt zu dem Berufe der andern Stände; er ist und bleibt eben ein verdorbener, nichtsnutziger Aristokrat, wie jeder Stand seine Eiterbeulen und Geschwüre hat. Die Stände stehen überhaupt an sich zu einander in keiner Rangordnung, sie drücken nur eine verschiedenartige Formulirung des allgemeinen Berufes der Gesellschaft aus. Der Accent, den man seit den letzten Jahrhunderten auf die Rangordnung der Stände gelegt, schuf gerade jenen Zopf des Ständewesens, der dasselbe leider um seinen Credit gebracht hat. Von diesem Zopf muß jeder abstrahiren, dem es Ernst ist mit der socialen Reform. Würde das Wesen der Stände als verschiedenartiger Formen des socialen Berufes, die nothwendig mit den Formen des geschäftlichen Berufes Hand in Hand gehen, allgemein erkannt, dann würde sich jeder in seinem eigenen Stande stolz und wohl fühlen, und der unselige Drang aus diesem herauszutreten und mit der äußern Copie der

Sitte sich die Pforten eines als höher beneideten Standes erschließen zu wollen, würde aufhören.

Je frischer, selbständiger und kräftiger das Bürgerthum sich entfaltet, um so gediegener wird auch die Aristokratie seyn, um so neidloser werden alle Stände zusammenwirken. Der deutsche Adel ist von demselben Augenblicke an zurückgegangen wo das Bürgerthum verfiel, und je mehr beide Stände sich verflachten, um so weiter wurde die trennende Kluft zwischen beiden. Wie die ständische Gliederung, deren festester materieller Rückhalt im Bürgerthum sitzt, sich auflöste, schwand der Aristokratie mehr und mehr ihr eigentlicher Beruf, diese Gliederung auch formell selbstbewußt zu erhalten. In der socialistischen Welt, die kein Bürgerthum mehr kennt, schafft sich der Adel von selber ab; denn nur in der historisch gegliederten Gesellschaft hat er überhaupt einen Beruf, einen Sinn. Das Geheimniß der Kraft und Unverwüstlichkeit der englischen Pairie liegt darin, daß in England Bürger und Bauern sich noch als feste, wohlgegliederte Körperschaften wissen und fühlen, daß die Organisation der Gesellschaft sich noch ihren inneren historischen Bestand gerettet hat. Mit diesem gegenseitigen Kraftbewußtseyn der verschiedenen Gruppen hängt es aufs innigste zusammen, daß, wie Montesquieu sagt, Mäßigung die Cardinaltugend der englischen Aristokratie ist. In Deutschland hat sich das Bürgerthum seit dem unseligen dreißigjährigen Kriege mehrfach veräußerlicht und verflacht, naturnothwendig also auch der Adel; der Stoff zu einer vollwichtigen deutschen Pairie wird sich erst dann wiederfinden, wenn sich der Stoff zu einem vollwichtigen deutschen Bürgerthum wieder gefunden hat. In Frankreich, wo der ständische Geist im Bürgerthum am meisten erloschen ist, wo das geschichts-feindliche Proletariat seine entscheidendsten Siege feiert, ist auch der Adel am meisten verblaßt. In Spanien, wo sich umgekehrt der Ehrgeiz der Standesbegeisterung zur Donquixoterie überhoben hat, will jeder Bürger ein Hidalgo seyn.

Zweites Capitel.

Die mittelalterliche Aristokratie als der Mikrokosmus der Gesellschaft.

Zum Verständniß des Bauernthumes nahmen wir im vorigen Abschnitt zunächst die Zeichnung einer Masse kleiner Einzelzüge aus dem gegenwärtigen Bauernleben zur Hülfe. Zum Verständniß der Aristokratie greifen wir dagegen in die Geschichte zurück. In dieser verschiedenartigen Methode ist bereits stillschweigend ein charakteristischer Unterschied beider Gruppen ausgesprochen. Der Schwerpunkt der Aristokratie liegt in dem was sie gewesen, der Schwerpunkt des Bauernthumes in dem was es eben jetzt erst ist oder wird. Für den culturgeschichtlichen Forscher erscheinen die Adelszustände des Mittelalters als das feinste Miniaturbild einer praktisch durchgeführten „Organisation der Gesellschaft.“ Nicht nur die ganze sociale Frage, welche die Gegenwart so stürmisch bewegt, zeigt sich hier in tausend kleinen Einzelzügen angedeutet und in verjüngtem Maßstabe vorgebildet, sondern auch die Antwort darauf.

Es ist ein scheinbar gewagtes und dennoch äußerst dankbares Beginnen, diese alte Aristokratie unter den modernen Gesichtspunkt des socialen Lebens zu bringen, die alten Ritter heraufzu-

beschwören, daß sie uns Rede stehen über ihre Ansicht von der Lösung der Gesellschaftsprobleme. Vielleicht erweist sich's, daß sie gerade in dem Punkte des socialen Lebens, in welchem man sie am meisten verketzert, für ihre Zeit die ächten „Ritter vom Geist" gewesen sind. Die Forschung hat seit Jahrhunderten ein unendliches Material zusammengetragen zur Erkenntniß der mittelalterlichen Aristokratie. Man hat dieselbe im Lichte der Staats- und Rechtskunde, der Kriegswissenschaft oder im magischen Halbschimmer der poetischen Romantik abgeschildert — warum sollte man nicht auch einmal ein Streiflicht der modern-socialen Kritik auf dieselbe fallen lassen?

Der Grundgedanke des genossenschaftlichen Lebens, der Gesammtverbindlichkeit strebt bei dem mittelalterlichen Adel mit einer Triebkraft hervor, daß selbst unsere heutigen Socialisten ihre Freude daran haben müßten. Es ist eine sehr verkehrte Ansicht, wenn man im allgemeinen wähnt, in seiner Burg habe sich der Edelmann vereinzelt, von der Gesellschaft abgelöst und in dem stolzen Gedanken: „eigener Schutz, eigene Wehr", ein selbstherrliches Leben geführt. Die „Burg" drückt, wie wir schon oben bemerkt, die sociale Beschlossenheit des Adels weit mehr als des einzelnen Edelmannes aus.

In dem Burgwesen steckt eine Ausbildung der freien Genossenschaft, die himmelweit entfernt ist von der Vereinsamung des modernen Individuums, und prächtige Ansätze enthält zu einer darauf gegründeten corporativen Organisirung der Gesellschaft im Kleinen. Der einfache Landedelmann saß als Burggraf, Vogt, Erbamtmann, Burgmann, Pfandbesitzer des hohen Adels meist auf fremden Burgen, oft genug trat eine ganze Gesellschaft von Edelleuten zusammen, die eine Burg gemeinsam erkauft, erbaut, ererbt hatte, und setzte sich auf derselben fest unter dem Sammelbegriff der Ganerbschaft. In diesen Ganerbschaften und Burgmannschaften liegt ein wirklich socialistisches Element, wie es die neuere Zeit in solcher Ausdehnung noch nicht wieder zu verwirklichen vermocht hat. Man könnte dieses Gemeinleben ganzer Adelssippen mit der Phalanstère,

mit den Humanitätscasernen der modernen Theoretiker vergleichen, wenn nicht ein gewaltiger Unterschied sofort hervorspränge: die Basis des Familienlebens, auf welcher das ganze mittelalterliche Verhältniß fußte, und — das Recht der Zugbrücke, die ständische Abgeschlossenheit.

Gewiß ist, daß die Analogie des alten Bürgerthumes in Zunft- und Gildewesen den modernen Begriff der gesellschaftlichen Gesammtverbindlichkeit bei weitem nicht so entschieden ausspricht und durchführt, wie es so mancherlei Arten von Adelsverbindungen gethan. Nur das Klosterleben mag in der Schärfe des socialen oder, wenn man lieber will, socialistischen Gedankens den Ganerbschaften zur Seite und über dieselben gestellt werden. Und merkwürdig genug finden sich meist da auch viele Klöster, wo viele Burgen waren, in burgarmen Gegenden sind meist auch die Klöster rar. Ja die Adelsgenossenschaft selber stand zu den Klöstern wieder oft genug in einem Verhältniß der socialen Gesammtverbindlichkeit. Die Adelsgeschlechter stifteten Klöster, nicht bloß angetrieben durch die Frömmigkeit, sondern auch aus Gründen einer wohlberechneten socialen Politik. Wenn die Stammburg nicht mehr Raum genug bot, um die sich weiter verästelnden Nebenzweige, wie es vielfach alte Adelssitte war, allesammt zu herbergen und im großen Familienbunde festzuhalten, dann nahm das Kloster gegen geringe Mitgift oder auch ohne alle Mitgift die Ueberzahl der Sprößlinge vom Geschlechte der Stifter ab. So blieben sie auch in der neuen klösterlichen Körperschaft durch das geistige Band der Stiftung doch mit der ursprünglichen Sippe verknüpft. Die adeligen Töchter schickte man zur Erziehung ins Kloster, nicht bloß daß sie die religiöse Ausbildung daselbst gewännen, sondern auch die sociale Zucht und Sitte. Gleichzeitig mit der socialen Erschlaffung der Adelsgenossenschaften ist auch das Gesellschaftsleben der Klöster entartet und zerfallen. Es lag das bei letzteren keineswegs bloß in der religiösen Umstimmung der Zeit. Auch die sociale Umstimmung forderte ihr Recht. Der socialistische Gedanke, der in den Adelsgenossenschaften und dem Klosterwesen sich eingelebt

hatte, trat zurück, aber er war bloß eingeschlummert und ist in unsern Tagen, nur in neuem Gewande, wieder aufgewacht.

Wo nun vollends das Mönchswesen mit dem Ritterwesen zusammentraf, in den geistlichen Ritterorden, da entfaltete sich auch der ausgeprägteste Socialismus des Mittelalters. Jenes bekannte ritterliche Ordenssymbol, welches zwei Ritter auf einem Rosse sitzend darstellt, könnte sich wohl gar ein moderner Communist ohne Scrupel als Siegel stechen lassen.

Nicht bloß das Fördernde und Treffliche, auch das Gefährliche des genossenschaftlichen Lebens zeigte sich bei der engen Verbrüderung der Ganerbschaften. Meutereien waren in den ganerbschaftlichen Burgen so häufig, wie sie es jetzt immerhin bei den Probstücken von socialistischen Colonien in Nordamerika seyn mögen. Jene Räubereien, welche, an dem friedlichen Kaufmanne verübt, so oft den Glanz des mittelalterlichen Adels verdunkelten, gingen großentheils von den ganerbschaftlichen Burgen aus, und zwar sollen gerade die Burgen in der Regel die gefürchtetsten gewesen seyn wo am meisten kleine Theilhaber beisammen saßen.

Das Mittelalter erweist sich überall feinfühlig in socialen Dingen, wenn es ihm auch sehr fern lag in wissenschaftlicher Erkenntniß darüber zu reden. Als die Fürsten die Verfolgung der Tempelherren mit Folter und Scheiterhaufen begannen, da lag neben den andern Motiven gewiß auch die dunkle Ahnung von der socialen Gefährlichkeit einer Adelsgenossenschaft zu Grunde, in welcher die Tendenz der Gesammtverbindlichkeit aufs schärfste ausgesprochen, dabei aber die Verbindung mit dem historischen Familienleben außerhalb des Ordenshauses abgebrochen war. Die „Gesellschaft" geht dem Templer im Orden auf, der Einzelne darf selbst kein Privateigenthum mehr besitzen. So würde in der stets weiter greifenden Entwickelung dieser geistlichen Rittergenossenschaft zuletzt die mittelalterliche Aristokratie aus ihrer eigenen Mitte her vernichtet worden seyn, ganz wie in dem modernen Socialismus die Gesellschaft durch sich selbst vernichtet werden würde. Unter den Vorwürfen, die man seiner Zeit dem Tempelorden gemacht,

findet sich auch der, daß er die Herstellung einer allgemeinen europäischen Adelsrepublik beabsichtige. In diesem Vorwurf liegt wieder die dämmernde Erkenntniß der ungeheuern socialen Revolutionskraft, die in dem Orden schlummerte. Die Ausrottung dieses Ordens war wahrlich ein furchtbarer Act, aber es war ein Act der socialen Nothwehr seitens der Fürsten. Es lohnte wohl der Mühe, die Acten des Processes, den man den Templern gemacht, einmal unter dem Gesichtspunkte des modernen Socialismus und Communismus zu revidiren. Die gesellschaftlich nivellirende Philanthropie des achtzehnten Jahrhunderts hat das tragische Ende der Tempelherren als einen willkommenen Stoff hervorgezogen und ausgebeutet. Auch ist es bemerkenswerth, daß eine Zweigschule des St. Simonismus in Paris den Templerorden wieder hat erneuern wollen, wobei sie es freilich nicht weiter brachte, als man's auf jedem Maskenball bringen kann, nämlich bloß bis zu den weißen Mänteln mit rothen Kreuzen.

Für unsern Zweck genügt es, auch hier die Thatsache zu erkennen, daß in der Aristokratie des Mittelalters der ganze Reichthum unsers socialen Lebens vorgebildet war, selbst in jenen Auswüchsen und Krankheitsformen, welche man so leicht als etwas ganz neues, nur der modernen Welt eigenthümliches ansieht.

Kehren wir nun zu dem gesunden, genossenschaftlichen Triebe in der mittelalterlichen Aristokratie zurück. Auch die Burggenossenschaften, von denen wir oben geredet, standen nicht als in sich vereinzelt da. In geschlossenen Länderbezirken schaarten sich diese kleineren Gruppen wiederum zu größeren Massen. Da entstehen Reichsvereine, Ritterkreise, Kantone, adelige Gelöbde, Tafelrunden, Gesellschaften und Bündnisse unter allerlei symbolischen Namen, sogenannte Trinkstuben unter dem Patriciat der großen Reichsstädte u. s. w. Der eine Verein mochte mit dem andern nicht „zum Spiele reiten," diese Gruppen als solche sonderten sich streng ab, und doch war es dem Einzelnen keineswegs verwehrt, persönlich an andern „Verstrickungen" theilzunehmen, und so wie-

der eine Brücke zu schlagen, sofern diese Theilnahme nur den Grundsätzen der eigenen Genossenschaft nicht zuwiderlief.

Wir sehen hier überall Ansätze zu einem organischen Gruppensystem der Gesellschaft aus dem Boden aufschießen, aber die Ueberkraft des Triebes läßt oft den einen Keim durch den andern ersticken. Ueberblickt man die deutschen Adelsgenossenschaften in ihrer Gesammtheit, so entrollt sich das Bild einer wahrhaft genialen Unordnung; aber einer Unordnung, die merkwürdig genug hervorgerufen ist durch den übergewaltigen Drang nach Ordnung, und darum eben recht naturwüchsig. Das schafft ja auch den wundersamen Charakter so vieler gothischer Architekturen, daß das gesammte Kunstwerk die leibhaftige Unordnung darstellt, erwachsen aus dem übermächtigen, weil allzu individuellen Trieb der Ordnung im Einzelnen. Für das Corporationswesen des mittelalterlichen Adels gibt es in der That kein anschaulicheres Bild als jenes einer solchen gothischen Architektur.

Die Erkenntniß des bezeichneten naturkräftigen Geistes der freien Association ist für die sociale Würdigung der Aristokratie im Mittelalter von äußerster Wichtigkeit. Der Adel war damals der wahre Mikrokosmus der Gesellschaft, ja er war bis zur vollen Durchbildung des Städtewesens die Gesellschaft als solche, und diese läßt sich nicht nach einem äußeren Systeme aufbauen und abtheilen, sie wird und wächst frei, oft unstät und scheinbar willkürlich. Aber neben der freien Vereinigung der großen und kleinen Adelsgenossenschaften lief doch wieder eine sehr bestimmte Stufenleiter des adeligen Berufes von der Grafschaft abwärts zur freien Herrlichkeit (Dynastie), zur allodialen Herrlichkeit, zur Unterherrlichkeit, zur Vogtei u. s. w. Die strengen Turniergesetze waren zugleich Disciplinar- und Sittengesetze. Der Geist einer strengen Zucht und Ordnung fehlte dem Stande keineswegs, aber es war eine Zucht, die sich frei von innen heraus aus den Institutionen des Adels selber entwickelte, nicht eine von außen festgesetzte Polizei. Zucht und Sitte im Innern zu üben, war Pflicht und Recht des gesellschaftlichen Verbandes, nicht des Staates. Die Rechte

des hohen und niederen Adels waren genau gesondert. Es fiel dem niederen Adel nicht ein, das Gleiche zu begehren, was dem hohen Adel zukam. Erst als er, dieß begehrend, aus seinem eigensten Kreise heraustritt (im sechzehnten Jahrhundert), begann eine Periode des Verfalls für die gesammte Aristokratie. Der Geist der freiwilligen körperschaftlichen Gliederung war erstorben, das Zwangsmittel äußerlicher Rangordnungen konnte ihn nicht wieder lebendig machen.

In diesem Umstande, daß die Gesellschaft vordem in der alten Aristokratie, als ihrer fast ausschließlichen Repräsentantin, reich und breit in wahrhaft großartiger Naturwüchsigkeit organisirt war, liegt eben die geschichtliche Berechtigung der modernen Aristokratie zu ihrem Beruf, den Organismus der Gesellschaft, so wie er geschichtlich erwachsen ist, zu hüten und zu wahren.

Man muß aber nicht glauben, daß dieser so streng körperschaftlich organisirte Adel des Mittelalters, dieser Adel, der das sociale Recht der Zugbrücke obenan stellte, darum von den andern, zu jener Zeit noch in viel jüngeren Tagen der Organisation, und also der Machtentwickelung, stehenden Ständen sich überall eigensinnig getrennt, sich hoffärtig des gemeinsamen Wirkens mit denselben überhoben hätte. Gerade darin erprobt sich das Naturgemäße der alten Adelsgenossenschaft, daß sie dem Bürger- und Bauernthume weit näher stand als mehrentheils die moderne Aristokratie. Indem der adelige Beruf gar nicht anders gedacht wurde, als in einem bestimmten Grund und Boden, in einer Heimath im engsten Sinne wurzelnd, ging der Edelmann selbstverständlich mit den in seinem kleinen örtlichen Kreise seßhaften Bürgern und Bauern Hand in Hand. In freien Gemeinden wird von den Edlen und Bürgern gemeinsam berathen und vollzogen. „Wir Edle vnd Burger," heißt es oft genug im Eingange der Urkunden, oder: „Wir Edelleute, Geschworene vnd Gemeynde gemeynlich" (bekunden) u. s. w. Nach moderner Anschauung mag uns diese Zusammenstellung der Edelleute und Bürger ziemlich bedeutungslos erscheinen, im Lichte der mittelalterlichen Sitte aber ist sie das redende Zeugniß eines

sehr innigen Verkehrs der Aristokratie mit dem Bürgerthum, die sich auf dem neutralen Boden des Gemeindelebens begegnen, freundschaftlich, einträchtig und ohne Ueberhebung oder Neid. Dabei war freilich das Zusammenstoßen von Adel und Bürgerthum, wo sie in feindseliger Rivalität sich trafen, nichts weniger als freundschaftlich. Der Ritter warf dann wohl den fahrenden Kaufmann nieder, und wenn die Nürnberger, die bekanntlich keinen henken bevor sie ihn haben, einen solchen Ritter erst einmal wirklich hatten, dann henkten sie ihn auch mit kurzem Proceß vor den Stadtthoren auf. Dergleichen sociale Berührungen nehmen sich in dem Reflex unserer modernen Politur allerdings etwas unhöflich aus. Aber auch im Innern der Stände selbst, des Bürgerthumes so gut wie der Aristokratie, traten sie nicht minder grell hervor. Die Zeit war in allen Stücken roher und gewaltsamer, die Leute konnten noch Blut sehen, ohne Kölnisches Wasser zu Hülfe nehmen zu müssen, die Stände schlugen sich demgemäß, wo Eigensucht und Haß entzündet war, gegenseitig auf die Köpfe, und faßten dennoch die socialen Stellungen im Princip neidloser auf als wir.

Im kurmainzischen Rheingau *) erhielt der Edelmann, welcher bloß Besitz im Lande erwarb, ohne zugleich persönlich Einwohner daselbst zu werden, der Regel nach dadurch noch keinen Anspruch auf die persönlichen Rechte und Realfreiheiten, die ihm mit jenem Besitzthum würden zugefallen seyn, sofern er sich zugleich persön-

*) Ich kann hier nicht umhin, die Quelle anzugeben, aus welcher ich einen Theil der zu meiner Beweisführung angezogenen historischen Einzelzüge geschöpft habe. Es ist dieß ein steif und geschnörkelt geschriebenes Buch, aber in Gründlichkeit, Fleiß, scharfer Kritik und festester Treue ein Meisterwerk der Geschichtsforschung, wie unsere Literatur deren wenige besitzt, nämlich die „Alterthümer der Rheingauischen Landes- und Regimentsverfassung," von dem alten F. J. Bodmann 1819 in zwei Quartbänden herausgegeben. Wäre für jeden deutschen Gau ein so köstliches Archiv historischer Zeugnisse und Urkunden gesammelt und veröffentlicht, dann müßte es wahrhaft Lust und Genuß seyn, eine allgemeine Culturgeschichte Deutschlands zu schreiben.

lich im Gau niedergelassen hätte. „Frei Mann, frei Gut," hieß es nur, wenn der Edelmann, an den ein bis dahin mit Abgaben belastetes Gut überging, seinen Sitz im Lande hatte oder nahm. Und diese solchergestalt sehr nachdrücklich betonte Seßhaftigkeit des Adels war es, die der allzu schroffen Scheidung der Stände wehrte, die dem Adel die Uebung seines socialen Berufes erst möglich machte. Mit Recht wurde darum so großes Gewicht auf dieselbe gelegt. Als ein großer Theil des Adels im sechzehnten Jahrhundert den örtlichen Boden verlor, und im siebenzehnten vollends auch der Sitte nach kosmopolitisch wurde, da erst bildete sich die trennende Kluft zwischen dem Bürgerthum und der Aristokratie. Vorzugsweise bei dem Landadel, der mitten unter seinen Bauern sitzen geblieben ist, hat sich dagegen, wie schon oben bemerkt, eine höchst wohlthätige Gegenseitigkeit des Verkehrs mit dem Bauernstande erhalten, gegründet auf die Solidarität der Interessen.

Will man einen recht freundlichen, herzerwärmenden Eindruck gewinnen von der Art und Weise, wie der Adel im Mittelalter seinen socialen Beruf auch in politischen Dingen übte, dann muß man die Mittheilungen über so manche Landversammlungen, Dingtage und Landgerichte durchstudiren, wie sie in den glücklicheren Gauen Deutschlands abgehalten wurden. Es liegen uns insbesondere Nachrichten vor über die mittelalterlichen Landversammlungen des Rheingaues auf der Lützelau. Aus ihnen mögen wir heute noch ein rechtes Musterbild nehmen für die Uebung der Landesvertretung durch die Aristokratie, und wir würden uns glücklich preisen können, wenn wir heutiges Tages solche erste Kammern hätten, wie sie bis ins fünfzehnte Jahrhundert auf jener Insel von dem Rheingauer Adel nicht zwar dem Namen, aber der Sache nach gebildet wurden. Die Adeligen des Landes nahmen als geborene Beisitzer an diesen jugendlichen Anfängen einer ständischen Volksvertretung Theil, und es wird ausdrücklich bemerkt, daß ihnen zwar allmählich das Amt einer formellen Obmannschaft zugestanden worden sey, daß sie aber thatsächlich das der Vermittler gewählt hätten. Der Adel erschien nicht um die besondern Interessen seiner Körper-

schaft als solcher zu wahren, sondern lediglich als begüterter Rheingauer Landesgenosse und Landesbürger, als das natürliche Mittelglied zwischen den erzstiftlichen Delegirten und den Bürgern, als selbständiger, freier Mann, der weder der parlamentarischen Freiheit der bürgerlichen Landräthe einen Zaum anlegen konnte, noch andererseits irgendwie gehalten oder gesonnen war, der Sache der erzstiftlichen Regierung seine freie Ueberzeugung zu opfern. Das eigene Interesse seines großen Grundbesitzes brachte ihn dazu, in die Streitigkeiten des Erzstiftes und der Bürger schlichtend und ausgleichend einzutreten. Seine Einzelstimme wog gleich schwer mit der Stimme des Bürgers, nur das erbliche Recht des Beisitzes unterschied ihn von den bürgerlichen Landräthen. Aber dieses Recht war wieder nicht bloß durch die Begüterung, sondern auch durch den festen Wohnsitz im Gau bedingt. So war dem ächten socialen Beruf der Aristokratie ein volles Genüge gethan, und ihr diejenige politische Rolle zugewiesen, die ihr zu allen Zeiten am besten angestanden hat, die Rolle der Vermittelung und Versöhnung im ständischen Leben. Während in den nächsten Jahrhunderten die immer mehr privilegirte Stellung des Adels auf den Landtagen, und namentlich im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert seine durchschnittliche Abhängigkeit von den Regierungen, dazu führte, dem Bürger diese politische Wirksamkeit der Aristokratie allmählich verdächtig zu machen, hatten jene alten Landversammlungen in ihrer versöhnenden und einigenden Tendenz dem Bürger gerade den rechten Respect vor der Aristokratie erweckt. Wie der einzelne Ritter seinen Bauern im gemeinsam tagenden Gemeinderath, so trat hier die ganze Ritterschaft dem gesammten Bürgerthum im Landesrath erst recht nahe. Und in dieser Eintracht ruhte die Stärke der uralten Landversammlungen, eine Stärke, die sich fast wie Demagogie unserm erschlafften ständischen Bewußtseyn gegenüber ausnimmt. Denn die Landversammlungen, wie sie, von den grünen Wogen des Rheins umrauscht, auf jener Insel gehalten wurden, waren nicht bloß gutachtliche,

unmaßgebliche Berathungen, nein, sie faßten Beschlüsse und dictirten Entscheidungen, und dem Geiste des früheren Mittelalters gemäß lag es außer aller Berechnung, daß es dem Fürsten hätte beifallen können, sich über solche gemeinsame verfassungsmäßige Beschlüsse des Adels und der bürgerlichen Landräthe hinwegzusetzen. Das war die Macht ständischer Volksvertretungen!

Die Lützelau ist vom Rheine weggespült, man weiß nicht mehr genau wo sie eigentlich gelegen hat; auch die Herrlichkeit der alten Landversammlungen ist im Strom versunken. Die Lützelau mit ihren stolzen Dingtagen in den Fluthen eingesargt als ein Nibelungenhort des deutschen Volks- und Staatslebens — ein Poet könnte einen Vers daraus machen!

Zu dem Bindeglied der Landesvertretung war für Bürgerthum und Aristokratie ein weiteres durch die „Schöppenbarkeit" des Adels gegeben. Nicht bloß bei den allgemeinen Landgerichten, sondern gar häufig auch bei den Dorfgerichten übte der Adel das Amt der Schöppen und Schultheißen. Die Rechtskenntniß galt fast als eine dem adeligen und rittermäßigen Manne angeborene Eigenschaft. Die vaterländische Rechtssitte — nicht das gelehrte Recht — mochte sich mit den andern Ueberlieferungen in den edlen Geschlechtern forterben. So ließ sich in einer noch so naiven Zeit wohl mit Fug annehmen, daß mit dem historischen Familienbewußtseyn auch das historische Bewußtseyn vom vaterländischen Rechte Hand in Hand gehen müsse. Aus der socialen Eigenthümlichkeit der Aristokratie — so wunderlich uns dieß heutzutage klingen mag — quoll naturgemäß das gute Vorurtheil, daß sie Rechtskenntniß besitze, daß jeder Baron gleichsam ein geborener doctor juris sey. Die Seßhaftigkeit der Edelleute mochte dazu eben so gut für eine Gewähr ihrer richterlichen Unabhängigkeit gelten, wie in der modernen Büreaukratie die Unabsetzbarkeit der richterlichen Beamten auf administrativem Weg. Als bestehend aus „ehrbaren und vesten Leuten", dazu aus „biderben, strengen und weisen Leuten" wird dieser ritterschaftliche Richterstand häufig in alten Urkunden bezeichnet. Der adelige Schöppe aber saß als

ein gleicher unter seinen bürgerlichen und bäuerlichen Mitschöppen. Das Gericht war die höchste Ehre des Ritters wie der Gemeinde. Vor dem Rechte waren die Stände leider noch nicht gleich, aber doch wenigstens in dem höchsten Ehrenamte des Rechtfindens. Wie die Handhabung der Gemeinde- und Landesverfassung, so wurde auch die Handhabung des Rechtes der neutrale Boden, auf welchem die social so scharf geschiedenen Stände wiederum zusammentrafen.

Noch mehr. Die Glieder des niederen Adels betrachteten das Schöppenamt nicht selten als einen öffentlichen Dienst, in welchem sie ihr Brod suchten. Der niedere Adel des Mittelalters war im Durchschnitt nicht sonderlich reich, das Ritterhandwerk war kostspielig, die Gutsrente stand gar oft in höchst bedenklichem Verhältniß zu der Lust an Prunk und Aufwand. Das Schöppenamt konnte unter Umständen erkleckliche Gerichtsgebühren abwerfen. So fand der Ritter Broderwerb in einem Beruf, der eben so gut bürgerlich als ritterlich war. Und während ihm das gesellschaftliche Vorurtheil verbot, ein bürgerliches Gewerbe zu treiben, begegneten sich beide Stände auch von dieser Seite in dem ehrenvollen Richteramte. Man kann damit zusammenhalten, wie später die ärmere Aristokratie den höheren und niederen Staatsdienst als Erwerbsquelle aufsuchte. Aber gerade weil diese Staatsdienste kein unabhängiges Amt waren, gleich den alten Schöppenämtern, trug das Rennen und Jagen nach denselben nicht wenig dazu bei, die Selbständigkeit des kleinen Adels zu brechen und im Verein mit dem Buhlen um glänzende Hofstellen die Aristokratie dem Bürgerthum immer mehr zu entfremden. Ja, während das Schöppenamt selber gehoben worden war durch den Adel, wurde der Staatsdienst da heruntergedrückt, wo er vordem zeitweilig das Ansehen einer Versorgungsanstalt für das aristokratische Proletariat erhalten hatte. Die Ministerialen, die adeligen Dienstmannen des Mittelalters widmeten sich auch oft, unbeschadet ihrer Freistandschaft, sogar erblich und „ewig" dem fürstlichen Dienst. Aber gerade indem sie solchergestalt ihr ganzes

Haus der großen Familie der fürstlichen Dienstmannen einverleibten, entsprach die Dauer und Festigkeit des Verhältnisses dem socialen Charakter der Aristokratie weit mehr, als die Abhängigkeit von den Paragraphen einer modernen Staatsdienerpragmatik. — Die unmittelbare Theilnahme des Ritterstandes hatte den Gerichten, auch den kleinsten Dorfgerichten, eine sociale Würde gegeben, die später durch die gelehrte Würde der Rechtsdoctoren nicht ganz weiter bewahrt werden konnte. Namentlich auf dem Lande half der Adel in einer noch so rohen Zeit den Respect vor der Rechtspflege gründen. So ward diese, mitunter wohl sehr bescheidene Berufsthätigkeit zum Segen für beide Theile.

Die Gränzlinien des adeligen Standes waren im Mittelalter gewiß scharf genug gezogen. Und dennoch gingen Seitensprößlinge der adeligen Hauptstämme, um die Untheilbarkeit des Stammgutes zu wahren, viel häufiger vom hohen zum niederen Adel, von diesem zum Bürger- und Bauernstande über, als heutzutage. Dadurch wurde nicht nur die Aristokratie in sich fest und stark erhalten, sondern auch die Wechselbeziehung zum freien Bürgerstand erschien vermittelter und inniger wie in unsern Zeiten. Wenn wir so häufig altadelige Namen zugleich als bürgerliche wiederfinden, so rühren sie gewiß sehr häufig von Seitensprößlingen des gleichnamigen Geschlechtes her, die in früheren Jahrhunderten, weil ihnen der aristokratische Besitz, diese Vorbedingung der Selbständigkeit, fehlte, vernünftigerweise auch den aristokratischen Stand aufgegeben haben.

Auch den Privilegien des mittelalterlichen Adels läßt sich eine sociale Seite abgewinnen. Eines seiner kostbarsten Vorrechte bestand in dem uralten Rechtscanon: „Ein Unedler mag nicht weisen über einen Edelmann.“ — „Kein Schultheiß, der nicht edel ist, mag einen edlen Mann bannen, noch gegen ihn Wahrheit sagen,“ heißt es erläuternd in einer Urkunde aus der Mitte des dreizehnten Juhrhunderts. Daran reihete sich das nicht minder gewichtige Vorrecht, daß der Edelmann nativi juris war,

daß der Adelige in dem Lande wo er saß, seinen Richter fand und nicht vor ein fremdes Gericht berufen werden konnte.

Betrachten wir diese Privilegien mit modernem Auge, so erscheinen sie uns als eine gehässige Uebervortheilung des ganzen nichtaristokratischen Theiles der Gesellschaft. Denn der Edle, der von dem Unedlen nicht gerichtet werden konnte, richtete ja doch gegentheils über den Unedlen. Der Satz, daß nur der Gleiche vom Gleichen gerichtet werden könne, kommt also bloß dem einen Theil zu gute. Im Lichte der alten Zeit angeschaut, nimmt sich aber doch die Sache ganz anders aus. — Die Aristokratie repräsentirte die Gesellschaft. Indem sie die oben bezeichneten Rechtsgrundsätze vorläufig für sich allein — als Privilegium der Gesellschaft — in Anspruch nahm, that sie nichts geringeres, als daß sie im mittelalterlichen Styl gewichtige Bruchstücke der „allgemeinen Menschenrechte" proclamirte. Sowie der Adel politische Privilegien für sich als sociale Rechte heischte, gab er dem Bürgerthum, dem Bauernthum, ohne es selber zu ahnen, die Anwartschaft auf die gleichen Privilegien, sobald diese Stände ihren damaligen socialen Bildungsproceß vollendet haben, sobald sie als selbständig geschlossene Glieder eingetreten seyn würden in den immer mehr sich erweiternden Ring der Gesellschaft. Der Adel hatte die uralte Priesterschaft beerbt, Bürger und Bauern beerben den Adel, die Proletarier das Bürgerthum. Die ganze Summe der Rechte, in welchen nachgehends auch die Macht des freien Bürgers wurzelte, die wir heute noch als die wahren Grundmauern unseres Rechtsstaates ansehen, war vorgebildet und als ein kostbares Kleinod bewahrt in den Privilegien der alten Aristokratie. Und weit entfernt, daß der mittelalterliche Adel durch den Besitz dieser Privilegien ein Unterdrücker der Civilisation geworden wäre, mußte er gerade durch dieselben die Leuchte der Civilisation in trüber, stürmischer Zeit bewahren.

Das Verhältniß der Ordensmeister zu ihren Capiteln nimmt

sich nicht selten wie die flüchtig entworfene Farbenskizze für das ausgeführte Bild des modernen Ideales von constitutionellen Repräsentationsrechten und Ministerverantwortlichkeit aus. Das Bürgerthum griff später die Keime gar vieler solcher freisinniger Institutionen auf, welche die frühere mittelalterliche Aristokratie zuerst ans Licht gelockt hatte. Der Hochmeister des Deutschen Ordens stand wie ein constitutionell verantwortlicher Minister dem Capitel gegenüber, controlirt und beschränkt durch dasselbe. Was es nicht bloß mit dem Rathen, sondern auch mit dem Thaten dieser controlirenden ritterlichen Versammlung auf sich habe, das erfuhr gerade ein sehr kräftiger Hochmeister, ein Mann der „rettenden That", Heinrich Reuß von Plauen. Die gegen ihn erhobene „Ministeranklage" ging im Generalcapitel durch, und der Hochmeister ward in ewiges unterirdisches Gefängniß gestürzt. Ein solcher Ministersturz schmeckt wenigstens nicht nach „Scheinconstitutionalismus."

Der altgermanische Gedanke des Schwurgerichtes ist, da er bereits im Volksbewußtseyn zu verbleichen begann, durch Jahrhunderte lebendig gehalten worden in den Privilegien der Aristokratie. Wenn dieselbe damals im kleinen Kreise die sociale Selbständigkeit, das Recht der Zugbrücke für die ganze Gesellschaft vorbildete, so ist sie auch die historische Vermittlerin der daran geknüpften Rechte und Freiheiten gewesen.

Als den Bauern im sechzehnten Jahrhundert der Gedanke aufblitzte, daß auch sie zur Gesellschaft gehörten, da wollten sie auch den Mitgenuß an diesen Rechten sich nehmen, die bis dahin nur der Aristokratie und später dem Bürgerthum, als dem Complex der mittelalterlichen Gesellschaft, eigen gewesen waren. Der Gedanke hatte an sich Berechtigung, er war von dieser Seite weder socialistisch noch communistisch, aber die Ausführung war verkehrt. Die aufständischen Bauern wollten die Gesellschaft nicht zerstören, wie die modernen Proletarier, sie wollten nur *eintreten in die Gesellschaft*. Mit Aufruhr und Gewaltthat die Pforten

zu öffnen mißlang ihnen, aber auf dem Wege der friedlichen Entwicklung hat sich ihnen nachgehends die Pforte von selber aufgethan. Diese Erfahrung möge die Revolutionslust unseres heutigen vierten Standes sich zu Herzen nehmen.

Die Wohnung des Edelmannes war ein Heiligthum, eine Freistatt, woraus weder der Besitzer noch seine Angehörigen mittelst Eindringen gewaltsam herausgeschleppt werden durften. Wenn unsere modernen Gesetzgebungen nicht dulden, daß der Polizeidiener ohne weiteres den Frieden des Privathauses brechen, wenn er ohne richterlichen Befehl Verhaftungen nicht vornehmen darf, so besagt dieß nichts anders, als daß der Burgfrieden zu dem allgemeinen Frieden des Hauses erweitert werden soll, wie sich die Burg als socialer Begriff erweitert hat zu Stadt und Dorf. Es gibt wenig liberale politische Grundsätze, die nicht altaristokratischen Ursprungs wären.

Wir finden aber auch noch eine andere Art von Privilegien der mittelalterlichen Aristokratie — freilich nur scheinbar Privilegien. Indem sich eine große Zahl der freien, der unabhängigen Gutsbesitzer auf eigene Faust und aus eigenen Mitteln dem Kriegsdienst gewidmet und auf die einträglicheren und bequemeren Erwerbsquellen ihrer bürgerlichen Genossen in den Städten verzichtet hatte, bildete sich erst im zwölften Jahrhundert die große Masse des niederen Adels heraus. Diese Kriegsmänner dienten der Landesvertheidigung, dem Staat, und stellten so von vornherein einen politischen Beruf des Adels neben den socialen. Dem Rechte und der Pflicht, das Vaterland zu schirmen, stand die Abgabenfreiheit zur Seite. Nicht in der Weise, als ob diese ein Sold für den Kriegsdienst gewesen wäre, sondern der Ritter leistete seine Abgaben thatsächlich dadurch, daß er Leib und Leben, und obendrein auf eigene Kosten, an die Vertheidigung des Vaterlandes setzte. Er genoß also in Wirklichkeit gar keine Abgabenfreiheit, er zahlte seine Steuern im buchstäblichsten Sinne in natura, nämlich in der Hingabe seiner eigenen Person.

Darum war es gar so keine schreiende Ungerechtigkeit, daß ein bis dahin mit Abgaben belastetes Gut sofort dadurch steuerfrei wurde, daß es in den Besitz eines solchen Kriegsmannes kam. Derselbe zahlte jetzt die Abgaben durch sein ritterliches Tagewerk. Erschien der ritterliche Dienstmann nicht bei dem „Landgeschrei“ und „Wappenrufe“, um sich in die Reihen der Streiter zu stellen, so konnte er darüber zu schwerer Strafe gezogen werden. Er war dann eben ein Steuerverweigerer im mittelalterlichen Style gewesen. Diese Art der Naturalleistung hörte aber von selber auf, als die besoldeten Milizen eingeführt wurden und das Kriegshandwerk durchaus nicht mehr das nothwendige Amt eines solchen Gutsbesitzers war. Nun erst trat die eigentliche Steuerfreiheit, das wirkliche Privilegium ein, wenn etwa diese Güter fort und fort von dem Beitrag zu den öffentlichen Lasten ausgenommen blieben. Die politischen Rechte des Adels haben vielfach länger bestanden, als seine politischen Pflichten, nicht zum Segen für den Stand.

Indem die Aristokratie des Mittelalters die glückliche Mitte hielt zwischen allzu fester und allzu lockerer Geschlossenheit des Standes, war sie mächtig und selbständig in ihrer Entfaltung. Der feine Tact für diese richtige Mitte ging bei dem Ausgang jener Periode allen Ständen verloren. Die Stände veräußerlichten sich, entarteten, sie brachen zusammen. Die Fluthen zweier Jahrhunderte sind über jene Trümmer hingegangen, es haben sich neue umfassendere Gruppen der Gesellschaft gebildet, die nur noch Analogien der alten Stände sind. Aber indem uns die Aufgabe geworden ist, eine moderne Aristokratie, ein modernes Bürger- und Bauernthum, einen vierten Stand neu zu organisiren und namentlich diesen socialen Gebilden in der Politik Rechnung zu tragen, finden wir kein praktischeres Vorbild im Kleinen als eben jene alten Stände des Mittelalters.

Wir haben nur vereinzelte Züge aus dem Leben der alten Aristokratie vorgeführt, aber schon an diesem lücken-

haften Bilde zeigt sich's klar genug, wie der Gedanke, die Gesellschaft als solche in allen ihren Mächten im verjüngten Maßstabe zu repräsentiren, der eigenste Beruf dieser Aristokratie war. Diese Thatsache ist der sociale Adelsbrief für die moderne Aristokratie. Ihr Beruf, das ganze Gesellschaftsleben als ein ständisch frei gegliedertes, nicht als ein kastenmäßig mechanisch abgesperrtes zu erfassen, zu fördern und zu schirmen, findet darin seine historische Weihe. Alle Reform an der modernen Aristokratie wird auf diesen Grundgedanken zurücklaufen müssen.

Es ist höchst bedeutsam und recht ein historisches Wahrzeichen, daß Luther, dieser großartigste Vertreter der geistigen Thatkraft des deutschen Bürgerthumes, seine zumeist entscheidende Streitschrift, in welcher zuerst der Gedanke einer nationalen deutschen Kirche offen verkündigt war, „an den christlichen Adel deutscher Nation" überschrieben hat. Dieß geschah gerade in dem großen weltgeschichtlichen Wendepunkt, wo die sociale Bedeutung des mittelalterlichen Adels zusammenbrach, wo durch diese religiösen Kämpfe das Bürgerthum als eine sociale Macht im Geistesleben der Nation auftrat, wie nie zuvor. Und ein deutscher Edelmann, Ulrich von Hutten, hingerissen durch die gewaltige kirchliche Bewegung im Schooße des Bürgerthums, erkannte sofort das Entscheidende des Momentes, schleuderte seine wilden Büchlein in die Welt und zog als ein Prediger von Burg zu Burg, um die Ritterschaft an ihre Standespflichten, oder modern gesprochen, an ihren socialen Beruf zu erinnern. Darin erprobt sich Huttens genialer Scharfblick, daß er sofort erkannte, welch ungeheures Gewicht eben damals die sociale Erstarkung der Aristokratie in die Wagschale geworfen haben würde. Unsere Demokratie feiert diesen Ritter jetzt als einen großen Volksmann. Wohl; er war es. Aber man möge doch nicht vergessen, daß Hutten in seinen Zuschriften an Karl V und dessen Bruder Ferdinand diese Herren aufs nachdrücklichste

aufgefordert hat, dem Adel wieder zu seiner corporativen Selbständigkeit gegenüber den Landesherren zu verhelfen, daß er durch die Reform des Ritterthumes den Grund legen wollte zur Reform des gesammten deutschen Volksthumes. Aber die damalige Aristokratie in ihrer Mehrzahl hat Hutten so wenig verstanden als ihn die moderne Demokratie versteht.

Drittes Capitel.

Der Verfall der mittelalterlichen Aristokratie.

Mit dem sechzehnten Jahrhundert geräth das Gebilde des mittelalterlichen Adels in eine von innen heraus drängende Bewegung, die zuletzt den ganzen Organismus zu zersprengen droht. Unscheinbar in ihren ersten Anzeichen, gewaltig in ihren Folgen. Wir sehen Verschwörungen und blutige Fehden des niederen Adels gegen den hohen, Bündnisse des hohen Adels gegen Kaiser und Reich. Der Landesadel strebt zum Reichsadel aufzusteigen, „die Ritterschaft will eigenherrisch seyn“, der beschränkt privilegirte Edle will ein Reichsfreier werden, das Institut der ritterlichen Dienstmannschaft beginnt abzusterben, aber auch die Fürsten sammeln ihre Macht, mit den neu erfundenen Kanonen wird als mit dem „letzten Wort der Könige“ gegen die Burgen einer auf ihre alte oder neue Selbständigkeit sich steifenden Vasallenschaft sehr vernehmlich argumentirt. In einzelnen großen Heldengestalten geht der Freiheitsdrang des mittelalterlichen Adels tragisch unter.

Es waren das mehr als bloße politische Fehden: es war eine sociale Revolution, die im Schooße der Aristokratie ausgebrochen. Die Fürsten merkten solches wohl. In der Wahlcapitulation Karl's V werden die Bündnisse der Reichsritterschaft

auf gleiche Stufe der Staatsgefährlichkeit gestellt mit den Geheimbünden der unzufriedenen Bauern. Der Geist der gesellschaftlichen Centralisirung, der Vereinfachung der alten Mannichfaltigkeit des ständischen Lebens, der von da an alle Stände ergriff und durch drei Jahrhunderte gefangen hielt, gährte solchergestalt zuerst auf bei dem Adel. Die tausend kleinen Gruppen der Aristokratie zogen sich in diesem Krampf der socialen Revolution zusammen zu größeren Gebilden. Die Fürsten, deren sociale Stellung bis dahin recht im Herzpunkte des Adels gewesen, stellten sich demselben jetzt als etwas fremdes, außenstehendes gegenüber, mindestens als eine höchste Aristokratie über der hohen Aristokratie. Sie hielten das Ziel der Souveränetät fest im Auge, diese aber konnte nur durch die Centralisirung des kleineren Adels durchgeführt werden. Aber auch ein großer Theil des hohen Adels rang sich jetzt mit den Landesherren zu einer halbfürstlichen Stellung empor, zu einem, wenn auch noch so kleinen Bruchtheil von Souveränetät. Die reiche, breit entfaltete Adelsgliederung des Mittelalters ballte sich zusammen in zwei große Massen, in eine reichsunmittelbare halbsouveräne Aristokratie, die später in den Hoch- und Domstiftern und den geistlichen Kurfürsten und Reichsfürsten ihre Spitze fand, und in den großen Complex des Hofadels, des niederen Landadels, des bloßen Titularadels rc. Die Unterscheidungen, welche diese zwei Hauptgruppen durchkreuzten, hatten eine mehr politische als sociale Wichtigkeit. Der so kunstvoll gefügte, so fein durchgearbeitete corporative Bau der alten Aristokratie war verändert. Das Patriciat der großen Reichsstädte, welches als eine so originelle Bildung in dem Gesammtverbande der Aristokratie sich entwickelt und Ursache genug hatte, mit Stolz seinen besondern Charakter festzuhalten, suchte allmählich seine Ehre darin, einem farblosen allgemeinen Adelsbegriff seine historischen Besonderheiten zu opfern. Viele dagegen vom ritterbürtigen Adel sahen, bevor diese Metamorphose des Patriciates eingetreten war, mit sträflichem Hochmuth auf dasselbe herab. Sie erklärten das Patriciat

wohl gar der Gemeinschaft mit dem ritterbürtigen Adel nicht mehr für fähig, weil es den Zünften Antheil an der städtischen Regierung gewährt hatte! So schwer begann jetzt bereits ein Theil der Aristokratie die Bedeutung des Bürgerthums wie der Glieder seiner eigenen Corporation zu verkennen.

Scheinbar und äußerlich gewann die Aristokratie eine weit glänzendere Stellung, in der That aber hatte sie sich selber um das beste Theil ihrer alten Bedeutsamkeit betrogen. Der nicht fürstliche Theil des Adels hatte seinen besondern politischen Beruf aufgegeben. Gegenüber dem zur Vertheidigung des Vaterlandes durch die Geburt berechtigten und verpflichteten Ritter stand jetzt der Edelmann, der sich um ein Officierspatent bewerben mußte; gegenüber dem erblich und auf ewig dem Fürsten verpflichteten, darum aber auch zu der großen socialen Familie desselben gehörigen Dienstmann stand der ganz auf die Persönlichkeit seines Souveräns angewiesene Kammerherr, dem nur der Zufall eine politische Mission an die Hand gab.

Die Privilegien des Adels in Sachen der Landesvertretung waren oft scheinbar und dem Wortlaute nach größer geworden, in der That und Wahrheit aber kümmerten sich die meisten Fürsten blutwenig mehr um ein ritterschaftliches Votum. Die Macht der adeligen Vertreter war gebrochen, weil ihre Stütze in der alten Gemeinsamkeit mit den bürgerlichen Landräthen längst morsch geworden war. Mit der socialen Selbständigkeit war auch der stolze politische Unabhängigkeitssinn bei vielen Adeligen erloschen, sie verzichteten von selber auf eine Opposition gegen den fürstlichen Willen. Wo nicht, so wußte die neue Machtvollkommenheit der Fürsten schon ein Wort mit ihnen zu reden. Der große Kurfürst von Brandenburg ließ den Führer der Adelsopposition bei den Cleve'schen Ständen, Baron von Wylich, kurzweg nach Spandau führen, dieser gerade für das vorliegende Capitel classischen Veste, in welcher so manche durch die Allmacht des Hofes gestürzte aristokratische Größe Herberge gefunden hat. Den Obristen von Kalkstein, der sich's hatte beikommen lassen, „starke Sachen"

gegen den Kurfürsten zu äußern, ließ er enthaupten, den Vorsitzer des Schöppenstuhles zu Königsberg in ewiges Gefängniß stecken. Wäre ein Fürst des Mittelalters in solcher Weise verfahren, so würde das ganze Land — und nicht bloß die unmittelbar betroffene Adelsgenossenschaft — wider ihn aufgestanden seyn. Aber die Kluft zwischen dem Bürgerthume, ja zwischen den Bauern und dem Adel, hatte sich in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts schon so weit geöffnet, daß der Kurfürst vielmehr durch solche Gewaltthat Popularität gewann. Die märkischen Bauern schrieben damals auf ihre Fahne:

„Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten mit unserm Blut.“

Dieser merkwürdige Spruch verkündet eine ganz neue Erscheinung. Die adeligen Grundherren hatten in jener Gegend aufgehört das natürliche Patronat über die Bauern zu üben, sie waren nicht mehr das nothwendige Mittelglied zwischen dem Bauern und dem Fürsten, dem Bauern und dem Staat, und der Bauer richtet sich jetzt unmittelbar an seinen „gnädigen Kurfürsten“, und wenn auch sein Spruchvers darüber in allen Gliedmaßen krumm und bucklig werden sollte.

Preußen ist diejenige deutsche Macht, welche die moderne Erscheinung der politischen Centralisation durch zwei Jahrhunderte am entschiedensten vertreten und damit, ohne es zu wollen und zu ahnen, der jetzt in so dämonischer Gestalt aufsteigenden socialen Centralisation die Wege geebnet hat. Schon vor der Reformationszeit brach der erste Kurfürst aus der hohenzollern'schen Dynastie die Burgen der Herren von Rochow, von Putlitz, von Quitzow ꝛc. Mit Recht stellt Eduard Vehse in seiner „Geschichte des preußischen Hofes und Adels“ den Satz oben hin: „Der Anfang der hohenzollern'schen Herrschaft in Brandenburg war die Beugung des Adelsregiments.“ Schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts wurde von den Brandenburgern der Adel zu den Staatslasten beigezogen. England, welches trotz seiner innern Umwälzungen lange nicht so gewaltsam social und politisch

centralisirt hat wie Preußen, wurde groß durch seine Aristokratie im Verein mit seinem Bürgerthum. Seine politische Bedeutung ruht auf socialer Basis. Preußen wurde groß durch die Persönlichkeit seiner Fürsten, durch sein Heer und durch seine Diplomatie. Es brach die gesellschaftlichen Mächte, indem es die Kategorie des Staates überall dem socialen Leben überordnete. Man nannte das einen „intelligenten Absolutismus", und der modern-büreaukratische Staat ist aus demselben hervorgewachsen. Und die Communisten und Socialisten mußten kommen, damit die Büreaukratie sich halbwegs wieder entsinne, daß es beiläufig auch „gesellschaftliche Mächte" in der Welt gebe. Die Geschichte des preußischen Adels seit dem siebenzehnten Jahrhundert fällt zusammen mit der Geschichte des preußischen Hofes. Aber, wie gesagt, nicht bloß die genossenschaftliche Selbständigkeit der Aristokratie, sondern folgerecht der ständische Geist überhaupt ist in Preußen gebrochen worden durch die auf das Heer und die Diplomaten gestützte Autonomie bedeutender fürstlicher Charaktere. Der Vollzug dieser weltgeschichtlichen Sendung Preußens, welches die Gesellschaft in dem Staate aufgehen ließ, während im Mittelalter der Staat in der Gesellschaft aufgegangen war, hat uns befreit von der Verknöcherung, worin zuletzt das mittelalterliche Ständeleben stecken geblieben ist. Das deutet der „deutsche Theolog", der in seinem prächtigen Buche vom „deutschen Protestantismus" auch so viel gute politische Winke gibt, treffend an, indem er sagt: „Der alte Fritz lebt in ganz Deutschland in begeisterter Volkserinnerung nicht ungeachtet, sondern wegen des in seiner Hand ruhenden Krückenstocks, denn mit diesem Krückenstock schlug er die Philister!" Aber mit dieser bloß verneinenden That ist es doch noch nicht gethan. Die Reste einer ständischen Volksvertretung, welche sich bis auf unsere Zeit in Preußen kümmerlich fortgeschleppt haben, waren in sich mark- und haltlos. Die Stütze einer kräftigen Aristokratie, eines ständisch selbständig entwickelten Volkslebens ist jetzt für das preußische Königthum unentbehrlich geworden. Der Krückenstock des alten

Fritz reicht nicht mehr aus. Dem Andringen der socialen Revolution, die gewaltiger ist als die politische, kann nur gewehrt werden durch die sociale Reformation, durch die neue Organisirung der ständischen Gliederung. Preußen sucht jetzt nach einer Pairie, nachdem eine ganze Reihe staatskluger und vom nächsten Erfolge gerechtfertigter Fürsten nichts klügeres zu thun gewußt, als den Stoff zu dieser Pairie wegzuräumen. So spottet die Geschichte der politischen Weisheit, und der Erfolg in der Nähe ist oft nichts weiter als in die Ferne geschobenes Mißlingen.

Der politische Beruf der Aristokratie war früher auf die ganze Genossenschaft vertheilt gewesen; jetzt hatte sich die aus derselben hervorgegangene Unzahl der kleinen Halb-Souveränetäten ein Uebermaß politischer Befugnisse zugelegt, und der andere Theil war leer ausgegangen. Das rächte sich. Im südlichen Deutschland konnte die Reichsunmittelbarkeit dauernd auf so viele Häupter nicht ausgedehnt bleiben, mit dem Anbruch der neuen Zeit folgten die Mediatisirungen naturnothwendig, und somit war also auch der hohe Adel mit Ausnahme der wenigen übrig bleibenden Souveränetäten seines unmittelbaren politischen Berufes verlustig geworden. Die Centralisirung der politischen Rechte des Adels hat die Vernichtung dieser Rechte größtentheils herbeigeführt. Gleichwie aus den mittelalterlichen Adelszuständen auf fast allen Punkten zu lernen ist, wie die Aristokratie am lebenskräftigsten neu zu organisiren wäre, so tritt uns bei den Zuständen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts das negative Exempel nicht minder beharrlich entgegen, wie der Adel nicht organisirt werden soll.

Folgerechter ist die Vernichtung der mittelalterlichen Aristokratie nirgends durchgeführt worden als in Frankreich. Ludwig XIII, Richelieu und Ludwig XIV wußten die Aristokratie so gründlich zu centralisiren, daß ihr ganzer politischer und socialer Beruf zuletzt in einem einzigen Manne gesammelt erschien, in der Person des Königs. Wäre dem letztgenannten Herrscher der moderne Begriff der Gesellschaft geläufig gewesen, er hätte

nicht bloß sagen mögen: der Staat bin ich, sondern auch: die Gesellschaft bin ich.

Darum erscheint uns aber die gänzliche Verkennung der eigenen Bedeutung und Macht, in welcher der deutsche Adel während des goldenen Zeitalters der französischen Absolutie großentheils befangen war, nirgends in grellerem Lichte, als wenn wir sehen, wie er sich damals in allen Stücken den französischen Hofadel zum Muster nahm. Am Hofe jenes Ludwig konnte man höchstens lernen, was und wie die Aristokratie nicht seyn soll. Waren doch selbst unsere Pagerien, welche die alten „höfischen Sittenschulen" verdrängt hatten, leider nach französischem Muster zugeschnitten. Wie zu einer Hochschule aristokratischer Sitte strömte die Jugend des deutschen Adels nach Paris. Diese sogenannte „Cavalierstour" mußte vorweg jeden Gedanken an den höheren Beruf der Aristokratie in dem jugendlichen Gemüth ersticken. Und wenn die schlechte Schule trotzdem nicht überall durchgriff, so bezeugt das eben, wie unverwüstlich die Nachwirkungen der edlen mittelalterlichen Selbständigkeit in dem ganzen Stande noch geraume Zeit geblieben sind.

Ein gewiß unparteiisches und eben darum in desto brennenderen Farben leuchtendes Bild jener höfischen Sittenschule an der Seine entwirft die damalige Herzogin von Orleans, Schwägerin Ludwigs **XIV**, eine geborene Pfalzgräfin, in Briefen an ihre Schwestern in Deutschland. Es heißt darin unter anderem: „Die Leute von Qualität sind in diesem Lande viel ärger debauchirt als die gemeinen Leute. Die Franzosen halten sich's vor eine rechte Ehre, debauchirt zu seyn, und wer sich piquiren wollte, seine Frau allein zu lieben, würde für einen Sot passiren und würde von jedermann verspottet und verachtet werden; so ist's hier beschaffen. Muß nur noch sagen, daß man sich hier vor eine Ehre hält, keine Verwandte zu lieben. Die es thun, sagt man, seyen bürgerlich". Während das historische Bewußtseyn der Familie gerade den Kerngedanken des Adels bildet, während die ungeheure sociale Bedeutung des Familienlebens

ihr Symbol in dem Institut des Geburtsadels gefunden hat, während die Ehrenfestigkeit und Reinheit des Familienlebens im Mittelalter als der höchste Glanz und Stolz der Aristokratie erschienen war, galt die Zucht des Familienlebens dem französischen Hofadel jetzt für „bürgerlich!" Dieser einzige Umstand beweist schon, daß er geradezu sich selbst verloren hatte, daß es eine ächte, social berechtigte Aristokratie in Frankreich nicht mehr gab, oder, wo das Fragment einer solchen sich noch lebendig erhalten, im eigenen Lande wie im Exil lebte. Es liegt nach zwei Seiten für jene Zeit eine tiefe Wahrheit in der Bemerkung, daß für „bürgerlich" gelte seine Verwandten zu lieben. Denn gerade in diesen frivolen Tagen, wo auch die „freier" gebildeten, d. h. von dem alten ehrenfesten Bürgerthum bereits emancipirten Glieder des Bürgerstandes mit der Pariser Aristokratie in einer auf der Familienlosigkeit ruhenden Sittenverderbniß wetteiferten, hielt der gemeine Mann, der geringere, bildungsarme Bürger und der Bauer das alte deutsche Familienleben um so strenger fest, und sorgte solchergestalt dafür daß die Zucht des Familienlebens und der ernste Sinn für dieselbe späteren Zeiten nicht verloren ging, daß sich späterhin die höheren Stände an derselben wieder kräftigen und ermannen konnten.

Der französische Hofadel bezeichnete sich selber freilich auch jetzt als die „Gesellschaft" an sich, er wollte ebenso gut den Mikrokosmus der Gesellschaft darstellen wie die deutsche Aristokratie im Mittelalter. Aber unter dem gesellschaftlichen Leben verstand er eben nur eine fein abgeglättete Müßiggängerei, die Spiel-, Tanz- und Zechgesellschaft, nicht die Gesellschaft, welche sich's im Schweiße ihres Angesichtes sauer werden läßt ein großes Bruchstück aus dem Gesammtberuf des Menschendaseyns menschenwürdig zu erfüllen.

Der deutsche Landadel, der auf seinen Gütern sitzend der alten Sitte treu blieb, war zu selbiger Zeit ein höchst beliebtes Ziel wohlfeilen Spottes. Niemals sind die „Krautjunker" so con-

sequent als komische Figuren behandelt worden, wie in den Tagen, wo sie zumeist die Ehre der deutschen Aristokratie retteten. Der Sinn für das unschätzbare Gut der festen Seßhaftigkeit auf eigenem Grund und Boden war dieser ganzen Periode fast verloren gegangen. Viele adelige Güter sind damals ohne Noth zersplittert und verkauft worden zum großen Nachtheil der Nachkommen. Erst gegen die neuere Zeit hin, als überhaupt dem Adel wieder mehr und mehr ein Licht aufzugehen begann über seinen wahren Beruf und seine wahren Standesinteressen, wurde auch der Werth des großen Grundbesitzes für die Consolidirung des ganzen Standes und für den Staat wieder einmüthiger erkannt. Man kann wohl sagen, das Gewicht, welches die Aristokratie selber jeweilig auf den Grundbesitz, auf die Bedeutung des Landadels gelegt, sey allezeit ein wahrer Barometer gewesen, daran man ihre Blüthe und Kraftentfaltung messen konnte.

Der Landadel blieb im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert particularistisch, aber in seinem Particularismus war er national, ganz wie die Bauern; der deutsche Hofadel hingegen war dazumal mehrentheils verwälscht und kosmopolitisch. Während unsere mittelalterliche Aristokratie eine Wächterin des Deutschthums gewesen ist, führte der Hofadel jener in Rede stehenden traurigen Periode vielfach fremdländisches Wesen ein. — Die französische Sprache ward die Sprache der höheren Stände. Wer zur „Gesellschaft" zählen wollte, mußte ihrer mächtig seyn. Das pflanzte sich dann im zweiten und dritten Menschenalter auch auf den höheren Bürgerstand fort.

In dem Landadel allein hat sich noch so etwas von einer „Charakterfigur" des deutschen Barons erhalten. Die Aristokratie der Stadt und des Hofes hat die Eigenthümlichkeiten der äußeren Standessitte so ziemlich aufgehen lassen in dem allgemeinen Typus der gebildeten feinen Gesellschaft. Gerade der feinste Ton duldet am wenigsten Originale der äußeren Sitte. Bei den Bauern ist der ganze Stand ein solches Original; bei dem Adel nur noch ein ganz kleiner Rest. In

den unteren Schichten der Gesellschaft, wo noch die meiste ursprüngliche Natur ist, herrscht noch das derb Charakteristische der äußeren Sitte vor; je höher wir hinaufsteigen, desto mehr erscheint dieselbe ausgeglichen und abgeschliffen. Dieß beweist, daß der sociale Lebensnerv hier weit stumpfer geworden ist. Die Energie des gesellschaftlichen Lebens hat sich hier viel mehr aufgerieben und verbraucht. Durch die Wechselbeziehung des Adels, als Gutsbesitzer, zum Bauernstande kann und soll er in diesem Betracht neue Kraft in sich aufnehmen. Man sagt, in England blühe der Landbau theilweise auch deßwegen so üppig, weil es die aristokratische Sitte dort mit sich bringt, daß der Grundherr einen großen Theil des Jahres auf seinem Gute sitzt und mit seiner höheren Bildung, mit seinem Unternehmungsgeist die grob materielle Arbeit des Pächters in höhere Bahnen leiten hilft. Allein der Adel selber gewinnt bei dieser unschätzbaren Sitte mindestens ebensoviel als die Landwirthschaft. Darum existirt in England noch weit mehr eine eigentliche Charakterfigur des Aristokraten als in Deutschland und vollends in Frankreich.

Das Ritterthum des Mittelalters hatte seine strengen Satzungen der äußeren aristokratischen Sitte. Die formelle Ausspitzung des Begriffes der Ehre verklärte einigermaßen die natürliche Rohheit des Fehdelebens. Die alte Rittersitte schwächt sich durch die Civilisation der späteren Jahrhunderte zu einem verallgemeinerten äußerlichen Decorum des Standes ab. Immerhin hat dieses Festhalten am äußeren Anstande, die Selbstgewißheit im Besitze des feineren Tones zu seyn, die Aristokratie zu einem Lehrmeister des Bürgerstandes gemacht, der im 17. u. 18. Jahrhundert auffallend plump und unbehülflich in der formellen Haltung des Einzelnen, im äußeren Benehmen zu werden drohte. So ist die jetzt so allgemeine Politur des gesellschaftlichen Verkehrs unstreitig großentheils den Einflüssen der Aristokratie gut zu schreiben. Aber was hier früher das Monopol des Adels war, ist jetzt das Gemeingut der gesammten gebildeten Welt geworden.

Manche ächt deutsch Unsitte erhebt sich auch aus dem Mittelalter zu dem Adel der nachfolgenden Jahrhunderte herauf, die dort in der Umgebung so vieler guter Sitten schon erträglich gewesen war. Allein jene guten Sitten wurden meist nicht mitgeerbt. Im Mittelalter hieß nobiliter bibere, zu deutsch adelig zechen, unverblümt so viel als sich volltrinken. Das hatte bei dem rauhen Waffenhandwerk der alten Degen allenfalls seinen guten Humor. Wenn aber im siebenzehnten Jahrhundert noch fürstliche Hofcavaliere sich was darauf zu gut thaten, an der herrschaftlichen Tafel die Maß Wein auf einen Zug ohne Athemholen hinunterzugießen, wenn ein kurbrandenburgischer Oberkämmerer sich berühmt, 18 Maß Wein bei einer Mahlzeit zu trinken, so nimmt sich das in der Umgebung ganz veränderter Sitten eher bestialisch als ritterlich aus. Und doch gehörte so etwas zu selbiger Zeit auch noch zum aristokratischen Ton. Nicht als ob wir glaubten, die ganze Aristokratie habe eine so glatte Gurgel gehabt. Nicht als ob wir überhaupt der Ansicht wären, alle diese schlimmen Seiten, welche wir hier in ihrer ganzen Schroffheit neben einander stellen, seyen überall das charakteristische Merkmal eines Aristokraten des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gewesen. Es gilt uns nur, die schlimmen Folgen, welche für die Aristokratie aus der Zerbrechung ihrer alten Standesformen erwachsen sind, hier zu einem recht kräftigen Schattenbilde zu vereinigen, wie wir die Vorzüge der mittelalterlichen Aristokratie zu einem recht derben Lichtbilde ausgemalt haben. Ich schreibe keine Geschichte des Adels. Nur die Wirkungen der verschiedenen Entwicklungsstufen der Aristokratie sollen — hell und dunkel — gegen einander gestellt und daraus für die Gegenwart ein Resultat gezogen werden, wo und wie man für die Reform dieses Standes die Hebel anzusetzen habe.

Die Verflachung und Entartung des socialen Lebens traf in dem Zeitraum, von welchem wir reden, die ganze gebildete Gesellschaft. Nur der von der Cultur ganz unbeleckte gemeine Mann vegetirte in seiner ungebrochenen Natürlichkeit fort. Aber

gerade weil die Aristokratie das Bild der Gesellschaft im Kleinen aufzustellen berufen ist, wurde sie um so empfindlicher und tiefer berührt von der krankhaften Erschütterung, die als natürliche Reaction gegen das am Ausgange des Mittelalters versteifte und verknöcherte Corporationswesen alle Stände durchzuckte. Die Aristokratie ist der sensibelste Theil der Gesellschaft. Alle socialen Bewegungen werden jederzeit am gewaltigsten und feindseligsten auf sie einstürmen, am frühesten an ihr selber wahrnehmbar werden. Darum zeigt sich's nirgends auffälliger als gerade bei der Aristokratie des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, wie tief damals alle sociale Lebensthätigkeit gesunken war.

Der einheitliche Beruf dieses Standes im Mittelalter, obgleich der Adel damals so vielgliederig gestaltet war, springt überall klar hervor, läßt sich ohne Mühe nachweisen, faßt sich von selber in allgemeine Begriffe. In den nächstfolgenden Jahrhunderten dagegen vergißt die Aristokratie förmlich ihren socialen Beruf, sie geräth ins Unklare über ihre eigene Aufgabe. Der Begriff des S t a n d e s blaßt wirklich auf eine Weile ab zu dem Begriff des R a n g e s. Schon die Veränderung der aristokratischen Titel zeigte dieß vielfach an. In den alten Titeln der provinziellen deutschen Fürsten lag ein bestimmter Beruf ausgesprochen. Die Bezeichnungen als Pfalzgrafen, Markgrafen, Herzöge, Kurfürsten 2c. deuteten auf ein bestimmtes Amt im Reiche. Gerade diese am meisten charakteristischen Titel kommen bei den neu entwickelten Landeshoheiten am frühesten ab, oder ihre alte Wortbedeutung wird wenigstens vergessen. Der Herzog unterschied sich etwa von dem Pfalzgrafen nicht mehr durch den Beruf, sondern nur noch durch den Rang. Ebenso drückten die alten Titel der Ritter, Dienstmannen, Vögte 2c. einen Beruf, ein Amt aus, während sich der neuere Freiherrntitel oder die einfache Adelsbezeichnung zu einem bloßen Rangzeichen innerhalb des aristokratischen Kreises zu verflüchtigen begann.

Entsprechend kommt das leere Ceremoniell im siebenzehnten

Jahrhundert oben auf. Der bedeutendste Staatsmann, der mächtigste Hofbeamte stürzt sich selber, wenn er das Ceremoniell verachtet. Fürsten und Herren ringen um den Vortritt, nicht etwa figürlich in der Vertretung der höchsten gesellschaftlichen Interessen, sondern buchstäblich und mit der Kraft des Armes um den Vortritt bei irgend einem festlichen Aufzug. Im siebenzehnten Jahrhundert hätte man in einem Lehrbuch der Diplomatie ein eigenes Capitel schreiben können über die Kunst, wie man den Repräsentanten einer fremden Macht von strittigem Range, falls er im feierlichen Aufzuge vor einem hergeht, mit List und Gewalt hinter sich schieben kann.

Die Fürsten selber, denen die Macht einer selbständigen Aristokratie im sechzehnten Jahrhundert freilich noch lästig genug gewesen ist, unterstützten nach Kräften diese destructive Auffassung, welche in dem Adel bloß den Rang erblickt. Ihre Nachfolger adelten demgemäß eine Menge von Personen, denen alle Qualität zum ächten Aristokraten abging. Ein preußischer Tranchirmeister wird beispielsweise in den Grafenstand erhoben, weil er sich, wie es im Diplom heißt, „mit seinem sehr künstlichen Tranchiren aller Orten beliebt gemacht." Kammerdiener werden geadelt. Und während der Eintritt in die Aristokratie durch leichtsinniges Vergeben solchen Titularadels zum großen Ruin des Standes unmäßig erleichtert wird, ist kaum ein Motiv mehr vorhanden, andererseits den Titel aufzugeben, auch wenn jede Voraussetzung des aristokratischen Berufs längst geschwunden ist. Denn einen Rang, der keinen besondern Beruf heischt, mag jeder geltend machen, so lang es ihm beliebt und andere ihn darin anerkennen wollen. Im Mittelalter war es umgekehrt. Der Eintritt in die Aristokratie war erschwert, der Austritt erleichtert, und in der That kann sich nur bei diesem Verhältniß der ganze Stand blühend erhalten. Die Vorurtheile des Bürgers gegen den Adel datiren fast sämmtlich aus der besprochenen Periode, namentlich das oberste und gefährlichste dieser Vorurtheile, daß der Adel gar keinen besondern gesellschaftlichen Beruf mehr habe, daß er einen

bloßen Rang bezeichne. Wenn die Väter saure Trauben essen, werden den Söhnen die Zähne stumpf. Die Urtheile des großen Publicums hinken meist nicht nur hinter den Thatsachen drein, sondern sie halten auch in der Regel Thatsachen noch fest, wenn dieselben bereits hinter uns liegen. So geht es auch mit der noch immer landläufigen Auffassung und Beurtheilung des Adels, die wesentlich auf Zustände des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zurück datirt. Die Kanonen, mit welchen die Fürsten die Burgen des Adels zerstörten, sind keine so furchtbare Waffe der Zerstörung gegen diesen Stand gewesen als der Briefadel und der maßlose Gebrauch, der von demselben gemacht wurde. Es ist charakteristisch, daß es wiederum die Zeit Karls V war, in welcher der Briefadel zuerst in Schwung kam. In der unsinnigen Verschleuderung desselben wurde dem Vorurtheil, daß der Adel bloß einen Rang bezeichne, recht eigentlich der Stempel landesherrlicher Autorität aufgedrückt.

Indem wir dem unabhängigeren Adel des Mittelalters den Hofadel der späteren Jahrhunderte in seinen Schattenseiten gegenüberstellen, wollen wir damit keineswegs ausdrücken, als ob es an sich etwas unzulässiges, dem aristokratischen Berufe widersprechendes sey, daß der Adel Hof- oder Staatsdienste nehme. Auch im Mittelalter gab es einen sehr berechtigten Hofadel. Ja es ist an sich nichts natürlicher, als daß die Aristokratie des Landes durch den Glanz ihrer gesellschaftlichen Stellung den Glanz des Thrones mehren helfe. Nur soll sie sich nicht in ihrer socialen und vollends gar materiellen Existenz von dem Hof- und Staatsdienst abhängig machen. Und letzteres war vielfach und selbst bei den stolzesten Geschlechtern im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert eingerissen. Ein selbständiger Adel, der dem Throne nahe steht, ist eine Bürgschaft für die Freiheit und Selbständigkeit der gesammten Volksentwicklung. Wo dagegen irgendwann ein centralisirender und nivellirender Absolutismus durchgebrochen ist, da wurde auch fast immer der Adel zu der abhängigsten und unselbständigsten Stellung im Hof- und Staats-

dienste zurückgetrieben. Die Blüthe des deutschen Bürgerthumes im Mittelalter lief parallel mit der Selbständigkeit des Adels. Von der Entkräftung der Aristokratie nach der Reformation hat das Bürgerthum wenig Nutzen gehabt, es hat vielmehr selbst am schwersten mitleiden müssen. In Rußland erlischt der Erbadel sofort, wenn je bis zur dritten Generation kein Glied der Familie in den Staatsdienst getreten ist. Der Begriff des Adels an sich ist hier gefesselt an den Begriff des kaiserlichen Dienstes. Dadurch ist jede auch nur annähernde Selbständigkeit der Aristokratie zum Schaden des Landes unmöglich gemacht. Viel eher verträgt sich noch eine corporative Selbständigkeit des Bauernstandes mit der absoluten Regierungsform, als das gleiche Zugeständniß an die Aristokratie. Auch dafür liefert Rußland den Beleg. Wäre die Opposition des Liberalismus gegen die Aristokratie eine rein politische, so wäre sie widersinnig, denn eine kräftige Aristokratie ist zu allen Zeiten eine Stütze der politischen Freiheit gewesen. Um das einzusehen, braucht man nur England mit seiner großartig entfalteten Pairie gegen Rußland mit seinem Adel zu halten, dessen ganze Existenz in dem Gedanken des fürstlichen Dienstes aufgeht, die deutsche Aristokratie des Mittelalters gegen die deutsche Aristokratie der Zopfzeit. Aber jene Opposition des Liberalismus ist auch keine rein politische, sie ist vielmehr wesentlich eine sociale.

Kein Stand hat solche gleichsam bis auf Mark und Bein eindringende sociale Processe durchgemacht, wie die deutsche Aristokratie. Die Uebergänge von der Aristokratie des früheren Mittelalters zu der des spätern, von dieser wieder zu dem Adelswesen der Rococozeit und von da endlich zu den neuen Ansätzen einer modernen Aristokratie sind so gewaltsam, so durchgreifend gewesen, der Begriff der Aristokratie ist scheinbar jedesmal so von Grund aus umgesprungen, und trotz seiner unendlich verschiedenen Erscheinungsformen doch immer wesentlich derselbe geblieben, daß hieraus recht klar die unverwüstliche Zähigkeit des aristokratischen Princips in die Augen springt. So weit unser zerfahrenes modernes Bürgerthum auch abstehen mag von

dem Bürgerthum des Mittelalters, ist es doch in der zwischen inne liegenden Periode lange nicht so gründlich umgewandelt worden, wie die gleichzeitige Aristokratie. Die Trümmer der alten Pracht in unsern großen Reichsstädten heimeln uns an durch den wahlverwandten Geist, der immer noch jene verblichene Handels- und Gewerbsgröße mit unserer modernen Industriegröße verbindet. Die gebrochenen Burgen des Ritterthums, einsam auf pfadlos verwachsenen Berghöhen gelagert, bergen im Gegensatz die Poesie des Räthsels für uns, und gerade das Fremdartige an diesen Stein gewordenen „Mährchen aus alten Zeiten" ist es, was als ein so wunderbarer Laut dichterischer Romantik in unserer Seele wiedertönt. Und doch liegt für den geschichtlichen Forscher das Fesselnde unserer vielverschlungenen Adelsgeschichte wieder darin, daß bei allen ihren schroffen Uebergängen durchweg ein historischer Faden bleibt, der diese lange Reihe von Gegensätzen zur geschlossenen Kette in einander fügt.

Wunderbar genug hat die Natur selber dieß angedeutet in dem wechselnden Auftreten und Abgehen der großen Adelsgeschlechter. Jeder Ring der Kette schließt sich ab, aber jeder greift auch ein in einen neuen Ring. Die ältesten Urgeschlechter des hohen Adels sind gegen das Ende des Mittelalters fast alle ausgestorben. Die aus den gewaltigen Umwandlungen der Aristokratie im Mittelalter hervorgegangenen Geschlechter treten mehrentheils in ihre Stelle; in der Erbschaft ihres Besitzthumes finden die alten darauf haftenden Pflichten und Rechte, oft auch der alte Name, einen neuen Herrn. Und wiederum ist von diesen aus dem Mittelalter hervorgewachsenen Geschlechtern eine auffallend starke Zahl wenigstens in den Hauptstämmen gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts erloschen. Aeußerst wenigen Familien war es vergönnt, durch alle diese großen Perioden im Urstamme kräftig fortzutreiben auf ihren Stammgütern, die Einheit auch in diesem Wandel symbolisirend. Wie der einzelne Mensch von hinnen geht, wenn er seine Sendung erfüllt hat, so tre-

ten auch die Geschlechter und Familien ab, wenn das Maß ihres Wirkens voll ist. Das stolzeste Haus, dem zahlreiche Sprößlinge noch eine vielhundertjährige Dauer zu verheißen scheinen, erlischt oft plötzlich. Es ist, als ob ein Verhängniß ihm keinen längern Bestand gönnen wolle als eben für die geschichtliche Periode, für welche es berufen war. Das Alter des Menschen zählt nach Jahren, das Alter der Geschlechter nach Jahrhunderten, der Völker nach Jahrtausenden, der Menschheit vielleicht nach Hunderttausenden. Und sollte es darum, wo ein ehernes Gesetz der Natur und der Weltgeschichte dieses geheimnißvolle Maß, diese Schranken vorgezeichnet hat, so ganz kindisch seyn, das historische Bewußtseyn der Geschlechter in einem besonders berufenen Stande wach zu erhalten und in Familienüberlieferungen und Stammbäumen von dem geschichtlichen Berufe und dem Lebensalter der Geschlechter sich selber und andern Kunde zu bewahren?

Viertes Capitel.

Resultate für die Gegenwart.

Die erste französische Revolution wollte den Adel vernichten. Sie vollführte aber das Gegentheil von dem was sie gewollt. Sie brachte ihn nach dem Taumel des achtzehnten Jahrhunderts erst wieder recht zum klaren Selbstbewußtseyn, und, was viel wichtiger noch, zur Selbsterkenntniß. Angesichts des Kerkers, des Blutgerüstes und der Verbannung mochte es wohl einleuchtend werden, daß die Stände, und die Aristokratie voran, nach einem tieferen Inhalt für sich selber suchen müßten, als nach dem einer bloßen Rangordnung im Staatskalender. Die Revolution hatte den handgreiflichen Beweis geführt, daß die Aristokratie entweder ihren *socialen* Beruf wiedererkennen, daß sie umbildend und organisirend auf die ganze nivellirte Gesellschaft einwirken, daß sie an die Spitze einer neuen Gliederung derselben treten oder — zu Grunde gehen müsse.

Die im Schooße der Aristokratie selbst solchergestalt wachgerufene Erkenntniß der Reformbedürftigkeit des ganzen Standes erscheint uns so wichtig, daß wir in ihr geradezu das charakteristische Unterscheidungsmerkmal der Aristokratie des 19. Jahrhunderts von jener des 18. finden. Es muß dabei zugleich angemerkt

werden, daß weder bei den Bürgern noch bei den Bauern der Gedanke, den Stand als solchen neu zu organisiren, so früh und so lebendig erwacht ist als bei dem Adel. Würde der Adel sich ermannen, eine solche Reform an sich selbst auch praktisch und folgerecht durchzuführen, so wären die anderen Stände in die zwingende Nothwendigkeit versetzt, die ähnliche Reform auch in sich zu vollziehen. In diesem Betracht hat die Frage von der Reinigung und Läuterung der Aristokratie, von der Umwandlung des alten Adelstandes in einen ächt modernen eine unermeßliche sociale Tragweite. Hier stände dann der weltgeschichtliche Beruf vor der Aristokratie, die neue Organisation der modernen Gesellschaft im engeren Kreise vorzubilden, wie sie es weiland bei der Organisation der mittelalterlichen Gesellschaft gethan.

Bei der Ausführung scheiterten aber die Reformversuche des Adels vielfältig daran, daß sie im Aeußerlichen stecken blieben. Ich erinnere an die Zeit der Befreiungskriege. Die Gelegenheit war günstig. Allein wie viele der besten Kräfte des Adels gingen sofort verloren in dem fruchtlosen Bemühen, mit dem Wiederauffrischen ritterthümlicher Romantik dem Adel ein neues ideales Leben einzuhauchen, ehe noch der reale Boden für dasselbe gegründet war! Es hat freilich etwas blendendes, denn es ist einzig in seiner Art, daß bei der Aristokratie vor Zeiten einmal im Ritterthum die Standessitte als solche zur unmittelbarsten Poesie des Lebens verklärt erschienen ist. Wenn man sich aber bemüht hat, vorerst dieses ideale Colorit dem modernen Adel wiederzugewinnen, noch ehe die dringendsten praktischen Reformen durchgeführt waren, so konnte dieß die letzteren selber nur in ein falsches Licht setzen und den ganzen Gedanken einer veredelten Erneuerung des Adels als das Erzeugniß einer krankhaften, überreizten Phantasie erscheinen lassen. Derlei kokette Schwärmereien im Fouqué'schen Style haben der Sache des Adels in den Augen des nüchternen, mit gehörigem Mutterwitz begabten Bürgers außerordentlich geschadet. Es kam wohl vor, daß ein

Freiherr, der doch sein Leben lang nur einen friedlichen Tuchrock getragen, sich im stahlblinkenden Helm und Harnisch zu seinen Ahnenbildern malen ließ, um den ritterlichen Geist in der Familie wieder aufzufrischen. Andere glaubten durch die Restauration erloschener Adelsvorrechte dem Stande seinen früheren Glanz wiedergeben zu können. Das war aber keine Frucht der Selbsterkenntniß, und um diesen Gedanken zu wecken, hätte es nicht die Lehre einer blutgetränkten Revolution bedurft.

Andererseits gestehen es selbst die Gegner des Adels zu, daß seit dem Anbruch der neuen Zeit von Jahrzehent zu Jahrzehent die Schaar trefflicher Männer im Schooße dieses Standes selber sich vergrößerte, welche das auf sociale Selbsterkenntniß gegründete Begehren der zeitgemäßen Veredelung des Adels obenan stellen, welche namentlich den Forderungen des modernen Staatsrechtes gegenüber die gepriesene Cardinaltugend der englischen Aristokratie — Mäßigung — auch für Deutschland erringen möchten, und statt der Auffrischung der Schattenseiten des mittelalterlichen Adelswesens lieber jene Lichtseite aufzufrischen trachten, welche die Aristokratie als den vermittelnden Stand, als den besten Freund und die natürliche Stütze eines freien Bürgerthumes erscheinen läßt. Zu diesem Bund frei gesinnter und darum doch ächt aristokratischer Männer zählen viele Namen, die unter den Besten der Nation genannt werden und überall im Vaterlande einen guten Klang haben.

Kein Adeliger ragte in diesem Sinne wohl größer über seine Zeitgenossen hervor als der Freiherr von Stein. Es ist uns immer als ein herrliches Wahrzeichen der angebahnten Versöhnung alten nichtsnutzigen Ständehasses erschienen, daß das tüchtige deutsche Bürgerthum und der edelste Kern der Aristokratie sich gleicherweise um den Ruhm streiten, die Ideen dieses großen Staatsmannes je für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Pertz sagt in seinem „Leben Stein's“: „Er wollte Verbesserung, nicht Abschaffung des Adels; er hatte ein lebhaftes Gefühl für wirkliches Recht und insbesondere auch für die äußere Unab-

hängigkeit und die sittliche Haltung, welche bedeutendes Grundeigenthum und ein durch edeln Familiengeist verknüpftes verdienstvolles, durch Verbindungen einflußreiches Geschlecht gewähren kann. Nachdem Stein selbst die früheren Vorrechte des Adels auf größeres Grundeigenthum und den höheren Staatsdienst sowie des Adels Ausschluß von den Gewerben abgeschafft, und die freien nichtadeligen Grundbesitzer in die Ständeversammlungen aufgenommen hatte, war die bisherige staatsrechtliche Stellung des Adels als eines hochbevorrechteten Standes verschwunden, und er mußte auf seine alte Grundlage zurückgeführt werden, wenn er als Stand eine wahre Bedeutung erhalten sollte. Ein Verein von Geschlechtern, welche sich durch erblichen großen Landbesitz und Verdienst um den Staat auszeichnen, wird stets eine bedeutende und wohlthätige Stellung gegen die anderen Stände behaupten können. Daß Stein großes Landeigenthum für das Grunderforderniß des Adels hielt, hat er in Denkschriften und mündlich bestimmt erklärt. — — Eben so sicher ist es aus sonstigen Aeußerungen, daß er den Adel als eine Auszeichnung für Verdienst betrachtete, den Auszeichnungen Pflichten entsprechend hielt, und daß er nicht kastenmäßige Scheidung, sondern eine Verbindung der verschiedenen Stände für zweckmäßig erachtete."

Die Acten, welche Stein im Jahre 1807 über die Umbildung des Adels und eine dem preußischen Adel zu gebende neue Verfassung zusammenstellte, sind verloren gegangen. Stein's Biograph gibt uns aber die Hauptzüge seiner Reformationsgedanken: Der Adel gründet sich auf großen, die Unabhängigkeit gewährenden Grundbesitz und damit verbundenes Verdienst um den Staat. Adeliges Gut kann nicht unter ein bestimmtes Maß getheilt werden. Das Verdienst um den Staat kann sowohl das der Vorfahren als eigenes seyn. Das Verdienst der Vorfahren erhellt, wenn jemand einem Geschlechte des bisherigen Adels angehört. Das eigene Verdienst wird an einer höheren Stellung im Staatsdienste erkannt, welche dem Inhaber im regel-

mäßigen Laufe des Dienstes als gerechte Anerkennung seiner Leistungen zu Theil geworden, und deren Verwaltung ein gewisses höheres Ansehen gibt. Der Adel ist nach Verschiedenheit des Einkommens in verschiedene Classen abgestuft. Er vererbt mit dem unverminderten Landeigenthum; die Kinder, welche dessen entbehren, sowie alle zum Eintritt in den neuen Adel nicht geeigneten Mitglieder des bisherigen Adels behalten zwar die Adelsfähigkeit, können jedoch keine bevorzugte Stellung in Anspruch nehmen. Der Adel wird, als erster Stand, persönlich zu den Provinziallandtagen, und theils persönlich, theils durch Abgeordnete aus seiner Mitte zu den Reichsständen berufen.

Hierzu kommt noch, daß Stein auch die Errichtung von Standesgerichten beabsichtigte, welche unwürdige Genossen auszustoßen berechtigt seyn sollten.

Pertz bemerkt, der Satz, welcher das nicht nothwendige Vererben des Adels auf alle Kinder statuirt, würde die in der Ausführung größten Schwierigkeiten geboten haben. „Aber die Noth der Zeit“, fügt er hinzu, „war so groß, daß man noch zu schwerern Opfern entschlossen gewesen wäre.“ Dem fügen wir hinzu: die Noth der Zeit ist für den deutschen Adel als socialen Körper heute noch eben so groß als damals für den preußischen, wo die Schlacht von Jena eben erst geschlagen worden war. Eine Satzung, welche den nachgeborenen Söhnen nicht den Adelstitel sondern nur die ruhende Befähigung für denselben zuspräche, ist seit Stein's Zeiten von Unzähligen als oberste Vorbedingung zur Reform des deutschen Adels erkannt worden, aber die praktischen Schritte zur Durchführung derselben hat man darum doch noch nirgends ins Werk zu setzen gewußt.

Ueberhaupt hat es die neuere Zeit an vereinzelten Versuchen, den Adel aus sich selber heraus zu regeneriren, durchaus nicht fehlen lassen. Aber an der Concentrirung, an durchgreifenden Maßregeln für den gesammten Adel deutscher Nation fehlt es. So hat z. B. die schwäbische Ritterschaft im Jahre 1793 durch Kaiser Franz II eine Erneuerung und Verbesserung ihrer

Statuten erhalten, welche in wahrhaft trefflichen Grundzügen entworfen ist, überall die innere Tüchtigkeit des Standes voranstellt, und demselben moralische Verpflichtungen auferlegt, welche der Bedeutsamkeit seiner Rechte vollkommen entsprechen. Namentlich finden wir hier eine Analogie zu dem von Stein beabsichtigten „Standesgericht" bereits vorgezeichnet, indem für diejenigen, welche den gewichtigen sittlichen und socialen Verpflichtungen des Ordensstatuts entgegenhandeln, Verwarnung und eventuell Ausschließung aus dem Orden durch die Specialcapitel angedroht ist.

Die Revolution von 1848 wiederholte ganz dasselbe Mahnwort an die Aristokratie, wie die erste von 1789, nur noch vernehmlicher und in bestimmterer Fassung. Entweder der Socialismus oder die historische Gesellschaft. Ein drittes gibt es nicht. Die historische Gesellschaft aber ist nicht anders denkbar als in ihrer geschichtlich gewordenen Gruppirung, nicht denkbar ohne eine Aristokratie. Die vier Stände, wie wir sie auffassen, sind freilich dem neunzehnten Jahrhundert eigenthümlich angehörende Bildungen, aber sie ruhen auf der deutschen Nationalentwickelung eines Jahrtausends. Die moderne Aristokratie bildet nicht mehr die Gesellschaft an sich, wie die des früheren Mittelalters. Aber als dem freiesten, selbständigsten und begütertsten Stand, als dem Stande der geschichtlichen Ueberlieferung, als dem Stande des Erbrechtes liegt es ihr am nächsten, die Errungenschaften einer historischen Civilisation zu wahren gegen die Barbarei der Zerstörung alles Individuellen, alles Geschichtlichen in der Gesellschaft. Die übrigen Stände können, sollen, wollen denselben Beruf üben, die Aristokratie muß. Sie hat für sich selber dabei das meiste zu beschützen — oder alles zu verlieren.

In ihren kleinen Privilegien barg die mittelalterliche Aristokratie die Leuchte der Civilisation für kommende Jahrhunderte. In dem einzigen großen Privileg des historischen Standes- und Familienbewußtseyns, welches der modernen Aristokratie unbe-

stritten bleiben wird, soll sie auch uns die Leuchte der Civilisation sicherstellen. Organische Gliederung der Gesellschaft ist Civilisation.

Dagegen haben Privilegien im eigentlichen Sinn, Standesvorrechte auf Kosten Dritter, in neuerer Zeit der Aristokratie niemals etwas gutes gebracht. Der scheinbare Nutzen den sie etwa eintragen, wiegt federleicht neben dem Haß, der sich seitens der Nichtprivilegirten daran heftet, neben der Schwächung der moralischen Macht des Standes, welche immer eine Begleiterin dieses Hasses seyn wird. Welches Unheil sind nicht die frühern Jagdprivilegien adeliger Grundbesitzer für den ganzen Stand gewesen? Dem Bauern wurden nur zeitweilig die Saatfelder ruinirt; der Gutsbesitzer aber erntete die dauernde, zähe Feindschaft des Bauern. Das kümmerte ihn in frühern Zeitläuften vielleicht wenig. Aber mit jedem Tage wird es für den Staat und die Gesellschaft wichtiger, daß der Bauer und der Baron gute Freunde seyen. Und der Bauer ist so gut ein Mann des Erbrechtes wie der Baron, und wo sich solche bittere Stimmungen einmal bei ihm eingelebt haben, da werden sie in Menschenaltern noch nicht wegzutilgen seyn. So ist der Adel bei diesem Privileg sicher am schlimmsten gefahren. Es erschien unstreitig als eine sehr beneidenswerthe Bevorzugung, wenn der deutsche Adel vordem an jeder Zollstätte vorbei ziehen durfte, ohne daß seine Habe vom Visitator durchsucht wurde. Aber dieses Privilegium machte es dem Adel zum Ehrenpunkte, daß er keinen Handel treibe, es verhinderte die nachgeborenen Söhne, wo sie kein Vermögen besaßen, zum Gewerbstande überzugehen; es trieb indirect unstreitig viele derselben dem adeligen Proletariat in die Arme; es wirkte mit, daß jene verderbliche Verachtung des Handels und höheren Gewerbebetriebes bei dem deutschen Adel Wurzel faßte. Und doch hatten die Medicäer noch Handel getrieben, da sie schon Fürsten waren! Wer fuhr also am schlimmsten bei dem gedachten, dem Adel scheinbar so günstigen, dem Bürger so gehässigen Privileg?

Der politische Beruf der modernen Aristokratie ist kein unmittelbarer mehr wie vordem, da sie noch das Monopol der Waffenehre, der traditionellen Rechtsweisheit 2c. besaß. Aber er wächst mittelbar hervor aus ihrem socialen Beruf. Der moderne Staat, der büreaukratische Staat, wie er au der Mischehe der intelligenten Absolutie des achtzehnten Jahrhunderts mit der Revolution entsproßt ist, hat keinen Sinn für diesen socialen Beruf gehabt, weil ihm überhaupt die Gesellschaft im Staatsmechanismus aufging. Je mehr die leibhafte, lebenswarme Gestalt des Bauern, des Bürgers, des Edelmannes in der Abstraction des Staatsbürgers zum Schatten wurde, um so weiter glaubte er in der Vollendung des politischen Lebens vorgeschritten zu seyn. Wenn wir aber wollen daß der Staat dem Bauern Raum lasse, sich in seiner socialen Individualität als Bauer zu entwickeln, so fordern wir das Gleiche für den Adel, wir fordern es für jeden Stand. Es gilt, jenen mittelalterlichen Zustand wo der Staat in der Gesellschaft aufging, zu vermitteln mit der Idee des neunzehnten Jahrhunderts, welche die Gesellschaft im Staate aufgehen läßt. Beide sollen als gleichberechtigte Lebensmächte ergänzend in einander greifen.

Läßt man die natürlichen Gruppen der Gesellschaft zur höheren corporativen Selbständigkeit sich vom Innern heraus entwickeln, dann wird dieß keinen Krieg der Stände geben, wie man wohl befürchtet. Der Krieg der Stände besteht vielmehr eben jetzt, und hat bestanden seit dem sechzehnten Jahrhundert, seitdem eine einseitige politische Gewalt das ständische Leben unterdrückt und dadurch gegenseitigen Neid, Haß und Argwohn unter den Ständen gesäet hat. Dem Mittelalter lag ein Krieg der Stände viel ferner, als der späteren Zeit.

Die politische Vertretung der ständischen Lebensmächte steht auch keineswegs in unlösbarem Widerspruch mit der höheren Einheit des Staatsbürgerthumes, worin sich die Genossen aller Stände als auf gemeinsamem Eigenthum wieder begegnen. In England waltet ein recht kräftiges Bewußtseyn der staatsbürger-

lichen Einheit, und doch besitzt England zugleich eine sehr selbständige Pairie.

Nur muß man nicht glauben, als ob so manche bisher mißglückte Versuche ständischer Volksvertretung in Deutschland, die den modernen Begriff der Stände durchaus nicht beachteten, sondern an etlichen herausgerissenen Fetzen der längst abgestorbenen mittelalterlichen Staatsgliederung festhielten, einen Beweis gegen die Durchführbarkeit des Institutes überhaupt geliefert hätten. Es ist dem deutschen Adel nie ein gefährlicheres Geschenk gemacht worden, als indem man in der vormärzlichen Zeit solchen zweiten Kammern, die gar nicht oder nur sehr annäherungsweise auf das ständische Princip basirt waren, Adelskammern zur Seite stellte, welche ihrerseits wesentlich in diesem Princip wurzelten. In solchem Mischwerk waren durch die ersten Kammern wesentlich gesellschaftliche Rechte vertreten, durch die zweiten Kammern bloß politische. Entweder muß jedem Stande als solchem das Recht der Vertretung gewährt seyn oder gar keinem. Eine Politik, welche bloß bei Einem Stand die Bedeutung der socialen Mächte für das Staatsleben praktisch anerkennt, bei den andern aber nicht oder nur halbwegs, muß allmählich am subtilen Selbstmord sterben. Bürger und Bauern würden kein gehässiges Privileg der Aristokratie in den Adelskammern erblickt haben, wenn ihnen gleicherweise Bürger- und Bauernkammern zugestanden gewesen wären.

Würde es gelingen, eine einheitliche constitutionelle Volksvertretung (bei einheitlicher Vollziehungsgewalt) für ganz Deutschland zu gründen, welche die Volks- und Staatsentwickelung in ihrer großen Gesammtheit festzuhalten und zu hegen hätte, dann würde es ein wahrer Segen seyn, wenn in den Einzelstaaten ständische Vertretung an die Stelle der bisherigen Landtage rückte, zur Pflege der wohlbegründeten Einzelinteressen, zur Ausgleichung der Eifersucht, welche jetzt einen Stand vom andern abschließt, zur durchgebildeten Ausprägung des großen natürlichen Gruppensystemes der Gesellschaft.

Sollen wir uns auf die Realität unserer gegenwärtigen Zustände beschränken, bei welchen freilich eine solche einheitliche constitutionelle Vertretung der Nation vorläufig noch als ein bloßes Phantasiebild erscheinen möchte, so würde unsere Idee einer Vermittelung des constitutionellen und ständischen Factors sich wenigstens bei den deutschen Großstaaten in der Art praktisch machen lassen, daß der Reichstag, welchem die Vertretung der politischen Interessen, die Controle der Staatsverwaltung zukäme, nicht nach den ständischen Sondertheilen, sondern nach der Voraussetzung eines allgemeinen Staatsbürgerthumes zusammenzusetzen sey. Dagegen würde in den Provinzialtagen, Kreistagen, Bezirksräthen oder wie man sie sonst nennen mag, und denen die Wahrung der örtlichen, materiellen und socialen Interessen zufiele, das Recht der ständischen Gliederung seinen Ausdruck finden müssen. Eine constitutionelle Vertretung der allgemeinen Staatsinteressen ist recht wohl mit der Monarchie vereinbar; eine Vertretung der socialen Interessen auf dem Grundgedanken des allgemeinen Staatsbürgerthums paßt dagegen nur für die sociale Republik. Eine ständische Vertretung der allgemeinen Staatsinteressen widerspricht dem Begriffe der modernen Stände nicht weniger als dem Begriffe des Staates. Eine constitutionelle Vertretung der gesellschaftlichen Interessen, ein Aufheben derselben in den politischen, widerspricht dem Rechte, welches sich die Gesellschaftsidee neben der Staatsidee errungen. Wir wollen, daß sich beide Mächte des öffentlichen Lebens in selbständiger Vertretung kräftig weiterbilden. Einer muß das letzte Wort haben, und dieß gehört im vorliegenden Falle dem Staat, als dem Repräsentanten der Allgemeinheit, aber es sey nicht das letzte Wort des Despoten.

Wir haben die Geschichte reden lassen, indem wir dem Leser die Periode der höchsten Machtentfaltung des deutschen Adels und die Periode seiner äußersten Machtlosigkeit neben einander stellten. Und damit ist, dünkt uns, deutlich genug ausgesprochen, worin der sociale Beruf der Aristokratie, worin das Recht ihrer

Existenz ruhe, und welcher Art dieselbe ihre Sendung zu erfüllen habe. Wo die Thatsachen Beweise sind, braucht die Doctrin nicht argumentirend hinterdrein zu hinken.

Es gilt nicht, die mittelalterliche Blüthe des Adels Zug um Zug zu copiren, aber es gilt, die großen Grundgedanken desselben auf die Potenz der neuen Zeit zu erheben. Die Aristokratie muß vor allen andern Ständen sich in ihrem Innern corporativ organisiren. Das gab der mittelalterlichen Aristokratie ein gut Theil ihrer socialen Macht, daß sie in sich selbst ein verkleinertes Abbild der wohlgegliederten Gesellschaft darstellte. Wie diese Ausführung ins Moderne zu übersetzen sey, das läßt sich nicht in Paragraphen dictiren, und jede allgemeine Theorie würde bei einer so rein praktischen Frage doch nur auf den Holzweg kommen. Die Genossenschaft selber muß von innen heraus Hand anlegen, wiederum nicht, um heute oder morgen ein Schema der Organisation aufzustellen und den Stand hineinzuzwängen, sondern indem sie auf der Wache steht und jeden günstigen Augenblick der Zeitgeschichte ergreift, um einen Ansatz zur körperschaftlichen Gliederung wieder zu erobern. Die Kirche hat uns am anschaulichsten gelehrt, wie dergleichen auszuführen sey. Ihre kluge Benützung des günstigen Momentes im Jahre 1848, um zu einer größeren genossenschaftlichen Selbständigkeit und einer freieren inneren Organisirung der eigenen Körperschaft zu kommen, ist ein wahres Meister- und Musterstück gewesen.

Der feste Grundbesitz ist die Basis der Solidität der Aristokratie. An ihm haftet die aristokratische Selbständigkeit. Durch diese ist wiederum der aristokratische Beruf großentheils bedingt. Durch den Grundbesitz wird der Adel der nächste Alliirte, der natürliche Schirmherr des kleinen Grundbesitzers, des Bauern. Dem Landadel ist ein gar weites Feld eröffnet, fördernd auf die Blüthe des Bauernstandes einzuwirken, denselben in seiner alten Gediegenheit, in der historischen Zucht seiner Sitte, gegenüber den nivellirenden Einflüssen der Zeit, bewahren zu helfen. Die Seßhaftigkeit hat den Adel des Mittelalters national gemacht,

sie hat ihn eng mit den andern Ständen verknüpft. Sie wird ihn allezeit am meisten vor kastenmäßiger Absperrung bewahren.

Der grundbesitzende Adel soll den Vorsprung, welchen ihm in landwirthschaftlicher Beziehung sein geschlossenes Gut vor den immer mehr zurückgehenden kleinen Bauern mit ihren zersplitterten Aeckerchen gewährt, nicht dahin ausbeuten, daß er in übermächtiger Concurrenz den Wohlstand des kleinen Bauern vollends todtschlägt. Das ist nicht edelmännisch gehandelt. Durch seine Landwirthschaft im Großen soll er vielmehr darauf bedacht seyn, die umwohnenden Bauern, vielleicht vor Zeiten seine Hintersassen, aus ihrer Hülfslosigkeit und technischen Ungeschicklichkeit herauszuziehen. Ein Rittergut muß für die umliegende Gegend einen ganzen landwirthschaftlichen Hülfsverein ersetzen. Dieses Privileg des Vortrittes in der ökonomischen und socialen Reform sollte sich die Aristokratie durchaus nicht rauben lassen. Sie kann dann um so leichteren Herzens auf nutzlose politische Privilegien verzichten. Der Landadel soll den Bauern zeigen, was die Macht der Intelligenz im Ackerbau auf sich hat, er soll auch für sie experimentiren mit der Einführung wirthschaftlicher Verbesserungen. Der kleine Bauer läßt dergleichen bei Seite liegen, weil er das Wagniß des Versuches nicht auf sich nehmen kann. Edelmännisch dagegen ist es, den Geldbeutel zu ziehen und das Opfer des Versuches nicht anzusehen, damit das Allgemeine gewinne. Auf dem Rittergut seyen Fruchtvorräthe gespeichert, damit der Edelmann dem schmutzigen Kornwucher im Kleinen entgegenwirken könne, wie es die Städte mit ihren Magazinen im Großen thun sollten. Auch dieß heischt Opfer, allein dieselben sind von der socialen Würde der Aristokratie gefordert. Bei der Gründung gemeinnütziger Anstalten sollte der Name des Edelmannes immer obenan stehen, und als ein kostbares Standesvorrecht sollte er darauf halten, sich in den zu solchen Zwecken gezeichneten Summen von keinem bürgerlichen Gutsbesitzer übertreffen zu lassen.

Zu dem Grundbesitz gesellt sich in neuerer Zeit die große

Industrie. Sie öffnet dem begüterten Adel ein neues Feld des unabhängigen Besitzes, der beneidenswerthesten socialen Wirksamkeit. Und wie das Ackergut ihn dem Bauern nahe bringen sollte, so sollte er hier durch die Solidarität der Interessen der natürliche Patron des kleinen Gewerbsmannes werden und des tagelöhnernden Arbeiters in der Blouse, des Mannes vom vierten Stande. Man hat sich vielfach gewöhnt, in den Reichthümern des Bürgerstandes mehr das flüssige Capital, in denen des Adels mehr das ruhende zu sehen, dort die Thätigkeit des Erwerbens als das Charakteristische zu erfassen, hier die Wahrung des Erworbenen, des festen Grundstockes. Die Sache hat bedingungsweise eine tiefe Wahrheit. Auf jedem größeren Besitz haftet gleichsam die moralische Schuldverpflichtung, einen Theil desselben neben dem egoistischen eigenen Genusse zum Besten der Gesammtheit, der Gesellschaft in Umlauf zu setzen. Kein Gesetz zwingt den Reichen dazu, wohl aber eine sittliche Forderung. Wenn der Kaufmann, der Gewerbtreibende im Wetten und Jagen von Gewinn und Verlust den zeitweiligen Ueberschuß egoistisch zurückhält, so hat er doch schon in dem steten Proceß des Capitalumschlages seinen Tribut an die Gesammtheit abgetragen, und jener Egoismus findet darin eine gewisse Entschuldigung. Wenn aber der Aristokrat als Wahrer des ererbten festen Besitzes nur in der Weise auftritt, daß er seine Rente lediglich im Interesse persönlicher Genußsucht verzehrt, so ist das durchaus nicht edelmännisch gehandelt. Mit Recht stellt die Sitte an den Edelmann die Anforderung, daß er über den Privatgenuß hinaus zum gemeinen Besten in gewissem Grade depensire. Es liegt dieser Sitte mehr als die Verschwenderlaune der Hoffart zu Grunde, es steckt der würdige Gedanke darin, daß es sich nicht zieme, einen festen Besitz todt liegen zu lassen, ohne zum Frommen der Gesammtheit einen steten Zins abzutragen. Der Adel des 18ten Jahrhunderts, so entartet er großentheils gewesen, hat doch hierin vielfach den modernen Adel übertroffen. Diese im guten Sinne „noble“ Verschwendung, welche damals mehr

denn jetzt als ein Ehrenpunkt der Aristokratie galt, sicherte sogar manchem Kunstzweig, manchem Gewerbe des Luxus sein Gedeihen. Beispielsweise führe ich nur die Cabinetsmalerei, die Kammermusik des 17ten und 18ten Jahrhunderts an, welche ihre materielle Basis wesentlich dem Prunksinne der höheren Aristokratie dankten. Dadurch wird der natürliche Neid, wie ihn immer der müheselig Erwerbende dem bereits im Behagen des ruhigen Besitzes Gebetteten nachträgt, versöhnt und entkräftet. Es ist durchaus nicht aristokratisch, wenn so mancher deutsche Baron sich in Leihbibliotheken abonnirt, statt den Luxus einer recht reichen Privatbibliothek als eine standesmäßige Ehrensache aufzufassen. Der englischen Aristokratie rühmt man durchschnittlich feineren Tact in diesem Punkte nach. Wenn knickerige Oekonomie wohl gar als ein Mittel angeführt wird, um dem Ansehen des Adels wieder aufzuhelfen, so zeugt dieß für eine gänzliche Verkennung des aristokratischen socialen Berufes. Im Jahre 1848 kam es oft vor, daß der begüterte Adel sich mit Ostentation der äußersten Sparsamkeit befleißigte, aus Furcht vor dem Neide des Proletariats. Das war höchst verkehrt. Die rechte Politik des Standes hätte es gefordert, daß die Aristokratie damals trotz so mancher materieller Einbußen erst recht jeden Ueberschuß flüssig gemacht hätte, erst recht mit einer würdigen Verschwendung hervorgetreten wäre, um der arbeitenden Classe zu zeigen, daß sie sich ihrer socialen Verpflichtung wohl bewußt sey, dem gemeinen Besten jenen Tribut des festen Besitzes reichlich und freiwillig und in wahrhaft edelmännischem Style abzutragen.

Uebrigens hat der Adel des 18ten Jahrhunderts in der Art, wie er „depensirte," oft auch eine Schuld auf den Stand geladen, welche der Adel des 19ten Jahrhunderts wieder wett machen muß. Die Aristokratie war es vorzugsweise, welche es vordem als ein Zeichen des „guten Tones" eingeführt hat, das Product des inländischen Gewerbfleißes geringzuschätzen, und nur mit ausländischem Geräth, mit ausländischem Schmuck, mit aus-

ländischem Kleide zu prunken. Für die Aristokratie der Gegenwart ist es darum eine förmliche Gewissenspflicht geworden, diese Scharte auszuwetzen, und im Gegentheil jetzt als den besten Ton einzuführen, daß das kostbarste und vornehmste Gewerbserzeugniß immer dasjenige sey, welches von der Hand der vaterländischen Arbeit geweiht ist.

Aus demselben Grunde sollte es auch der Adel, als durchaus nicht aristokratisch, den Börsenjuden überlassen, massenhafte Capitalien in Papierspeculationen anzulegen, und seine verfügbaren Gelder schon aus socialen Gründen der nationalen Industrie und Kunst zuwenden. Vielleicht fallen dabei die Zinsen für den Einzelnen nicht immer so reichlich aus als sie bei einer Anlage anderer Art ausgefallen wären, aber die Zinsen, welche ein solches Verfahren der Ehre, der Macht und dem Gedeihen des ganzen Standes abwirft, werden wahre Apothekerzinsen seyn.

Die Erringung einer eigenen Vertretung des ständischen Interesses liegt in dem natürlichen und nächsten Vortheil des Adels. Aber er möge stets eingedenk bleiben, daß selbst die Landesversammlungen des Mittelalters nur darum so mächtig gewesen sind, weil der Adel nicht lediglich auf das Seine sah, sondern vielmehr die Vermittlerrolle zwischen dem Fürsten und dem Bürger durchführte, weil in der Volksvertretung, ob sie schon auf das Einzelleben der Stände gebaut war, dennoch die Absperrung der Stände sich ausglich.

Die Aristokratie wird zerfallen, so wie der Austritt aus diesem sensibelsten Stand unmäßig erschwert, der Eintritt in denselben unmäßig erleichtert wird. Das Herkommen beim englischen Adel ist hier so oft auch für den deutschen als Musterbild aufgestellt worden. Die Sitte, daß der Adelstitel auf alle Söhne forterbt, hat nicht wenig dazu beigetragen, das adelige Proletariat zu erzeugen; denn sie wehrt solchen Seitensprößlingen, denen jede materielle Vorbedingung des aristokratischen Berufes fehlt, den Uebergang zu einem bürgerlichen Berufe. Eine Sitte läßt sich aber nicht wegschulmeistern, sie muß sich selber ableben.

Der Staat kann wohl das Recht der Majorate und Fideicommisse überwachen; wollte er es dem Adel aber ganz abschneiden, so würde er damit die Axt an den socialen und politischen Beruf der Aristokratie überhaupt legen. Denn ohne die erbrechtliche Concentrirung des Familiengutes ist kein Adelsgeschlecht im Stande sich diejenige Basis der Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu erhalten, in welcher großentheils die Möglichkeit des aristokratischen Berufes vorbedingt war. Ganz dasselbe gilt aber auch noch mehr vom Bauernstand.

Macht und Unabhängigkeit ist heutzutage aber nicht allein im materiellen Besitz gegeben. Sie liegt gleicherweise in der Geistesbildung. Im Mittelalter bezeichnet man eine ganze Literaturperiode als die der ritterlichen Dichtung. In Frankreich hat sich selbst im siebenzehnten Jahrhundert noch die Nationalliteratur unter dem Schutz und der Mitarbeit der so entarteten Aristokratie entwickelt. In Deutschland hat dagegen die neuere Nationalliteratur im achtzehnten Jahrhundert ohne die Förderung durch die Aristokratie, ja theilweise trotz der Aristokratie, ihren ersten stürmischen Aufschwung nehmen müssen. Es bezeichnet die nach der ersten französischen Revolution und in Folge derselben eingetretene Reform der deutschen Aristokratie, daß sie von da an wieder ein Herz gewann für die höhere Nationalbildung und in hervorragenden Gliedern ihres Standes jetzt wieder bedeutend, thatkräftig auf dieselbe einwirken half. Wie das Mittelalter von dem Adel nicht nur den festen Besitz, sondern auch die Kraft des Armes im Turnier und in der Fehde forderte, so fordert die moderne Zeit neben dem festen Besitze auch starke Arme und Kräfte in dem großen geistigen Turnier.

Als die Summe aber von alle dem steht obenan, daß die Aristokratie an der wiedergefundenen Erkenntniß ihres socialen Berufes festhalte, der ihr aufgibt, die Entwickelung der Gesellschaft in ihrer historischen Gliederung als eigenste Angelegenheit ins Auge zu fassen. Ein starker, wohl organisirter Bürgerstand, ein kräftiges, naturwüchsiges Bauernthum macht

eine tüchtige Aristokratie eben sowohl erst möglich, als beide dieselbe voraussetzen. Wer den Adel abschaffen will, der muß damit anfangen, daß er das Bürgerthum auflöst; wer aber das Bürgerthum auflösen wollte, der müßte vorerst den Adel abschaffen. Die Unterscheidungen der modernen Stände beruhen nicht auf politischen Vorrechten wie im Mittelalter, noch viel weniger auf einem naturgeschichtlichen Racenunterschied des edlen oder unedlen Blutes. Der letztere Gedanke schleicht sich manchmal immer noch in die Auffassung des Geburtsadels ein, eine richtige Würdigung des Instituts nach beiden Seiten beeinträchtigend. Gäbe es einen naturgeschichtlichen Vorzug der Reinheit des Blutes in diesem roh materialistischen Sinne, dann wäre auch der adelige Proletarier immer noch etwas besseres als der mittellose, zum bürgerlichen Erwerb und Namen zurückkehrende nachgeborene Sohn des Edelmannes. Die Vermittelung zwischen Adel und Bürgerthum wäre geradezu abgebrochen, der Adel kein Stand mehr, sondern eine Kaste. Es ist aber diese dem Adel selbst am meisten verderbliche Auffassung eines gleichsam naturgeschichtlichen Vorzugs des Adels vor den Bürgerlichen, wenn auch nur dunkel und halbbewußt, doch noch in gar manchen Köpfen vorhanden. Der Volkswitz hat dieselbe seit alter Zeit mit sehr derber Satire in Sprüchwörtern und Redebildern gegeißelt. Die modernen Stände unterscheiden sich unmittelbar lediglich durch ihren socialen Beruf, mittelbar auch durch ihren politischen. Sie bezeichnen lediglich die Theilung der Arbeit, wie solche bei dem unermeßlichen socialen Beruf der gesammten Gesellschaft nach geschichtlichen Vorbedingungen den einzelnen Gruppen zugefallen ist. So ist mit dem Unterscheidungspunkt zugleich auch der Einigungspunkt aller Stände gegeben.

Die Socialisten sind noch nicht gestorben, aber doch haben sie uns bereits dieses köstliche Erbtheil hinterlassen, uns durch ihre Gegnerschaft zu der Erkenntniß zu zwingen, daß die Stände solidarisch haftbar sind, und daß ein Stand neidlos die

selbständige Entwickelung des andern fördern solle, weil so nur alle mächtig werden und alle gleich gut gewappnet wider den gemeinsamen Feind, der jegliche Gliederung der Gesellschaft zertrümmern, der dem „historischen Recht" ein „Recht des Geistes" gegenüber setzen will, nicht erkennend, daß aller Geist doch immer wieder nur ein historischer ist, und sogar der Socialismus nur eine historische Erscheinungsform jenes ewig historisch bedingten Menschengeistes; eine historische Erscheinungsform nämlich, die in ihrer eigentlichen Wurzel hervorgerufen ist durch die Erschlaffung und Entnervung aller ständischen Individualität in der traurigsten Zeit, in der Zopfzeit.

Zweites Buch.

Die Mächte der socialen Bewegung.

I. Das Bürgerthum.

Erstes Capitel.

Der Bürger von guter Art.

Der Bürgerstand ist seit alten Tagen der oberste Träger der berechtigten socialen Bewegung gewesen, der socialen Reform. Er ist darum — namentlich in seiner modernen Erscheinung — das Gegentheil des Bauern. Das Bürgerthum strebt dem Allgemeinen, das Bauernthum dem Besondern zu. Die Besonderungen sind aber in der Gesellschaft das alte Vorhandene, die Allgemeinheit wird erst geschaffen. Dem Bauern sieht man's gleich am Rock und an der Nase an, aus welchem Winkel des Landes er stammt, das Bürgerthum hat eine gleichmäßige äußere Physiognomie der „gebildeten Gesellschaft" bereits über ganz Europa ausgebreitet. Aber indem es die schroffen Scheidungen der historischen Gesellschaft zu überbrücken trachtet, will es dieselben doch andererseits nicht auflösen und von Grund aus zerstören, wie der vierte Stand.

Das Bürgerthum ist unstreitig in unsern Tagen im Besitze der überwiegenden materiellen und moralischen Macht. Unsere ganze Zeit trägt einen bürgerlichen Charakter. Die politische

Emancipirung des Bürgerthums durch die erste französische Revolution hat die Pforten der Gegenwart erschlossen. Man nannte darum in jener Krise jedes Glied der Gesellschaft bedeutungsvoll „Bürger". Seitdem drückt das Bürgerthum den Universalismus des modernen gesellschaftlichen Lebens am entschiedensten aus. Viele nehmen Bürgerthum und moderne Gesellschaft für gleichbedeutend. Sie betrachten den Bürgerstand als die Regel, die anderen Stände nur noch als Ausnahmen, als Trümmer der alten Gesellschaft, die noch so beiläufig an der modernen hängen geblieben sind. Wir selber folgen einem auf diese Gedanken zurückgehenden Sprachgebrauch, der in unserer vorwiegend bürgerlichen Zeit mindestens das Recht des Charakteristischen hat, indem wir von einer „bürgerlichen Gesellschaft" reden im Gegensatz zu einer „politischen", ohne darum die anderen Stände von der Gesellschaft ausschließen oder ihnen ein gleiches Recht der Existenz mit dem Bürgerstand abstreiten zu wollen. Hundertfältig klingt das Bewußtseyn der Universalität des Bürgerthums bereits aus dem Sprachgebrauche hervor. Man nennt den obersten Gemeindebeamten des Dorfes heutzutage vielfach schon Bürgermeister, obgleich er doch lediglich über Bauern Meister ist. Die frühere Zeit, welche unsern Universalismus des Bürgerthums noch nicht kannte, schied dagegen bei Stadt und Land strenge zwischen dem Bürgermeister und dem Schultheißen. Man spricht von bürgerlicher Ehe, bürgerlichem Tod, wo man doch weit allgemeiner von gesellschaftlicher Ehe, gesellschaftlichem und politischem Tode sprechen sollte. Statt von einer allgemeinen Staatsmitgliedschaft zu reden, nimmt der Sprachgebrauch den bedeutsamsten Theil für das Ganze und redet vom allgemeinen Staatsbürgerthum.

Wie die Aristokratie im Mittelalter der Mikrokosmus der Gesellschaft war, so ist es das Bürgerthum in der Gegenwart. Das moderne Bürgerthum ließe sich weit bequemer als irgend ein anderer Stand wiederum gliedern in ein aristokratisches, ein specifisch bürgerliches, ein bäuerliches und ein proletarisches

Bürgerthum. Wichtiger aber erscheint, daß bei allen Ständen der universalistische, ausebnende Geist des Bürgerthums jetzt eben so entschieden seine Spuren zeigt, wie im Mittelalter der corporativ abschließende Geist der Aristokratie sich bei allen andern Ständen im Kleinen wiederholt hat. Und wie damals die Aristokratie überall in ihrem engen Kreise jene Reformen vorbildete, welche später Reformen für die ganze Gesellschaft geworden sind, so geschah das Gleiche namentlich seit dem sechzehnten Jahrhundert im Schooße des Bürgerthums.

Wo unsere socialen Kämpfe jetzt zur blutigen Entscheidung führen, da geschieht dieß fast immer auf den Straßen der Städte, nicht in Dörfern und Feldern, nicht mehr vor ritterlichen Burgen. Die Stadt ist weit mehr als irgendwann zuvor der Ausgangs- und Mittelpunkt aller großen socialen und politischen Lebensregungen geworden. Das Städteleben des Mittelalters stand origineller da in dem Bildungsproceß der damaligen Zustände, das moderne Städteleben wirkt aber weit massenhafter entscheidend, ja fast ausschließlich entscheidend auf den Entwickelungsgang der modernen Civilisation. Der große Gegensatz von Mächten des socialen Beharrens und der socialen Bewegung stellt sich zugleich dar als ein Gegensatz von Land und Stadt; dort die großen und kleinen Gutsbesitzer, hier die wohlhabenden und die verhungernden Leute des bürgerlichen Erwerbes. Der Bauer und der Adel bürgt uns dafür daß das Gute des früheren Ständewesens nicht ganz verloren gehe, der Bürger und der Proletarier, daß das Erstarrte und Abgestorbene daran nicht künstlich wieder ins Leben zurückgeführt werde.

Der deutsche Bürgerstand hat heutzutage keine feste, durchgreifende Standessitte mehr, wie der Bauer. Im Gegentheil nennt man häufig farbloses, allgemeines, mittelschlägliches Herkommen „bürgerlich". Entsprechend bezeichnet der Sprachgebrauch den Bürgerstand als den „Mittelstand". Dieser Ausdruck ist in mehrfacher Beziehung trefflich, und wir möchten ihn namentlich auch in dem höheren und stolzeren Sinne adoptiren, daß das

Bürgerthum den Mittelpunkt, den eigentlichen Herzpunkt der modernen Gesellschaft bilde. Die Bauernsitte trägt in starken Farben auf, sie haut wohl auch gerne über die Schnur. Unter bürgerlicher Sitte denkt man sich im Gegentheil das Gemäßigte, Knappe, Hausbackene. Der Sprachgebrauch nimmt „bürgerlich" und „schlicht" häufig als gleichbedeutend. Bei einem ächten Bauernschmaus müssen die Tische brechen unter der Wucht der Speisen, ein „bürgerliches Mahl" bezeichnet ein einfaches, bescheidenes Mahl, Hausmannskost. Die Polizei hat sich's seit mehreren Jahrhunderten — ob mit Recht oder Unrecht ist hier nicht zu erörtern — saure Mühe kosten lassen, den Geist des Uebermaßes in der Bauernsitte einzudämmen, sie erließ Verordnungen zur Beschränkung des Aufwandes bei Kirmessen, Leichenschmäusen, Hochzeiten, Kindtaufen ꝛc. Bei dem Bürgerstand hat wenigstens seit dem dreißigjährigen Kriege solcherlei Uebermaß der Polizei nicht viel Sorge gemacht. In dem Punkte der „standesmäßigen Depense" steht der moderne Bauer, wie in so vielen anderen Stücken, der Aristokratie viel näher als der Bürgersmann.

Nur karge Bruchstücke und Ruinen der mittelalterlichen originellen Bürgersitte existiren noch. Sie sind in Deutschland die Ausnahmen geworden, während beim Bauernstande derlei Originalität die Regel geblieben ist. In oberdeutschen Landstrichen ist seit mehreren Menschenaltern bei bürgerlichen Frauen zuletzt noch das schwer mit Silber ausgezierte Mieder in Abnahme gekommen, die letzte Nachbildung desselben wird nur noch von geringeren Leuten getragen, während in den reicheren Familien das silberne Mieder der Großmutter allenfalls noch als Curiosität aufbewahrt wird. Die Münchener Riegelhauben sind ein ähnlicher kümmerlicher Rest bürgerlicher Originaltracht.

Merkwürdig genug ist im achtzehnten Jahrhundert die bürgerliche Tracht allmählich aus der Hoftracht hervorgewachsen. Darin liegt eine bittere Ironie auf den falschen Universalismus des modernen Bürgerthums. In der neueren Zeit dagegen

wirkt umgekehrt die nivellirte bürgerliche Mode auf die Hoftracht zurück. Die langen Hosen mit Stiefeln haben selbst an den Höfen die kurzen Hosen mit Schnallenschuhen und Strümpfen zu verdrängen begonnen, und Ludwig Philipp kokettirte mit dem bürgerlichen Oberrock und dem unvermeidlichen Regenschirme, damit bei seinem „Bürgerkönigthume" auch das Tüpfelchen auf dem I nicht fehle. Die gesellschaftliche Centralisation beginnt der politischen über den Kopf zu wachsen, also ist es ganz naturgemäß, daß die Bürger nicht mehr die kurzen Hosen vom Hofe borgen, sondern umgekehrt der Hof die langen Hosen von den Bürgern. Im Mittelalter bestand die bürgerliche Tracht vielfach aus einer Combinirung der höfischen und der bäuerlichen, dem socialen Charakter des „Mittelstandes" trefflich entsprechend.

Auch die örtliche Absonderung des Sprach-Dialektes ist bei dem Bürgerstande mehr und mehr verwischt worden. Während die Volkssprache bei den Bauern überall noch kräftig blühet, sind nur noch karge Ueberbleibsel original bürgerlicher, städtischer Dialekte vorhanden. Die Frankfurter z. B. haben den Ruhm, in ihrer „borjerlichen" Sprechweise ein Stück alten Bürger-Dialektes lebendig erhalten zu haben, welches lediglich der Stadt als ursprügliches Eigenthum gehört und wohl zu unterscheiden ist von der localen Färbung, die anderwärts aus dem Urquell des umgebenden ländlichen Idioms auch in die städtische Rede einfließt. Im Gegensatz zu original bürgerlichen Sonderdialekten ist es vielmehr nur durch den universalistischen Geist des deutschen Bürgerthumes möglich geworden, daß sich ein allgemeines sogenanntes reines Deutsch als die möglichst dialektfreie Aussprache aller Gebildeten niedergeschlagen hat. In den größeren deutschen Städten hat sich eine eigene Art poetischer Local-Literatur an den städtischen Dialekt geheftet. Aber diese bürgerliche Dialektpoesie, welche von Nante Strumpf, Hampelmann und Genossen singt, trägt so sehr den Stempel des Gemachten, dichterisch Nichtigen, daß sie, dem poesiegetränkten, recht aus dem Genius einer eigenthümlichen Sprachbildung herausgewachsenen

Volkslied der Bauern gegenüber, die Bedeutungslosigkeit der städtischen Dialekt-Trümmer erst vollauf ins klarste Licht setzt. Das Dialekt-Lied des Landvolkes schlägt neben den Tönen der Freude auch die des Schmerzes und der Wehmuth an, es steigt in die Tiefen des Gemüthes hinab, es spiegelt uns den Mann des Volkes in seiner gesunden, kräftigen Natur; die nach der Aepfelwein- oder Weißbierschenke duftenden Volksdichtungen der städtischen Dialekte bewegen sich fast immer in dem Kreise der Posse, der schlechten Witze, der localen Satire, sie malen uns den entarteten Bürger, die Jammergestalt des Philisters. Die Wiener Volksposse, welche sich an culturgeschichtlicher und kunstgeschichtlicher Bedeutung weit über Nante, Hampelmann und die anderen erhebt, tritt nicht in Widerspruch zu unseren Behauptungen. Wie die Musik derselben den steyerischen und tiroler Volksweisen abgelauscht ist, so ist auch weder der Hanswurst, noch Wastel, noch der Kasperl der Wiener Vorstadtbühne ein geborenes Wiener Stadtkind, sondern alle diese Gesellen sind historisch nachweisbar aus den steyerischen und tiroler Gebirgen in die Kaiserstadt eingewandert.

Was die Bewahrung eigenthümlich bürgerlicher Sitten betrifft, so ist allerdings immer noch ein großer Unterschied zwischen den Städten, deren größte Bedeutung und Blüthe wesentlich in eine frühere Vergangenheit fiel, und deren eigentlicher Aufschwung erst der neueren Zeit angehört. In den ersteren, namentlich in den ehemaligen Reichsstädten, tönen uns freilich auch heute Nachklänge jenes alten Bürgerthumes entgegen, welches an seiner individuell charakteristischen Standessitte nicht minder treu festhielt, als der moderne Bauer. Aber diese Erscheinungen haben eben immer nur ein wesentlich antiquarisches Interesse. Die Selbstherrlichkeit des alten Innungsgeistes spricht sich da oft kaum noch in etwas anderem aus, als daß etwa die Metzger und Bäcker durch allerlei überlieferte Bequemlichkeiten im Gewerbsbetrieb das kaufende Publicum molestiren u. dgl. m. Sie verhält sich zu der Selbstherrlichkeit der Innungen von ehe-

dem, wie ungefähr die Macht einer modernen städtischen Schützengilde zur Kriegsmacht des alten Hansabundes. Der Bürger einer solchen Stadt schlägt freilich sein Bürgerrecht immer noch unendlich höher an, als der Bürger eines specifisch modernen Gemeinwesens. Er fühlt seine persönliche Existenz gesicherter durch den Fortbestand von trefflichen alten Bürger-Versorgungsanstalten und Stiftungen, und es ist noch nicht lange her, daß in Frankfurt der Bankerott eines Bürgers im Grunde nichts anderes war, als die Vertauschung des müheseligen und gewagten Handelserwerbs mit irgend einem ruhigen städtischen Amtspöstchen.

Diese Sicherheit und Abgeschlossenheit der bürgerlichen Existenz kann aber, wie gesagt, nur noch als ganz vereinzelte Erscheinung gelten. Das Bürgerthum „von ächtem Schrot und Korn" ist nicht, wie man wohl meint, von ausschließlich conservativem Geist durchdrungen, gleichsam ein verfeinertes Bauernthum. Es ist durchaus qualitativ von letzterem unterschieden. In der mittelalterlichen Gesellschaft, wo ein Bauernstand im modernen Sinne noch nicht vorhanden war, spielte das Bürgerthum als eine Macht des socialen Beharrens wohl theilweise eine Rolle, wie sie jetzt dem Bauernthume zugefallen ist. Und doch gilt auch dieß nur mit großen Einschränkungen. In den Kämpfen zwischen den Zünften und Geschlechtern, die das mittelalterliche Städteleben so lebendig charakterisiren, sind alle Elemente der großen modernen Kämpfe zwischen den verschiedenen Schichten der Gesammt-Gesellschaft bereits im engeren Raume auf einander gestoßen. Nur die Namen wurden gewechselt. Was damals Geschlechter und Zünfte hieß, das heißt jetzt historisch gegliederte und nivellirte Gesellschaft. Dergleichen Bewegungen im Innern des Bauernthumes sind bis jetzt noch unerhört. Die Geschichte keines anderen Standes ist so reich an innerem Leben, an kräftigen Gegensätzen und deren unverhohlenem Widerstreit als die Geschichte des Bürgerthumes. Da gilt es nicht, wie bei den Bauern, einfache ruhende Zustände zu beobachten, sondern ein bewegtes Handeln, ein stetes Schaffen und Zerstören.

Die ächt dramatischen socialen Conflicte sind das Wichtigste in der Städtegeschichte des Mittelalters. Darum schüttelt sich unser historisches Gefühl vor der Unnatur, mit welcher ein schwächlicher Seitenzweig der romantischen Schule vor einiger Zeit in Dichtung und Bildwerk das alte Bürgerthum als ein mattherziges Stillleben von zahmen biderben Handwerksmeistern und blondhaarigen Goldschmiedstöchterlein darzustellen sich befliß. Die derben thatkräftigen Männer und unruhigen Köpfe der alten streitbaren Städte haben sicherlich ganz anders drein geschaut. Und doch gibt auch diese Auffassung des massiven Bürgers kein volles und getreues Bild. Der Bürger — um es vorweg zu sagen — ist ein Charakter von doppelseitiger Natur. Diese streitsüchtigen alten Zünfte, die sich wohl das ganze Jahr hindurch in den Haaren lagen, diese kriegsgewaltigen Bürger, die, wie weiland die Kölner mit ihrem Erzbischof Konrad von Hochstetten, sich oft aufs tapferste mit Rittern und Knechten im Felde schlugen, waren doch nebenbei auch wieder Spießbürger, die ihre Ruhe liebten und denen man oft viel bieten mußte, bis ihnen der Geduldfaden riß, und sie dann aber auch um so ingrimmiger ihre Schläge austheilten. Darum ist jener Wahlspruch, welcher „Ruhe" als die „erste Bürgerpflicht" bezeichnet, ganz aus der Seele des Bürgerthumes gesprochen, und ist doch dasselbe Bürgerthum die Seele aller großartigen Bewegung, alles socialen und politischen Fortschrittes in Staat und Gesellschaft gewesen. Beiläufig bemerkt, der Kölner Reimchronist vom Jahre 1490, welcher die eben erwähnten blutigen Kämpfe zwischen den Kölner Bürgern und Konrad von Hochstetten beschreibt, nennt — ob er selber gleich unter den Augen des erzbischöflichen Stuhles schrieb — die Schöffen, welche jener frühere Erzbischof den Kölnern aufgedrungen, in bürgerlich bündigem Deutsch kurzweg Esel, welche, ob man sie auch in eines Löwen Haut stecke, dennoch, sowie sie nur das Maul aufthäten, sich sofort als Esel ausweisen würden. In diesem einzigen Zuge malt sich mehr ächte Charakteristik mittelalterlichen Bürgerthumes

als in ganzen Dutzenden von romantisch lackirten Poesien und Gemälden aus der Zeit der älteren Düsseldorfer Schule.

Friedrich List stellt in seinem „System der politischen Oekonomie“ den „Manufacturisten“ und den „Agriculturisten“ in schneidend scharfen Gegensätzen neben einander. Er sagt: „Beim rohen Ackerbau herrscht Geistesträgheit, körperliche Unbeholfenheit, Festhalten an alten Begriffen, Gewohnheiten, Gebräuchen und Verfahrungsweisen, Mangel an Bildung, Wohlstand und Freiheit. Der Geist des Strebens nach steter Vermehrung der geistigen und materiellen Güter, des Wetteifers und der Freiheit charakterisirt dagegen den Manufactur- und Handelsstaat.“

In diesem harten Ausspruch, den List dann freilich noch aufs geistvollste weiter ausgeführt und begründet hat, liegt alsdann volle Wahrheit, wenn wir dem rohen Kleinbauern den höheren Industriellen gegenüber stellen; diese Wahrheit wird aber zunehmend bedingter und eingeschränkter, je mehr wir bei den Agriculturisten zu dem größeren Gutsbesitzer aufsteigen, bei den Manufacturisten zu dem eigentlichen Kleingewerb zurückgehen. Wir stoßen hier wieder auf die bereits angedeutete zwiespältige Natur des Bürgerthumes. Der kleine Handwerker, namentlich in Landstädten, ist fast eben so stabil in Begriffen, Gewohnheiten, Gebräuchen und technischem Verfahren wie der Bauersmann. Er spielt auch in socialem und politischem Betracht eine ganz ähnliche passive Rolle. Nur mit dem großen Unterschied, daß diese Passivität bei ihm vielfach aus Gedrücktheit und Verkommenheit entspringt, ein Ergebniß stummer Entsagung, während das stille Beharren des Bauern sich als das Product eines naiven Naturlebens darstellt. Der einsichtsvolle Staatsmann wird daher auf den passiven, nothgedrungenen Conservatismus des Kleinbürgers durchaus nicht das Gewicht legen, welches er dem natürlichen, angestammten Conservatismus des Bauern beilegen muß.

Die idealere Natur des Bürgerthumes dagegen weiß nichts von solcher Resignation. Ihr rechtes Lebenselement ist das Wetten und Jagen nach Erfindung, Vervollkommnung, Verbes-

ſerung. Die „Concurrenz“ iſt ein ächt bürgerlicher Begriff; dem Stockbauer liegt er ſehr fern. Der Bürgerſtand alter und neuer Zeit in ſeiner großartigeren Erſcheinung iſt der zur Thatſache gewordene Beweis des Satzes, daß „die Kraft Reichthümer zu ſchaffen unendlich wichtiger ſey als der Reichthum ſelbſt.“ (Liſt.) Darum liegt die Gründung von Majoraten und Fideicommiſſen nicht im Geiſte des Bürgerthumes, ſo ſehr ſie im Geiſte der Ariſtokratie und des Bauernthumes liegen mag. Das beſte bürgerliche Erbe iſt die Kraft und gegebene äußere Möglichkeit Reichthum zu erwerben, nicht der feſte Beſitz. Jener höchſte Stolz ſtarker Geiſter, alles durch ſich ſelbſt geworden zu ſeyn, iſt ein ächt bürgerlicher, im Gegenſatz zu dem ariſtokratiſchen Stolz auf hiſtoriſchen Ruhm und ererbtes Gut. In Altbayern kann man Bauern ſehen, die von ihrer Confirmation bis zum Tode ein Baarcapital von acht Gulden auf ihrer Sonntagsweſte tragen. Die Weſte hat nämlich normalmäßig zwanzig Knöpfe und jeder Knopf wird durch einen vollwichtigen Sechsbätzner gebildet. Der ſchweizer Bauer ſagt entſprechend von einer bodenloſen Weingurgel: Sie ſäuft ſich alle Knöpfe vom Rock ab. Dieſe Sitte, ein Baarcapital auf Rock oder Weſte ruhen zu laſſen, iſt nur bei Bauern möglich, die überhaupt an dem Beſitze des todten Capitals eine ſeltſam kindiſche Freude haben. Ein ächter Bürger würde die zwanzig Sechsbätzner umſchlagen bis mit der Zeit zwanzig Louisd'ors daraus geworden wären, und dann würde er doch noch lange keine goldenen Knöpfe auf die Weſte ſetzen laſſen.

Von den Heroen der neueren deutſchen Nationalliteratur hat wohl keiner den geſunden, praktiſchen Mutterwitz, das ſcharfe Urtheil und die glühende Reformbegeiſterung des deutſchen Bürgerthumes in großartigerer Vereinigung perſönlich dargeſtellt als Leſſing. Und gerade Leſſing war es, der den bekannten Ausſpruch gethan, daß er, wo ihm Gott die Wahl ließe zwiſchen der Wahrheit ſelber und dem Streben nach Wahrheit, nach dem letzteren greifen würde. Das iſt ein Wort voll ſtolzer, wahrhaft

bürgerlicher Gesinnung! Nebenbei gesagt, Doctor Faust, der alte Schwarzkünstler sowohl als der Goethe'sche, ist auch ein Bürgersmann gewesen. Der oben citirte Ausspruch List's, daß die Kraft Reichthümer zu schaffen unendlich wichtiger sey als der Reichthum selbst, ist die Uebertragung des allgemeinen Lessing'schen Satzes auf das besondere ökonomische Gebiet. Und in den beiden Aussprüchen liegt das Geheimniß, durch welches das Bürgerthum die oberste Macht der socialen Bewegung wird. Das Bürgerthum setzte die Zauberkraft dieser beiden Sätze als Hebel an, hier in dem Reiche des Geistes, dort in dem Reiche der materielen Interessen, und so hat es sich mit diesen Sätzen die Hegemonie in der modernen Gesellschaft erobert.

Eine vorzügliche Bedingung der steten Reibung und Bewegung im Innern des Bürgerstandes ist schon darin gegeben, daß derselbe die verschiedensten Berufsarten umschließt, während die Bauern wie der Grundadel wesentlich auf einen einzigen Beruf angewiesen sind. Bei den Mächten der socialen Bewegung, dem Bürgerthum wie dem vierten Stand, fällt der Beruf nicht mit dem Stand zusammen, bei den Mächten des socialen Beharrens deckt der Beruf den Stand. Darum sind die letzteren auch viel bestimmter abgegränzt, viel leichter begrifflich zu definiren. Es gibt keine größeren Gegensätze des Berufes wie zwischen dem Kleingewerb und jener höchsten Geistesarbeit der wissenschaftlichen und der künstlerischen Beschäftigung, und doch umschließt beide das Bürgerthum. Aehnliche Gegensätze wiederholen sich in andern bürgerlichen Kreisen: der Kleinstädter, der Residenzstädter, der Reichsstädter, der Bürger einer großen Welthandelsstadt sind grundverschiedene Charaktere, und dennoch fühlen und wissen sie sich einig im Geiste des Bürgerthumes. Das geht dem Bauern ab. Gleich unterschiedlich in Gruppen gesondert, hat er sich zu dem Gesammtbewußtseyn eines allgemeinen deutschen Bauernthumes noch nicht aufschwingen können.

Jene gleichzeitige Ausprägung des Sondergeistes und des Einigungstriebes, welche wir in der Einleitung als ein wesent-

liches Merkmal der Totalität unseres modernen Gesellschaftslebens nachwiesen, erscheint nirgends so auffällig bei einem einzelnen Stande im Kleinen nachgebildet, als gerade beim Bürgerstand. Der Corporationsgeist ist bei unsern Gewerben immer noch am meisten rege, und seine Wiederbelebung im höhern Sinne wird nur vom Bürgerthume ausgehen. Und doch ist dasselbe Bürgerthum zugleich die Mutter jener constitutionellen Weltanschauung, welche die Macht der Corporationen auf ein möglichst Kleinstes zurückführen will. Die ersten Vorzeichen der werdenden Selbständigkeit des mittelalterlichen Städtewesens kündigten sich darin an, daß die Bürger die Verwaltung des Gemeindeguts, die Handwerks- und Marktpolizei in ihre Hände nahmen. Und wie sonderthümlich hat sich diese Selbständigkeit in der Verwaltung des städtischen Gemeinwesens dann weiter entwickelt! Und dennoch ist es wieder dasselbe Bürgerthum, durch dessen nicht minder dem Allgemeinen zustrebenden Geist nachgehends die Centralisirung des Gemeindelebens durch den Polizeistaat erst möglich wurde. Also auch in dieser zwiespältigen Natur zeigt sich das moderne Bürgerthum wieder recht als der Mikrokosmus unserer gegenwärtigen Gesellschaft.

Bauernstand und Aristokratie, die Mächte des socialen Beharrens, sind einfache Bildungen, Bürgerthum und Proletariat, die Mächte der socialen Bewegung, aus mannichfachen Gegensätzen in Eins geschmolzene. Auch um dieser im Bürgerstande vermittelten Gegensätze willen mag man ihn den „Mittelstand" nennen.

Namentlich ist es der deutsche Mittelstand, bei welchem der Trieb vorwärts zu dringen und die Lust am ruhigen Beharren sich fortwährend befehden. So schreitet das Genie des deutschen Gewerbfleißes rastlos zu neuen Erfindungen vor, überläßt es aber dann, in träge Ruhe wieder zurücksinkend, andern Völkern, das Gefundene auszubeuten. Es ist ein idealistischer Zug im Charakterkopfe des deutschen Bürgers, daß er sich zur Ehre, aber andern zum Nutzen schafft, verwandt jenem

ächt bürgerlichen Selbstbekenntniß, welches die Kraft zum Erwerben höher anschlägt als den Erwerb selber.

Der geschilderte Dualismus des Bürgerthumes bewirkt, daß jede der beiden äußersten politischen Parteien einen Groll auf dasselbe hat. Den Demokraten ist das Bürgerthum die Wurzel alles Stillstandes und Rückschrittes, den Absolutisten der Urquell aller Empörung und Ueberstürzung. Aber merkwürdig genug ist dabei die Scheu, welche beide Parteien zeigen, bei dieser Befehdung das Bürgerthum direct beim Namen zu nennen. Die Demokratie hat es nicht gewagt, den ehrwürdigen deutschen Namen des Bürgers zu entweihen als Partei-Schimpfwort, weil sie gar wohl weiß, wie volksthümlich der Klang desselben ist. Und wie man so oft die französische Sprache gebraucht, um wenigstens den Gedanken zu geben, wo man sich vor dem Wort fürchtet, hat sie sich das Bürgerthum als „Burgeoisie" erst ins Französische übersetzt, um dann, ohne zu erröthen, den Kampf gegen dasselbe beginnen zu können. Ebensowenig will es der Absolutismus Wort haben, daß er dem „eigentlichen" Bürgerthum zu nahe trete. Er schiebt darum das erdichtete Phantom eines „ächten" Bürgerthumes unter, welches als eine Art städtisches Bauernthum lediglich Ruhe und Beharren im politischen und socialen Leben darstellen soll, in der That aber gar nicht existirt. Diesem sogenannten „ächten" Bürgerthum wollen die Männer der politischen Erstarrung um so geflissentlicher befreundet seyn, als sie damit das Gehässige einer Polemik gegen das wirkliche Bürgerthum als die entscheidende Macht der berechtigten socialen Bewegung von sich abzuwenden wähnen. Daraus erkennen wir aber erst vollauf, wie groß die bürgerliche Hegemonie in der modernen Welt seyn muß, da alle wenigstens vermeiden möchten, sich an dem Namen des Bürgerthumes zu vergreifen!

Der Grund zu der gegenwärtigen imposanten Stellung des Bürgerthumes wurde merkwürdiger Weise in der Zeit gelegt, wo der Wohlstand des mittelalterlichen Städtewesens, die alte

Blüthe von Gewerb und Handel bereits zu sinken begann. Ich meine die Reformationszeit. Diese ungeheure kirchlich-sociale Krisis hat für das geistige Uebergewicht des deutschen Bürgerthums auf Jahrhunderte dieselbe Bedeutung gehabt wie sie die nicht minder riesige industrielle Krisis der modernen Maschinenerfindungen für das materielle Uebergewicht desselben haben wird. In diesen beiden Erscheinungen, die für uns durchaus nicht so heterogen sind als es manchem bedünken mag, zeigt sich aufs wunderbarste die Kraft der socialen Bewegung im Bürgerthume. In den Reformationskämpfen rang sich der bürgerliche Geist zur Autonomie auf im kirchlichen und wissenschaftlichen Leben. Dieses einseitige spiritualistische Vorwärtsdringen erzeugte einen Gegenschlag, der auf die materielle Existenz zurückfiel: der dreißigjährige Krieg vernichtete den bürgerlichen Wohlstand, und die arme und armselige Zeit nach demselben schuf aus dem stolzen mittelalterlichen Handwerker und Kaufmann — den demüthigen deutschen Philister. Aber die große Reformation der modernen Industrie wird auch dem bürgerlichen Gewerb die verlorene Autonomie wieder gewinnen, sie wird ein neues sociales Gebilde des Bürgerthumes nicht minder erzeugen, wie die kirchliche Reformation vor dreihundert Jahren ein solches erzeugt hat.

Nur bei den germanischen Völkerfamilien im europäischen Nordwesten existirt noch ein vollwichtiger, geschlossener Bürgerstand, und nur diese germanischen Völker haben die kirchlichen Reformationskämpfe nach ihrer ganzen Tiefe durchgefochten.

Schon bei den Vorspielen der Reformation war es das deutsche Bürgerthum, welches die Kraft der geistigen Bewegung für sich erprobte. Der Historiker Heinr. Rückert sagt in seinen „Annalen der deutschen Geschichte“: „Es war etwas Bürgerliches in all den deutschen Mystikern seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, aber der von allen Schlacken gereinigte, tiefste Gehalt dieses bürgerlichen Geistes. Nichts mehr von dem phantastischen Schwunge der ritterlichen geistlichen Poesie,

dafür aber desto mehr Zurückgehen auf die Wirklichkeit in den innerlichsten Zuständen des Menschen, über welche dort eine Art von religiösem Rausche hinweggeführt hatte, und das Bemühen, sich nicht bloß augenblicklich über sich selbst zu erheben, sondern das Christenthum als ein stets wirkendes Lebensprincip eins mit ihnen zu machen, und eine Gesinnungserneuerung hervorzubringen, aus welcher dann die Bethätigung dieses neuen Geistes im Leben von selbst folgte. Dieses große, ächt praktische Element war der Grund, warum die Richtung in der Nation fortwährend größeren Anklang fand ....."

Das Eindringen der classischen Literatur-Studien, welches der Reformation die Wege ebnete, fand seine obersten Vertreter im Bürgerstande. Die satirischen Vorboten der großen Bewegung, Sebastian Brandt, Heinrich von Alkmar, Thomas Murner u. a., stellen eine ganz entschieden sociale Agitation aus dem Schooße des Bürgerthumes dar.

Deutsche Reichsstädte waren es, welche die Reformation unter den Ersten in bürgerlicher Kühnheit und mit bürgerlichem Trotz in Schutz nahmen.

Luther selber in seiner dualistischen Natur ist ein wahres Urbild eines deutschen Bürgers. Der Drang, eine verrottete Welt aus ihren Angeln zu heben und zugleich das Bewußtseyn, daß nur in dem Anklammern an das Beharrende und Bestehende die wilden Schwarmgeister gebannt werden könnten, kämpfte unablässig in seiner Brust. Daher so manche Widersprüche in seinem Leben, die nicht aus mattherzigem Verzagen, sondern aus der Tiefe des Kampfes selber quollen. Es sind die Widersprüche des deutschen Bürgerthumes.

„Warum thut man nicht, wie im Volke Israel geschah, da nur Einer König blieb? Seinen Brüdern gab man etwas, und ließ sie den andern im Volke gleich seyn. Müssen's denn alle Fürsten und Edle bleiben, die fürstlich und edel geboren sind? Was schadet es, ein Fürst nehme eine Bürgerin und ließe ihm begnügen an eines Bürgers Gut? Wiederum eine edle

Magd nehme auch einen Bürger? Es wird doch die Länge nicht tragen, daß eitel Adel mit Adel heirathe. Ob wir vor der Welt ungleich sind, so sind wir doch vor Gott alle gleich, Adams Kinder, Gottes Creatur, und ist je ein Mensch des andern werth." Liegt in diesen Worten Luthers nicht bereits der ganze ausgleichende und sociale Universalismus modern bürgerlicher Weltanschauung ausgesprochen? Man hat in diesen Tagen in einem deutschen protestantischen Staate eine Zusammenstellung social und politisch radicaler Stellen aus Luthers Schriften polizeilich confiscirt. Eben so gut könnte aber auch eine demokratische Regierung eine Blumenlese von Aussprüchen aus des Reformators Werken confisciren, weil sie zu „reactionär" seyen. Das ist nicht bloß Luthers, sondern des ganzen deutschen Bürgerthumes zwiespältige Natur.

Neuere Schriftsteller haben mit Recht hervorgehoben, wie die erschütternden Erfolge Luthers aufs engste damit zusammenhingen, daß er seine Predigt an das deutsche Volk gerichtet habe. Allein ein Volksthum im modernen Sinne bestand damals noch nicht. Durch seine Stellung inmitten des Bürgerthumes ist Luther erst in zweiter Linie volksthümlich geworden. Die damaligen Bauern wußten bekanntlich dem socialen Demagogen und Wühler Karlstadt viel mehr Geschmack abzugewinnen, als dem bürgerlichen Reformator Luther. Karlstadt und Luther verhalten sich in socialem Betracht zu einander wie die Ausgleichungswuth des vierten Standes zu den versöhnenden und vermittelnden gesellschaftlichen Tendenzen des Bürgerthumes.

Jener oberste sittliche Grundsatz des Protestantismus, der den Kampf um die Gottseligkeit von dem Felde der äußeren Werke in die Tiefen des inwendigen Menschen zurückversetzt, entspricht dem Geiste des Bürgerthumes, welchem das Ringen nach Erwerb höhere Kraft und mächtigeren Reiz birgt als der Besitz des Erworbenen selber. Die katholische Kirche besitzt — aristokratisch — ein liegendes, in seinem Grundstock unveräußerliches Capital von Gnadenmitteln, der Protestantismus kennt —

bürgerlich — nur das Ringen nach dem Erwerb der Gnade durch den Glauben, und seine Dogmatik gibt der Kirche nirgends einen rechtlichen Besitztitel für das feste, ruhende Capital eines eigentlichen Gnadenschatzes.

Gerade dieser bürgerlichen Richtung im Protestantismus konnte sich auch der Katholicismus auf die Dauer nicht entziehen, er ist in Messe und Predigt und allerlei andern Cultusformen, in der Zugänglichkeit der verdeutschten heiligen Schrift für die ganze Gemeinde und in vielen weiteren Stücken bürgerlicher geworden, während hier früher der priesterlich aristokratische Charakter vorwaltete. Darin zeigt sich eine der entscheidenden socialen Consequenzen der Reformation.

Der protestantische Cultus, der Kirchenbau und was damit zusammenhängt, ist bis zum Uebermaß bürgerlich, d. h. schlicht, nüchtern, verständig, praktisch, aber auch ungemüthlich und poesielos. Ganz ebenso zeichneten wir oben die neuere Bürgersitte. Der Prunk der katholischen Kirchengebräuche läßt sich bald als aristokratisch, bald als volksthümlich bäuerisch bezeichnen. Die Bauern katholischer Landstriche schmücken ihre Kirchen und Heiligenhäuschen in der Regel weit lebhafter aus als selbst die reichsten städtischen Gemeinden. Das ist eine ganz natürliche Consequenz ihrer bunten Röcke und ihrer riesenmäßigen Hochzeitschmäuse.

Der protestantische Choral in schwerem Gleichschritt, ernst, schmucklos, in den einfachsten Urformen der Melodie und Harmonie sich bewegend, dabei aber von der ganzen Gemeinde gesungen, ist bürgerlichen Gepräges. Die katholischen Kirchengesänge sind dagegen entweder vorwiegend contrapunktisch-aristokratisch, oder bei den allgemeinen Chorgesängen an das bewegliche Volkslied, an den sinnig gemüthlichen Bauerngesang anschließend. Es ist eine interessante sociale Erscheinung, daß der Protestantismus das eigentliche neuere Volkslied, das Bauernlied, welches die Naivetät des religiösen Gefühles oft so ergreifend ausspricht, von seinem Cultus strenge fern gehalten hat.

Ohne Luthers deutsche Bibel, ohne die durch dieses Werk hervorgerufene Feststellung einer allgemein deutschen Sprechart und Schreibart wäre der moderne Universalismus des Bürgerthums gar nicht möglich gewesen. Denn seine oberste Voraussetzung ist die, daß die Scheidungen der Stände gekreuzt werden durch die große Querlinie, welche lediglich eine gebildete und eine ungebildete Gesellschaft abtheilt. Diese „gebildete Gesellschaft" ist aber im Gegensatz zur gelehrten Welt nur möglich geworden durch Luthers Centralisirung der deutschen Schriftsprache.

Man hat aber die Reformation in neuerer Zeit häufig genug, ganz im Gegensatze zu unserer Ausführung, als den wahren Ruin des deutschen Bürgerthumes hingestellt. Es wird niemand läugnen, daß in Folge des religiösen Zwiespaltes und der daraus hervorgegangenen Bürgerkriege der Wohlstand der deutschen Städte fast gänzlich zerstört worden ist, daß in der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege auch aller geistige Aufschwung gebrochen erscheint, und der lederne deutsche Philister neben dem ächten Bürger Platz gewinnt. Und dennoch ist seit der Reformation die ideelle Macht des Bürgerthumes gegenüber den andern Ständen stätig gewachsen, in dem Maße gewachsen daß viele heutzutage mit einem Scheine von Recht der Ansicht sind, es gebe gar keinen andern berechtigten Stand mehr als den Bürgerstand. Dergleichen zu behaupten, wäre im Mittelalter, wo das Bürgerthum angeblich in höherer Blüthe gestanden haben soll, barer Wahnsinn gewesen. Das Bürgerthum mußte freilich auch seinen Theil von der allgemeinen socialen Erschlaffung des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hinnehmen, allein auch diese allgemeine Erschlaffung darf vom weltgeschichtlichen Standpunkte nur als ein rasch vorübergegangenes Zwischenspiel angesehen werden. In der Reformation, als in der eigensten That des deutschen Bürgergeistes, ist demselben erst recht seine neue Sendung in der gesellschaftlichen Welt aufgegangen, nämlich die entscheidende Macht der socialen Bewegung zu seyn. Und in

der Erkenntniß und Erfassung dieses Berufes war der Keim einer neuen vorher nicht geahnten socialen Machtvollkommenheit des Bürgerthumes gegeben.

Der Bürgerstand der Perücken- und Zopfzeit erscheint freilich in keinem besonders vortheilhaften Lichte, wenn man ihn für sich allein betrachtet. Er hebt sich aber um so glänzender ab, wenn man ihn mit der gleichzeitigen Gesunkenheit der höheren Stände zusammenhält. Gerade in diesen trübseligen Tagen bewährte sich das conservative Element, welches namentlich dem kleineren Gewerbstande einwohnt. Er blieb wenigstens sittlich conservativ, während die Aristokratie in sittlicher Auflösung unterzugehen drohte. In treuer, stiller Arbeit, im ehrenfesten frommen Familienleben war und blieb der deutsche Handwerker damals national, ob ihm gleich das klare nationale Bewußtseyn erloschen war. Politisch war er eben nicht mehr und nicht minder auf dem Hund wie alle andern Stände. Aber social war er, aus dessen Schooße eben erst die gewaltigste Bewegung hervorgegangen war, in selbiger Zeit fast die einzige erhaltende Macht im Staate, welche verhütete, daß die Gesellschaft nicht in sittlicher Fäulniß auseinanderfiel. Der Bauer war fast noch eine sociale Null. Die unverdrossene zähe Arbeit des kleinen Gewerbes in einer Zeit wo das große in Deutschland beinahe zerstört war, bildet die Brücke zu dem modernen industriellen Aufschwung. Ohne ihre kummervolle Ausdauer würde die rasche Blüthe des modernen Industrialismus nicht möglich gewesen seyn, ohne ihre Pietät für die Reste des alten Innungswesens, in welche erst der Polizeistaat des 19ten Jahrhunderts mit barbarischer Hand eingriff, würde das deutsche Bürgerthum sich heute bereits in ein bürgerliches Proletariat aufgelöst haben.

Das 17te und 18te Jahrhundert zeigte den Sondergeist des deutschen Bürgerstandes inmitten trostloser Gesammtzustände in seiner größten Glorie. Daß uns heute noch die Begriffe des „bürgerlichen" und des „ehrbaren" als sehr nahe verwandt, wohl gar als identisch gelten, datirt von daher. In Frankreich, wo

gerade in jenen Jahrhunderten das große Werk der Centralisation vollzogen wurde, wo der Kleinbürger nicht die Kraft hatte sich angesichts der nivellirenden Sittenverderbniß in seine Sonderthümlichkeit einzuspinnen, wo das Städtewesen gleichbedeutend wurde mit dem Wesen der einen großen Hauptstadt, nahm der Bürger auch viel mehr Gutes und Böses der höhern Stände zu sich herüber. In Deutschland braucht man einen Schuster oder Schneider auch nur von hinten zu sehen, so steht es ihm doch schon auf dem Rücken geschrieben, daß er ein Schuster oder Schneider ist. In Paris soll das nicht der Fall seyn. Aber wir beneiden den französischen Bürger nicht um diese allgemeine Glätte der äußern Haltung und Manier. Denn diesem deutschen Schuster, dem seine Schusterschaft sogar auf dem Rücken lesbar geschrieben steht, stehet auch das gute Vorurtheil daneben geschrieben, daß er ein ehrbarer, ganzer Schuster sey, und kein Windbeutel.

Ein französischer Schriftsteller, Charles Nodier, zeichnet für die sociale Verderbniß von Paris, wo der bürgerliche Sondergeist keine rettende Macht mehr ist, wo die politische Centralisation die guten Elemente so innig mit den schlechten zusammengeschmolzen hat, daß auch das ursprüngliche Gute vergiftet werden muß, eine furchtbar ernste Parallele:

„Sobald eine ungeheure Stadt alle Verirrungen des Menschengeistes, alle Thorheiten der falschen Politik, die Verachtung der heiligen Wahrheiten, die Wuth schimmernder Neuerungen, den nackten Egoismus und mehr Sophisten, Dichter und Seiltänzer vereinigt, als für zehn verdorbene Generationen hinreichte, dann wird sie nothwendig die unbedingte Königin der Städte. Rom hatte bei den häufigen Einbrüchen des Nordens seine Consuln, seinen Senat, seine Redner, seine Kriege rnicht mehr, es stellte den Barbaren nur noch Schauspieler, Freudenmädchen und Gladiatoren entgegen, die schmachvollen Reste einer übertriebenen und entsittlichten Civilisation, die aus allen Mistpfützen hervortrat, und Rom blieb die Hauptstadt der Welt!“

So viele studirte Leute, die, von ihrer eigenen Abstraction geblendet, in der Wirklichkeit nur noch eine nivellirte Gesellschaft vorhanden finden, von all dem Corporationstrieb aber, dem Sondergeist, dessen Spuren wir so emsig aufsuchen, keinen nennenswerthen Rest mehr wahrnehmen, möchten wir doch nur ganz einfach an ihre Studentenjahre erinnern. Die deutschen Universitäten sind eines der merkwürdigsten Denkmale historischer „Gliederung der Gesellschaft.“ In ihnen webt der alte Geist jenes deutschen Bürgerthumes, welches sich in dem engeren Banne der Corporation erst recht stark und frei weiß. Der Student, wenn er zur Hochschule kommt, hat nichts eiligeres zu thun, als sich nach streng geschiedenen Körperschaften, in Burschenschaften, Landsmannschaften rc. zu sondern. Er thut dieß nicht um irgend einer Reaction willen, sondern kraft seiner akademischen Freiheit und zur vollsten Ausbeutung derselben. Die Naivetät des jugendlichen Geistes sucht die sociale Gliederung auf, das abgelebte Alter zerfließt in der Allgemeinheit. Den Studenten, der keiner besondern Körperschaft angehören, der nur als Student in abstracto leben will, nennt die sinnreiche deutsche Burschensprache ein „Kameel.“ Sie verbindet mit diesem nicht schmeichelhaften Titel vorab den Begriff des altklugen, ledernen Egoismus, der eine kahle Allgemeinheit nur darum ausschließlich gelten lassen möchte, damit er sich recht ungestört in seine persönlichen Privatneigungen einpuppen kann. Solche sociale Kameele sind nun auch jene „allgemeinen Staatsbürger,“ welche bei sich fertig geworden sind mit allen geschichtlichen Gliederungen und berechtigten Besonderheiten der Gesellschaft.

Die unschätzbare Gesammteinrichtung des deutschen Universitätswesens ist überhaupt nichts anderes als ein Ausfluß des bürgerlichen Corporationsgeistes im Mittelalter. Eine höchst freisinnige und eine höchst conservative Einrichtung zu gleicher Zeit, eine praktische Formulirung des ständischen Sondertriebes, und doch eben darum die feste Burg einer über alle Standesgliederung hinausgehenden freien Wissenschaftlichkeit!

In Deutschland, wo jedem Schuster seine Schusterschaft auf dem Rücken geschrieben steht, wurde Jakob Böhme geboren, der Fürst aller Schuster, der philosophus teutonicus, Hans Sachs, „Schuhmacher und Poet dazu,“ Winckelmann, des armen Schusters von Stendal Sohn. Und Goethe, das Frankfurter Bürgerkind, achtete es seiner Dichterherrlichkeit nicht zu gering, den Reimen des alten Nürnberger Poeten und Schuhmachers, sie nachbildend, erneuten Glanz zu schaffen. Nur Völker, bei denen das Bürgerthum sich so ständisch ausgeprägt erhielt, wie bei den Deutschen und Engländern, haben in der Uebergangsperiode vom Mittelalter zur modernen Zeit drei so wunderbare Genies als wildwüchsige Natursöhne dieses Bürgerthumes besitzen können, wie das Kleeblatt: Luther, Shakespeare und Jakob Böhme.

Der ganze Aufschwung der deutschen Nationalliteratur im 18ten Jahrhundert ist durchdrungen und getragen von bürgerlichem Geiste. Es ist die bewegende, vorwärts treibende, nivellirende Charakterseite des deutschen Bürgers, die hier in einseitig ursprünglicher Gewalt zu Tage bricht. Die Franzosen haben sich die Anerkennung des dritten Standes mit dem Schwerte des Bürgerkrieges und der Revolution erfochten, wir haben uns dieselbe erschrieben und ersungen. Und unmittelbar an den socialen Sieg des deutschen Bürgerthums, das man bereits versunken und todt gesagt, an seinen Sieg durch die Reformation der Kirche, der Kunst und der Wissenschaft, knüpft sich der neue Anlauf des modernen Industrialismus, dessen sociale Folgen noch keiner absehen kann.

Jene Zweiglinie der streng katholisch-conservativen Richtung, welche für die Erneuerung des alten Glanzes ihrer Kirche auch die Restauration des mittelalterlichen Ständewesens fordert, durchschaute am frühesten die sociale Folgereihe der bezeichneten Geisteskämpfe. Sie verdammte die ganze Entwickelungsgeschichte des Bürgerthumes seit dem 16ten Jahrhundert als eine Thatsache des Protestantismus. Unsere ganze neuere Nationalliteratur, Lessing, Klopstock, Herder, Goethe, Schiller, war ihr zu

„protestantisch," und sie faßte dieses Wort nicht bloß in seiner religiösen, sondern auch in seiner socialen Bedeutung. Der Cultus des Genius, welcher sich an jene großen Namen heftete, mußte dieser Richtung ein Gräuel seyn, denn sie fühlte wohl heraus, daß die neuere Nationalliteratur der Zertrümmerung der alten Stände eben so gut in die Hände gearbeitet hatte, als dieß die Revolution gethan. Es ist oft genug hervorgehoben und bis ins Einzelste durchgeführt worden, wie gerade die Helden unseres classischen Schriftthums sich nicht frei machen konnten von weltbürgerlicher Schwärmerei, und ob sie gleich ihre Nation warm im Herzen trugen, doch das Nationalitätsbewußtseyn vorwiegend als hemmende Fessel und Schranke ansahen auf dem Pfade der allgemeinen Humanität. Man legte mit philologischer Pedanterie den modern nationalen Maßstab an die Worte Lessing's, Herder's, Goethe's, und die alten Meister bestanden schlecht in diesem Examen. Hätte aber die gleiche Pedanterie obendrein unsern Standpunkt einer geschichtlichen Organisation der Gesellschaft zum Maßstabe für die Beurtheilung jener Literaturfürsten genommen, so würden dieselben vollends gar nicht bestanden haben. Die streng katholische Seite fühlt recht gut, daß Schiller und Goethe weit gefährlichere Träger und Verbreiter des protestantisch-bürgerlichen Geistes waren als ganze Dutzende berühmter Theologen. Denn die Totalität des modernen Geistes, insofern er in Gegensatz zu dem Mittelalter tritt, ist ihr gleichbedeutend mit dem protestantischen Geiste. Sie fühlt, daß Schiller's und Goethe's weltbürgerliche Philanthropie, der alle gesellschaftlichen Unterschiede überbrückende, dichterische und philosophische Universalismus dieser Poeten der gebildeten Schicht des Bürgerthumes erst recht das Bewußtseyn geweckt hat, daß es die Macht der socialen Bewegung sey. Täuschen wir uns nicht: diese Dichterfürsten waren die Apostel des in seinem Bewegungs- und Ausgleichungsdrange mächtigen Bürgerthumes, ja wohl noch mehr: die Propheten des vierten Standes!

Der deutsche Bürger ist einer politischen und socialen Schwärmerei, die sich ihm als System, als Theorie aufdrängt, unzugänglich, aber in Versen mag er gerne mitschwärmen für Weltbürgerthum und Aufhebung aller Standesunterschiede, für den nackten Menschen; und der stockreactionäre Philister, der in der Praxis alle Freiheit und Gleichheit zum Teufel wünscht, klatscht sich die Hände wund, wenn Don Juan singt: „hier gilt kein Stand, kein Name" und dann das Tutti in hell schmetternden Trompetentönen aufjubelt: „Hoch soll die Freiheit leben!"

Sind aber die edelsten Geister der Nation wirklich Apostel des Bürgerthumes als des Standes der reformatorischen socialen Bewegung, ja wohl gar Propheten des vierten Standes gewesen, dann ist uns dieß eben nur eine Bürgschaft mehr für die innere Berechtigung dieser bewegenden Mächte neben denen des Beharrens, und wenn etwa der vierte Stand dermalen noch im Schlamm der Zerfahrenheit und Nichtsnutzigkeit steckt, so sind wir darum so wenig befugt ihm seine Zukunft abzusprechen, als wir's dem Bürgerthum werden absprechen können, daß ihm die Gegenwart gehört.

Zweites Capitel.

Der sociale Philister.

Eine eigenthümliche sociale Krankheitsform ist in dem modernen Bürgerstande zum Ausbruch und zu wahrhaft epidemischer Verbreitung gekommen. Es ist der Stumpfsinn gegen jegliches sociale Interesse, die gewissenlose Gleichgültigkeit gegen alles öffentliche Leben überhaupt. Ein großer Theil des modernen Bürgerstandes ist förmlich ausgeschieden aus der Gesellschaft, der Einzelne zieht sich in die vier Wände seiner Privatexistenz zurück. Die Lebensäußerungen des Staates und der Gesellschaft wecken nur noch insoweit seine Theilnahme, als ihm ein persönlicher Vortheil dabei ins Auge springt, als sie ihm Stoff zur Unterhaltung oder wohl gar Anlaß zu gelegentlicher Renommage bieten. Man faßt diese ganze große Sippe unter dem Namen der Philister zusammen.

Der politische Philister fällt keinem einzelnen Stande besonders zu, er stellt sich dar als eine Entartung des Staatsbürgers, nicht des Gesellschaftsbürgers; der sociale Philister dagegen gehört wesentlich dem Bürgerstande an. Wenn das gesunde Bürgerthum gerade durch die in ihm stets flüssigen Gegensätze des Sondergeistes und Einigungstriebes, eines aristokratischen und

demokratischen Princips, erst recht sein originelles Gepräge erhält und zur Macht der socialen Bewegung wird, dann heben sich diese Gegensätze im Philister zur Indifferenz auf, und er repräsentirt uns die sociale Stagnation. Auch im Philisterthum freilich ist Leben und Bewegung, aber es ist jenes schauerliche Leben, welches in dem verwesenden Leichnam gährt und wühlt.

Der Philister erkennt wohl auch gleich uns in dem Bürgerstande den „Mittelstand", aber nicht, weil er in ihm den bewegenden Mittelpunkt gefunden, darin alle Radien des gesellschaftlichen Lebens zusammenlaufen, sondern weil sein Bürgerthum der Ausbund socialer Mittelschlechtigkeit ist, ein nichtsnutziges, lauwarmes triste-milieu.

Nicht der ökonomisch zerrüttete Bürger wird am leichtesten zum Philister; das Philisterthum setzt eher ein gewisses Wohlbefinden, und sey es auch nur ein ganz erbärmlich kleinliches, voraus; es ist ein ins Kraut geschossenes Bürgerthum, von seiner Idee abgefallen, aber in seinen Aeußerlichkeiten um so üppiger fort vegetirend:

„Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben."

Hier zeigt sich sogleich ein merkwürdiger Gegensatz zwischen Bauernthum, Aristokratie und Bürgerthum. Der in der Selbstgenügsamkeit seines äußerlichen Standesbewußtseyns entartete Baron verjunkert, der Bauer verhärtet zu einem knorzigen Stockbauer, d. h. beide bleiben in dem Extrem ständischer Abgeschlossenheit stecken. Der zum Philister verkrüppelte Bürger dagegen verliert alles ständische Gemeinbewußtseyn, und der völlige sociale Indifferentismus ist es gerade, was ihn zumeist charakterisirt. Dem verjunkerten Edelmann würde nicht der Philister, sondern der Spießbürger entsprechen, welcher sich als der in städtischer Einseitigkeit eingeschrumpfte Bürger darstellt. Und dieß ist wiederum ein bemerkenswerther Unterschied der alten und neuen Zeit, daß vordem der Spießbürger vorherrschend der entartete Bürger gewesen ist, während jetzt der Philister den Spießbürger

großentheils verdrängt hat. Der socialistisch-communistische Proletarier und der Philister arbeiten gleicherweise an der Auflösung der gegliederten Gesellschaft: der eine indem er angreifend verfährt, der andere indem er in stumpfer Gleichgültigkeit diese Angriffe geschehen läßt; jener demonstrirt uns die geschichtliche Gesellschaft theoretisch weg, dieser steckt wie der Vogel Strauß den Kopf in die Ecke, und glaubt dann, es gebe keine historische Gesellschaft mehr.

Der Philister ist ein betrogener Betrüger, der Gefoppte und Geprellte aller Parteien, ohne daß er selber dieses merkt. Ein sociales Glaubensbekenntniß besitzt er so wenig als ein politisches, er hält es immer mit derjenigen Richtung, welche das für den Augenblick bequemste Bekenntniß formulirt hat. Darum verfälscht er allen Maßstab für die wirkliche Bedeutung der Parteien. Seit der Philister eine förmliche sociale Gruppe bildet, ist der Begriff der „öffentlichen Meinung" eine unpraktische Abstraction geworden. Denn wo der Philister den Ansatz zur Bildung einer Majorität wahrnimmt, da tritt er sofort gedankenlos hinzu und erweckt, da er sich überall den Massen nachdrängt, vorweg den Verdacht, daß die Stimme der Massen die Stimme der Unvernunft sey. So hat der Philister auch in künstlerischen und literarischen Dingen den Gedanken eines urtheilenden und richtenden „Publikums" zu einer grundverderblichen Fiction werden lassen. Es brauchen nur ein paar vorwitzige Bursche recht lauten Beifall zu spenden, gleich läuft ein ganzes Rudel von Philistern als hundertfältiges Echo hintendrein.

Einzelne Philister hat es gegeben seit es einen Staat und eine Gesellschaft gibt, aber das Philisterthum als eigene, umfassende sociale Gruppe ist eine durchaus moderne Erscheinung. Dem Geiste des classischen Alterthumes würde es entsprochen haben, den Philister mit Verbannung und bürgerlichem Tode zu bestrafen. Es ist ein trauriges Zeichen von der inneren Hohlheit des modernen Polizei- und Beamtenstaates, daß derselbe die Gesellschafts- und Staatsgefährlichkeit des Philisters gar nicht

erkennt, oder, wo dieß geschehen sollte, demselben durchaus nicht beizukommen weiß. Der Grundgedanke des Philisterthums ist eine tiefe politische Unsittlichkeit, welche Staat und Gesellschaft langsam vergiftet, und doch kann zugleich der Philister nach polizeistaatlicher Auffassung der politisch, d. h. polizeilich, loyalste Bürger seyn. Welch erschreckender Widerspruch! Politisch und social nichts zu thun und nichts zu seyn ist kein Verbrechen, sondern eine Tugend im modernen Staate! Aber man übersehe doch auch nicht: dieser Zug in der Physiognomie des modernen Staates ist der wahrhaft hippokratische, der todverkündende. Wir haben schon bei den Bauern wahrgenommen, wie unsere Regierungen fast nur verneinend und austilgend einzugreifen wissen in das sociale Leben, nicht aber positiv aus dem Individuellen entwickelnd und weiterbildend. Dem socialen Philister, welcher der Gesellschaft gefährlicher ist als der communistische Proletarier, kann man nicht mit Haussuchungen, Ausweisungen, und Arretirungen zu Leibe gehen, man kann nur mittelbar durch Schutz und Hegung eines kräftigen und gesunden Corporationsgeistes im Bürgerthume das Aussterben dieser Gruppe des entarteten Bürgerthumes anbahnen. Hier aber stoßen wir zum andernmale auf einen Widerspruch: der Polizei- und Beamtenstaat möchte recht gern einen Rückhalt in den socialen Mächten gewinnen, und dennoch fürchtet er sich zugleich vor denselben! Er will durchaus nur schwache Bundesgenossen, aber ein schwacher Bundesgenosse ist hier nichts anderes als — ein Gegner.

Die prächtige sprachliche Bezeichnung des „Philisters" haben wir dem Burschenleben zu danken. Was dem Burschen das „Kameel" im engeren Kreise des Studententhums, das ist ihm der Philister in dem weiteren Bering der ganzen Gesellschaft. Im Uebermuth des Corporationsgeistes erkennt der Student gleichsam nur die Hochschule und was dazu gehört, als die berechtigte Gesellschaft an. Alles was draußen steht, ist Philister. So sollen der bürgerlichen Gesellschaft selber alle die, welche draußen stehen, weil sie in dem Egoismus ihres Privatlebens

keinen Raum mehr übrig haben für das sociale Leben, Philister heißen. Nach dieser Herkunft trifft das Wort im Doppelsinne, es trifft wie eine Peitsche; denn es zeichnet den Philister als den wirklichen und verdienten Paria der Gesellschaft. Keiner socialen Erscheinung hat sich gegenwärtig der Humor so eifrig bemächtigt als des Philisters. Die in dem Sonderthum ihres Standes versteiften Edelleute, Bürger und Bauern, die zopfigen Bürgermeister sammt Baron Pappendeckel und Pachter Feldkümmel sind längst verbrauchte Carricaturen. Die Carricaturen des Philisterthums dagegen, die Hampelmänner, Staatshämorrhoidarier und Piepmeyer gehören recht eigentlich der modernen Zeit an. Das in Nichtsnutzigkeit entartete Proletariat sämmtlicher Stände ist zu erschreckend ernst für die Satire. Der Philister ist unsere einzige ausgiebige sociale Originalcarricatur. Aber man müßte ihn nicht zu kleinlichem Spaß ausbeuten, sondern zu aristophanischer Verspottung mit großartigem ethischem Hintergrunde. Hampelmann, der auch die höchsten Interessen des öffentlichen Lebens mit der Elle des „baumwollenen und wollenen Waarenhändlers" mißt, dessen ganze sociale Politik im Geldsacke sitzt, der sich über alle Parteien erhaben dünkt, weil alle ihm gleicherweise eine Nase drehen, als das Urbild des bornirten, stumpfsinnigen Egoismus in der philisterhaften Entartung des Bürgerthumes. Piepmeyer, der seine Fühlhörner ausstreckt, um zu beschließen ob er wieder etwas weiter nach rechts oder links rücken solle, als der Ahnherr jener stark verzweigten Linie der Philister, die in regster Theilnahme an allen Aeußerlichkeiten des öffentlichen Lebens nur Stoff für das Bramarbasiren mit ihrer winzigen Person suchen. Das sind lustige Bilder und doch zugleich die schwärzesten Nachtstücke aus unseren socialen Zuständen.

Der verdorbene, proletarische Bauer hat seinen Hauptsitz nicht auf den Hofgütern und Weilern, sondern in den großen, stadtähnlichen Dörfern. Der Fundort des zum socialen Philister entarteten Bürgers ist umgekehrt weit weniger in den großen

als in den kleinen, dorfähnlichen Städten. Die Kraft des Bürgerthumes hat sich allezeit mehr im großartigen Zusammenleben und Zusammenwirken, die Kraft des Bauernthumes mehr in der Vereinzelung geltend gemacht. Der Sprachgebrauch nimmt wohl gar einen „Kleinstädter" für gleichbedeutend mit einem Philister. Als die Städtebündnisse des Mittelalters sich aufgelöst hatten, und die großen selbständigen Städte Provincialstädte wurden, war dem Philister eigentlich erst das Land geöffnet. Die vielen halbwüchsigen, zwitterhaften Städte, an denen wir eben so sehr Ueberfluß haben wie an überwüchsigen Dörfern, sind allmählich wahre Brütöfen des Philisterthums geworden. Es ist darum eine erfreuliche Wahrnehmung, daß seit der Auflösung des alten deutschen Reiches die Centralisirung des deutschen Städtewesens so mächtig vorschreitet. Von Jahr zu Jahr verwandeln sich die kleinen in den Ecken gelegenen Landstädte mehr und mehr in wirkliche Dörfer, sie verbauern, sie werden mit der Zeit auch wieder Dörfer heißen. Die großen Städte dagegen nehmen in demselben Maße zu und gewinnen an Selbständigkeit der Physiognomie. Wir haben aus dem vielgliederigen, individualisirten Mittelalter eine Unzahl kleiner Städte geerbt, welche bei den damaligen Zuständen des Bürgerthumes sich ganz gut selbständig hatten behaupten können, aber unser Bürgerthum ist ein ganz anderes geworden und viele dieser kleinen Städte sind trotzdem geblieben. Nun entstanden aber auch noch obendrein in den beiden letzten Jahrhunderten eine Menge künstlicher, durch Fürstenlaune und andere zufällige Motive hervorgerufene Städte, namentlich kleine Residenzen, die den berechtigten größeren Städten viele Lebenselemente eines gesunden Bürgerthumes abführten, ohne doch selber bedeutend genug zu seyn, ein solches neu aus sich zu schaffen. Dieses Unmaß von zersplitternder Individualisirung des Städtewesens hatte im vorigen Jahrhundert in Deutschland seinen Höhepunkt erreicht. Die kleinen Residenzen haben sich seitdem von etlichen Hunderten wieder auf etliche Dutzend verringert. In den Jahren von 1803—1817

wurde eine große Zahl von Städtegerechtsamen, die in früherer Zeit wahrhaft gewissenlos verliehen worden waren, wieder aufgehoben, und die Duodez-Städtchen, welche oft genug keine 500 Einwohner zählten, wieder in Dörfer verwandelt. Der Verfasser kennt viele solcher erst seit jener Zeit degradirte Städte, und hat die Umwandlung in Bauerndörfer bereits überall wieder so gründlich durchgeführt gefunden, daß auch fast nirgends mehr die Physiognomie des Ortes, Sitte und Beschäftigung der Bewohner die ehemalige Stadt errathen läßt. Ein Beweis wie heilsam und gerechtfertigt die Umwandlung war. Dagegen kann man auch in Gegenden, wo bei den kleinsten Nestern der alte Städtecharakter aufrecht erhalten wurde, — wie z. B. in Kurhessen — sich anschaulich genug von der socialen Gefährlichkeit einer solchen Zwitterexistenz überzeugen.

Die deutschen Kleinstaaten sind es vorzugsweise, welche sich durch den Ueberfluß an kleinen und den Mangel an großen Städten auszeichnen. Darum kennt man in vielen dieser Ländchen kaum ein Bürgerthum im vollen, stolzen Sinne des Wortes, desto besser aber das Philisterthum. Namentlich ist es hier eine der verkehrtesten Maßregeln gewesen, durch Gründung recht zahlreicher Sitze von Staatsbehörden in den bauernmäßigen kleinen Städten diesen einen gewissen politischen Charakter und dadurch eine erkünstelte Bedeutung zu schaffen. Nirgends wächst der Zopf des Philisterthums länger als in solchen Beamtenstädtchen, nirgends ist der Büreaukratie, der geschworenen Gegnerin eines freien, großen und selbständigen Bürgerthumes, eine wärmere Hegungsstätte bereitet worden. Dieser Decentralisirung des Städtewesens in kleinen Ländern mag wohl oft die Eitelkeit zu Grunde gelegen haben, durch die möglichst große Zahl selbständig individualisirter Städte dem Lande den Schein eines größeren Staates zu geben, wie etwa, wenn man die Quadratmeilen immer kleiner annahm, damit allmählich in friedlicher Eroberung der Flächenraum des Landes zu immer größerer Quadratmeilenzahl sich ausrecken möge. Aber solche Eitelkeit

strafte sich hart, denn in der Stunde der Gefahr zeigte es sich, daß nur noch die auseinanderfallenden äußersten Stände vorhanden waren, und nicht mehr der verbindende Mittelstand.

Eine eigene Geschichte der Entstehung und Durchbildung des socialen Philisterthums in den letzten drei Jahrhunderten würde äußerst lehrreich seyn. Die Staatsgewalt wußte alle diejenigen bürgerlichen Corporationsrechte illusorisch zu machen, welche eine selbständigere Lebensregung des Standes voraussetzten. Dagegen ließ man wohlweislich all den äußerlichen Schnack des Corporationswesens bestehen, der nur dienen konnte dasselbe lächerlich und lästig zu machen. Der Zopf an den Zünften hat sich z. B. noch lange ungestört sein Recht behauptet, während der tüchtige selbständige Geist der Innungen längst von Staatswegen ausgetrieben worden war. An manchen Orten dauerten die liederlichen Zunftschmäuse länger als die Zünfte selber. Die centralisirende Staatsgewalt glaubte abstracte Unterthanen schaffen zu können, und schuf doch lediglich höchst concrete Philister. Der sociale Beruf des guten Staatsbürgers sollte darin bestehen, die Gesellschaft zu vergessen. Indem die Behörden bald alle freie sociale Bewegung niederschlugen, bald wieder, wo es zweckdienlich erschien, auf einen kurzen Augenblick zu derselben kitzelten und anspornten, lockten sie recht wie mit künstlichen Reizmitteln den socialen Philister hervor. Er ist in seinem halbschlechtigen Indifferentismus, in seiner heimtückischen Charakterlosigkeit recht augenfällig aus der Dressur jener Politik hervorgegangen, die gleichzeitig mit den Füßen spornt und mit den Händen die Zügel zurückzieht. Der Adel, so tief er in dieser Periode der Genesis des Philisterthums gesunken war, wurde im schlimmsten Falle doch zusammengehalten durch den äußeren Kitt von Standesrechten und Standesvorurtheilen. Der Bauer stand als sociale Gruppe der Staatsgewalt ganz indifferent gegenüber. Er hatte nur erst einen socialen Instinct, kein sociales Selbstbewußtseyn, und der Träger dieses Bewußtseyns war und ist seine Sitte. Bei

dem Bürger quillt umgekehrt erst aus dem socialen Bewußtseyn eine eigenthümliche Standessitte hervor. Der aus dem Bürgerthum herausgetriebene Philister konnte sich also noch nicht einmal gleich dem Bauern hinter seine Standessitte verschanzen, denn diese ist bei ihm etwas ganz secundäres. Der Bürger war von allen Ständen am schutzlosesten der nivellirenden Staatsgewalt preisgegeben. Erwägen wir dieß alles, dann wird es uns nicht mehr Wunder nehmen, daß ein so großer Theil des Bürgerstandes zum socialen Philisterthum entartet ist. Erstaunen müssen wir vielmehr, daß überhaupt noch ein ächtes, gesundes Bürgerthum neben den Philistern übriggeblieben, und die hiedurch bewährte sittliche Kraft im Bürgerstande anerkennen.

Es ist eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen des socialen Philisterthums, daß viele Handwerksleute sich ihres Berufes als Arbeiter schämen, daß sie Fabrikanten, Kaufleute u. dgl. seyn wollen, daß sie die Würde ihres Berufes nicht mehr messen nach dem Talente und der Arbeitskraft, sondern nach der Größe des im Geschäft steckenden Capitales. Darin bekundet sich der Abfall des Bürgerthumes von sich selbst. Ihr schimpft den Schneider, wenn ihr ihn einen Schneider nennt. Der sociale Philister in ihm fühlt sich dadurch gekränkt. Er ist ein Kleidermacher, ein Kleiderfabrikant. Er weiß gar nicht mehr, daß das Wort „Schneider" schon seiner Abstammung nach etwas weit höheres bezeichnet als einen Kleidermacher. Der „Schneider" ist der Mann von Genie, der Meister, der den Plan zum Rock entwirft und mit der Scheere zurecht „schneidet", die Gesellen und Lehrjungen dagegen, die das Vorgeschnittene zusammen nähen, sie sind die eigentlichen „Kleidermacher." Aber in aufsteigender Linie schimpft ihr den großstädtischen Schneider selbst dann noch, wenn ihr ihn einen „Kleidermacher" nennt: — er ist Kaufmann, er hält ein „Magazin von Kleidern." So ganz und gar ist hier der alte Stolz auf die Kunstfertigkeit als den höchsten Ruhm des Bürgerthums verloren gegangen, und der Philister schätzt nur noch das Capital im Geschäft, nicht den Beruf als

solchen! Als ob nicht ein ganz anderer Mann dazu gehörte, einen Rock eigenhändig zu machen, als gefertigte Röcke zum Verkaufe auszubieten, was doch der letzte Tröbeljude gemeiniglich am allerbesten versteht! Spottnamen für die einzelnen Gewerbe gab es wohl, so lange es Gewerbe gibt, und Meister Geisbock und Pechdrath sind viel älter als der sociale Philister. Aber daß der ächte ehrenhafte Name eines Gewerbes als solcher, wie jetzt z. B. Schneider und Schuster, schier als ein Spottname gilt, dieß ist eines der bedenklichsten Symptome bei der Seuche des socialen Philisterthums.

Aber noch mehr. Der Philister bleibt nicht bloß dabei stehen, den Namen des Berufes zu fälschen, auch in jeglichen Geschäftsbetrieb selber dringt er fälschend und verderbend ein. Ich will ein Exempel für hunderte hervorheben: den Bürger Kaufmann und den Philister Krämer. Es ist noch gar nicht lange her daß der höher Gebildete, wenn er von „mercantilischem Geiste" sprach, an einen Geist der Barbarei dachte, der Talent und Bildung nach Thalern und Groschen abschätzt, und dessen ganze Genialität darin besteht, Waare in Centnern einzukaufen, um sie nach Pfunden wieder auszuwägen. Welch ein Contrast gegen die bürgerlichen Ehren des Kaufmannsberufes in frühern Jahrhunderten! Es ist aber der Philister gewesen, welcher mittlerweile in den deutschen Kaufmann gefahren war, und ihn in der That großentheils zu einem solchen Krämer gemacht, der nichts weiteres nöthig hatte als etwas gesunden Menschenverstand, die vier Species und ein Betriebscapital. Wer viele Tausende im Handel jährlich umsetzt, den nennt man gewöhnlich einen Kaufmann, und wer es nur mit wenigen Hunderten kann, einen Krämer. Das ist eine geistlose Unterscheidung. Es gibt Krämer die einen umfassenden Großhandel treiben, und Kaufleute die nur einen kleinen Kram besitzen. Es kommt lediglich darauf an, ob der sociale Philister in den Kaufmann gefahren ist oder nicht. Der Krämer kauft und verkauft für seinen Vortheil, der Kaufmann thut das nicht minder, aber er sucht seinen

Vortheil nur da, wo dieser zugleich ein Vortheil der Corporation, des Standes, der Nation wird. Er hat ein sociales Interesse sogar im Geschäft. Die jetzt so landläufigen Grundsätze der Freihändler, daß der Kaufmann immer da einkaufen müsse wo er den billigsten Markt finde, daß bei Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhöre 2c., sind Grundsätze der Krämer, nicht der Kaufleute. Es wird dem ächten Kaufmanne gegen das Gewissen laufen aus Privateigennutz den Gewerbfleiß des Auslandes zum Nachtheil der heimischen industriellen Arbeit zu fördern, wie es einem rechtschaffenen Staatsmanne gegen das Gewissen läuft das Interesse des eigenen Landes an ein fremdes Cabinet zu verrathen. Darum fühlt sich aber auch der ächte Kaufmann als Glied einer nationalökonomischen, einer politischen Macht. Gibt es doch Krämer — ich meine Krämer, welche viele Tausende jährlich umsetzen — die ihre Standesehre, ihren kaufmännischen Aristokratismus dadurch gekitzelt fühlen, daß sie *nur* ausländische Artikel feilbieten. Ich kenne ein Haus, welches in einer großen deutschen Handelsstadt zu den ersten zählt. Dasselbe würde sich schwer beleidigt fühlen, wenn man es mit andern Häusern, die gleich ihm Geschäfte in Luxusartikeln und gewiß von gleichem Belang machen, auf *eine* Rangstufe stellte. Warum? Jenes Haus führt *bloß* englische Waaren, die andern aber haben sich herabgelassen, auch einige deutsche Industrieartikel dazu zu nehmen, und der deutsche Philister bleibt mit dem Staunen der Ehrfurcht vor einem Geschäfte stehen, in welchem alles original englisch ist.

Unsere Proletarier sind bekanntlich nicht gut zu sprechen auf die Kaufleute; reden sie von einseitig unverhältnißmäßiger Anhäufung des Besitzes, dann meinen sie zuerst den Handelsstand. Der Reichthum des großen Kaufmannes, namentlich des Bankiers, däucht ihnen aber nur darum der ungerechteste, weil sie sich den Kaufmann als den socialen Philister par excellence denken, als den Krämer der Großhandel treibt, bei dem also der Aufwand von geistiger Kraft und Thätigkeit in gar keinem

Verhältniß zu dem reichen Erwerb steht, noch der Nutzen, der dem Gemeinwohl, der Gesellschaft, dem Staate, der Nation aus dieser nur privatim gesegneten Thätigkeit zufließt. Wir haben niemals den garstigen Neid der Proletarier gegen die „Geldsäcke" gebilligt, aber man möge doch auch nicht vergessen, daß der Scharfblick der hungernden Armuth hier den Egoismus des socialen Philisters erschaut hat, und daß jener verwerfliche Haß mindestens von den Krämern, welche sich den Großhandel anmaßen, provocirt ist.

Vergleicht man die socialen und nationalen Verdienste der meisten unserer sogenannten „ersten Häuser" mit dem Wirken jener alten Handelsfürsten in den italienischen, deutschen und niederländischen Handelsstädten, dann merkt man erst wie tief sich in der Zopfzeit der sociale Philister in unsern Kaufmannsstand eingewühlt hat. Die Gunst jener alten Kaufleute, wo sie sich der Kunst und Wissenschaft zuwandte, ward zu einem Ehrenzeichen für dieselbe; wenn dagegen der moderne reiche Krämer Talent und Bildung „protegirt," beleidigt er durch seine Gönnerschaft.

In alten Zeiten war in den meisten deutschen Städten eine strenge Scheidung festgehalten zwischen den Kaufleuten und den Krämern. Ein Krämer konnte jeder seyn; die Kaufmannschaft forderte „gelernte Leute." Diese Scheidung war aber schon im vorigen Jahrhundert kaum mehr durchzuführen. Die Begriffe des Kaufmannes und des Krämers waren ja ganz andere geworden. Aus rein geschäftlichen Abstufungen begannen sie in sociale überzugehen. Der erläuternde Name des „Philisters," welcher Gold werth ist, war noch gar nicht entdeckt. Vor siebenzig Jahren hat Justus Möser darauf gedrungen daß man den Unterschied des Kaufmannes von dem Krämer nach Weise der alten Gewerbeordnungen wieder ins Leben führen solle. Er fühlte wohl heraus, wie sehr durch die Verkennung und Mißachtung dieses Gegensatzes der Credit des ganzen Kaufmannstandes gefährdet sey, aber er faßte den Gegensatz als einen

vorwiegend gewerblichen, nicht als einen socialen. Die Kaiserin Maria Theresia wurde dadurch veranlaßt, den Versuch einer streng gewerblichen Scheidung des Kaufmannes und Krämers in ihren Erblanden zu wagen. Wir wissen nicht mit welchem Erfolg. Könnte man freilich den socialen Philister in die Umzäunung einer besonderen Zunft einfangen, dann brauchte sich niemand mehr vor ihm zu fürchten! Denn das Furchtbare an ihm besteht, wie bei dem Proletariate, gerade darin daß er ein wahrer Ueberall und Nirgends ist, den man nur im Begriff, nicht in der leibhaften Wirklichkeit beim Kragen fassen kann.

Das deutsche Philisterthum hat sich sogar einen eigenen Literaturzweig geschaffen, einer großen literar-historischen Gruppe seinen Stempel aufgeprägt. Diese Literatur des Philisterthums blühte in der Zeit von der ersten französischen Revolution bis zu den Befreiungskriegen, also gerade damals wo alles öffentliche Leben in Deutschland so elend darniederlag. Ein Nachfrühling stellte sich in der Restaurationsepoche der zwanziger Jahre ein. Die Kotzebue-Iffland-Lafontaine'sche Schriftstellerei zeigt uns überall den modernen Menschen losgelöst von seinen socialen und politischen Beziehungen, die frivole Ueberhebung einer egoistischen Privatexistenz über den großen Beruf des Staats- und Gesellschaftsbürgers. Es ist der deutsche Philister der aus diesen Werken spricht, und das Philisterthum hat sein Bild jubelnd in ihnen wieder erkannt. Die Rührtragödien, welche der Deutsche den Franzosen abgelernt, aber zu eigenthümlichster Philisterhaftigkeit weiter gebildet hatte, nannte man wahrhaft divinatorisch „bürgerliche" Tragödien. Weil die darin auftretenden Personen nichts sind als nackte private Menschen, galten sie für „bürgerliche" Personen. Was in der Stube spielte statt auf dem Markt, den Schlafrock trug statt der Toga, hieß „bürgerlich!" Ich meine, darin lag wenigstens die Ahnung, daß der sociale Urphilister dem Bürgerthum angehöre. Es war der zuerst im Aesthetischen zum Bewußtseyn gekommene sociale Instinct, welcher den heißen Streit zwischen

der ächt bürgerthümlichen Schiller-Goethe'schen und jener philistrigen Richtung entzündete. Als Goethe am Abend seines Lebens zugab, daß man ihm gleich Blüchern ein Denkmal setzen möge, machte er den gerade für unsere Anschauung so beziehungsreichen Vers darauf:

„Ihr mögt mir immer ungescheut
Gleich Blüchern Denkmal setzen:
Von Franzosen hat er euch befreit,
Ich von Philisternetzen."

Man muß aber nicht glauben, daß die Literatur des Philisterthums mit ihren oben genannten Chorführern abgestorben sey. Sie existirt auch heute noch, nur nicht mehr als eine so festgeschlossene Gruppe. Und das Terrain, welches der Philister auf der Bühne, in Romanen und Almanachen verloren hat, das hat er in der Journalistik reichlich wieder gewonnen. Es ist ein bemerkenswerthes Zusammentreffen, daß just in der Zeit, wo Kotzebue die deutsche Bühne beherrschte, auch der Begriff des „Publicums," nicht mehr als eines genießenden und lernenden, sondern als eines urtheilenden und belehrenden in Umlauf kam. Wir erwähnten schon oben wie eng der Begriff eines kritischen „Publicums" mit dem philisterhaften Geiste der Massen zusammenhängt. Der Philister weiß alles, entscheidet über alles, denn da ihm die sociale Selbstbeschränkung gebricht, so geht ihm auch gemeiniglich die Bescheidung in den engen Gränzen eigenster Berufstüchtigkeit ab. Der Dilettant und der Philister sind Geschwisterkinder. Darum kannte das Mittelalter in seiner körperschaftlichen Beschränkung weder den kritischen Dilettantismus des Einzelnen noch des Publicums. Der politische Dilettantismus, den man neuerdings öfters als Volksbildung und als die oberste Voraussetzung der Volkssouveränetät bezeichnet hat, ist gar nichts weiter als ein Ausfluß des socialen Philisterthums. Namentlich bricht dieser philisterhafte Geist des Dilettantismus, dieser Fluch eines allweisen „Publicums" immer da recht grell

hervor, wo ganze Massen urtheilend und entscheidend auftreten. Man hat es in den letzten Jahren oft genug erfahren müssen, daß hundert gescheidte Leute, wo sie sich im öffentlichen Leben als kritisches Publicum zusammenthaten, recht als ein einziger Esel urtheilten und handelten, während jeder von ihnen einzeln vielleicht ein ganz vortreffliches Votum abgegeben hätte. Will man diesen Fluch des „Publicums" von den Massen nehmen, dann schaffe man wieder berufstüchtige und social gerechtfertigte Corporationen, zunächst wider den Dilettantismus der Massen und in oberster Instanz wider den socialen Philister.

Drittes Capitel.

Die unächten Stände.

Neben den gewordenen, natürlichen Ständen gibt es auch gemachte, künstliche, unächte. Wenn man jetzt vielfach die vier natürlichen Hauptgruppen der Gesellschaft nicht einmal mehr als Stände gelten lassen will, dann machte man früher alles zu „Ständen." Die Begriffe von Beruf und Stand wurden ganz willkürlich mit einander verwechselt. Man sprach von einem geistlichen Stand, Gelehrtenstand, Beamtenstand, Richterstand, Soldatenstand, Officierstand, Handwerkerstand ꝛc. Folgerecht hätte man dann auch ins Unendliche weiter fort von einem Schneiderstand, Bürstenbinderstand, Steinklopferstand, Holzspalterstand ꝛc. reden müssen. Der Sprachgebrauch wurde in diesem Betracht ganz confus, und wir behandeln die Worte „Stand" und „Beruf" noch immer als Synonyma. Das ist dann weiter ein Beweis von der Confusion des ständischen und überhaupt des socialen Bewußtseyns selber in dieser Uebergangszeit.

Diese Verwechselung und Fälschung der Begriffe würde wenig zu sagen gehabt haben, wenn sie bloß theoretisch geblieben

wäre. Aber einzelne dieser fälschlich so genannten Stände wurden auch in der Praxis mit socialen Vorrechten ausgestattet, die lediglich den natürlichen großen Gruppen der Gesellschaft hätten zukommen dürfen. Ja noch mehr, die Regierungsweisheit der Zopfzeit benutzte diese gemachten Stände um sie gleich Keilen zwischen die natürlichen Stände einzuschieben, und deren unbequeme Autonomie dadurch zu zersprengen. So wurde namentlich der Militärstand, der Gelehrtenstand, der geistliche und der Beamtenstand in die Fugen des Bürgerstandes eingetrieben. Mit dieser Verwirrung der ständischen Begriffe ging die Macht, welche dieselben noch in den Gemüthern besaßen, verloren. Es lag eine raffinirte Taktik darin, durch die Hegung und Bevorzugung der unächten Stände die ächten unschädlich zu machen. Wenig gehässiges haftet gegenwärtig auf dem Ständewesen, was nicht durch die unächten Stände demselben auf den Hals geladen worden wäre. Sie gaben den Gegnern jeder socialen Gliederung die besten Waffen in die Hand, sie ließen die gesellschaftlichen Mächte gegenüber der Staatsgewalt so verdächtig werden, daß sie recht eigentlich als die Bahnbrecher des ausebnenden Polizeistaates zu betrachten sind, der dann nachgehends auch ihre Privilegien möglichst schonte, während er das Recht der natürlichen Ständegruppen so wenig als möglich gelten ließ.

Der Stoff zur Bildung der unächten Stände ist ausschließlich aus dem Bürgerstande genommen worden. Die bezeichnete Begriffsverwirrung konnte nur hier eintreten, weil sich bei diesem Stande die Begriffe von Stand und Beruf nicht decken wie anderwärts, sondern der Stand eine Menge der verschiedenartigsten Berufe in sich schließt.

Wir wollen die vier wichtigsten der unächten Stände einzeln näher ins Auge fassen: Geistlicher Stand, Gelehrtenstand, Beamtenstand, Soldatenstand.

Einen geistlichen Stand hat es vor Alters wohl in Deutschland gegeben, er existirt auch noch in katholischen Ländern des romanischen Südens. Bei uns aber ist gegenwärtig

kein eigener geistlicher Stand mehr vorhanden, und bei der modernen Auffassung des Ständebegriffes auch gar nicht mehr möglich. Wir haben nur noch einen geistlichen Beruf. Im früheren Mittelalter, wo der Clerus bei weit schrofferer socialer Abgeschlossenheit zugleich ausschließlich die gebildete Schicht der Gesellschaft repräsentirte, war das etwas anderes. Schon beim Ausgange des Mittelalters ist diese Absonderung geschwunden; der niedere Clerus gehörte in Abstammung, Denkungsart und Sitte wesentlich dem Bürger- und Bauernstande an, der höhere wesentlich der Aristokratie. Die kirchlichen Vorrechte des katholischen Clerus vor dem Laien haben aufgehört zugleich auch bürgerliche zu seyn. Jeder der vier natürlichen Stände hat einzelne Gruppen der Geistlichkeit, die ihm besonders angehören: die Aristokratie, Prälaten und Kirchenfürsten, das Bürgerthum, die Hauptmasse des niederen Clerus, das Bauernthum, Klausner und colonisirende Mönchsorden, das Proletariat, die geistlichen Brüderschaften mit dem Bettelsack. Im Großen und Ganzen zählt aber die Geistlichkeit zum Bürgerthum. Die geistlichen Würden stehen jedem Stande offen. Gerade in der Zopfzeit, wo die Aristokratie die höhern geistlichen Stellen als eine Standespfründe in Anspruch nahm, es dagegen keineswegs für angemessen hielt, daß ihre Söhne zu dem Ende die Stufenreihe der Kirchenämter von unten herauf durchmachten, gerade in dieser Zeit faßte man den Clerus mit Vorliebe als einen eigenen socialen Stand auf. Welch seltsame Verwirrung der Begriffe, welche Trübung des socialen Bewußtseyns ist darin ausgesprochen, daß diese beiden schnurstracks einander widersprechenden Ansichten gleichzeitig bei denselben Leuten in Geltung standen. Man rühmt es im Gegensatz hierzu dem bekanntlich hochtoryistischen westphälischen Adel nach, daß er gegenwärtig seine nachgeborenen Söhne wieder häufig dem geistlichen Berufe zuführe, und zwar in der Art, daß sich diese jungen Männer, um zu den höhern Würden aufsteigen zu können, den Anfang mit einer bescheidenen Landpfarrei nicht verdrießen lassen. Der dermalige

Bischof von Mainz, Freiherr von Ketteler, hat in dieser Weise seine geistliche Laufbahn begonnen.

Der Clerus sollte schon um seiner kirchlichen Stellung willen, als einer über die socialen Besonderheiten hinausgehenden, die Anmuthung zurückweisen, daß er einen eigenen gesellschaftlichen Stand bilde.

Wahrhaft wunderbar fügt es sich, daß der katholische Clerus mit seiner festen, selbst über die Schranken der Nationalität hinwegspringenden körperschaftlichen Organisation, mit seinem abgeschlossenen Ordenswesen 2c., wo also alle Vorbedingungen eines sehr fest begränzten Standes gegeben zu seyn scheinen, dennoch in dieser Organisation selber wieder ein Element birgt, welches ihn niemals zum vollen Abschluß eines eigenen Standes kommen läßt. Ich meine den Cölibat. Denkt man sich bei dem merkwürdigen Organismus des katholischen Priesterthums den Cölibat weg, so würde aus jenem längst eine geschlossene, erbliche Priesterkaste geworden seyn. Der Cölibat entrückt den einzelnen Priester beinahe ganz der bürgerlichen Gesellschaft, damit das Priesterthum nicht ganz derselben entrückt werde. Die bürgerliche Familie ist eine der obersten Voraussetzungen des socialen Standes. Eine gesellschaftliche Gruppe ohne dieses Familienleben kann ihr Corporationsbewußtseyn niemals zu dem eines selbständigen Standes potenziren. Vielleicht fehlt dem katholischen Clerus keine weitere Voraussetzung zur Bildung eines besondern Standes als die der bürgerlichen Familie.

Bei der protestantischen Geistlichkeit ist hingegen diese Voraussetzung im reichsten Maße vorhanden. Namentlich bei den Landpfarrern erbt fast in der Regel der geistliche Beruf vom Vater auf den Sohn fort. Man spricht da wohl gar von „geistlichem Blute“. Aber hier fehlt wieder die feste und ausschließende priesterliche Organisation der Genossenschaft, Papst und Ordenswesen. So ist von beiden Seiten bestens dafür gesorgt,

daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und die Pfarrer im Bürgerthume bleiben.

Der „Gelehrtenstand“ hat für unsere Darstellung nur ein historisches Interesse. Denn die Beweisführung, daß ein solcher „Stand“ ein socialer Unsinn sey, wird uns nach dem bisher Gesagten wohl jeder Leser erlassen. Und dennoch haben sich in unseren Verfassungen bis auf die neueste Zeit Bestimmungen heraufgeerbt, welche gelehrten Corporationen (z. B. den Universitäten) social-politische Rechte sichern. Wenn der Clerus fast alle Vorbedingungen zu einem Stande bis auf eine einzige in sich trägt, so fehlen dem sogenannten Gelehrtenstand geradezu alle diese Bedingungen bis auf die einzige bedeutungslose, daß er einen Beruf darstellt. Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert bildeten sich eigene gelehrte Standessitten heraus. Aber während die natürliche Standessitte überall das belebende, kräftigende zusammenhaltende Element der socialen Gestaltungen ist, war diese Standessitte das austrocknende, abzehrende, erschlaffende. Das war schon die sicherste Probe, daß man sich mit dem Gelehrtenstande verrechnet hatte. Die künstlich gemachte Gelehrtenzunft hat weit mehr zu dem Mißcredit des Zunftwesens beigetragen als die historisch gewordenen Gewerbeinnungen selbst in ihrer äußersten Entartung. Die Gelehrtensitte der Zopfzeit war die Carricatur einer ächten Standessitte. Selbst die einzelnen Berufszweige der Gelehrsamkeit schlossen sich von einander wieder standesmäßig ab, setzten sich oft genug in Neid und Mißgunst gegenseitig herunter. Der „Classenhaß“, von dem uns die modernen Gleichmacher so schreckliches zu prophezeien wissen, war allerdings zeitweilig im „Gelehrtenstande“ vollauf verwirklicht. Der Classenhaß ist die alte Roccoco-Komödie vom Doctor und Apotheker, nicht das moderne Drama von dem Ankämpfen der natürlichen socialen Gruppenbildungen wider die unnatürliche Ausgleichung der individuellen gesellschaftlichen Lebensformen. Die natürlichen Stände sind wahre Blitzableiter für den Classenhaß. Wo man die bürgerlichen Berufsarten, auch die Gewerbe wider-

natürlich zu Ständen gestempelt, wo man unächte Gesellschaftsgruppen octroyirt hat, da hat das Donnerwetter des Classenhasses auch immer am ärgsten eingeschlagen.

Eine höchst beachtenswerthe Thatsache der socialen Selbsterkenntniß sind für unsern Standpunkt die Gelehrtencongresse gewesen, welche in dem letzten Jahrzehent eine so große Rolle spielten. Da geschah es, daß wenigstens die bessere Majorität der deutschen Gelehrten die freie Association des wissenschaftlichen Berufes an die Stelle einer falschen Standesabgeschlossenheit zu setzen wußte.

Was war es denn, was z. B. diese Germanisten vereinigte, die doch Leute von allerlei gelehrter Zunft, Geschichtsforscher, Sprachforscher, Rechtsgelehrte und Fachphilosophen unter sich zählten? Vor fünzig Jahren, wo der praktische Jurist ein Ding wie etwa „germanische Sprachwissenschaft" für eine unnütze, brodlose Kunst ansehen mochte, und der Sprachforscher die Juristerei als ein Handwerk der Erfahrung und Ueberlieferung, als ein Gemisch von römischem Recht und Mutterwitz wohl gar nicht zu den „rechten" Wissenschaften gezählt hätte, vor fünfzig Jahren würden diese Elemente wie Wasser und Oel miteinander geschwommen seyn. Und nun einigten sich Sprachforscher, Geschichtschreiber und Rechtsgelehrte, des Classenhasses und des falschen Standesgeistes vergessend, im nationalen Princip und nannten sich Germanisten! Diese Versammlungen waren eingegeben von dem vorwärtsstrebenden universalistischen Geiste des Bürgerthumes im Gegensatz zu dem alten Sonderwesen des usurpirten Gelehrtenstandes. Man hat die Germanistenversammlungen mit Recht als Vorboten jenes berechtigten edleren Kernes der Bewegung von 1848 aufgefaßt, welcher hauptsächlich von dem deutschen Bürgerstande gehegt wurde. Ein bloß wissenschaftlicher Congreß würde solche Bedeutung nicht gehabt haben, wenn derselbe nicht zugleich Form und Ausdruck für eine entscheidende social-politische Thatsache gewesen wäre.

Es war nicht erst seit gestern, daß die germanistischen Wissen-

schaften theoretisch zusammenwirkten, um den geschichtlichen Gang unserer nationalen Entwickelung zu ergründen und auf dieser sicheren Grundlage die nationale Zukunft erbauen zu helfen; aber daß sich die eifrigsten Förderer dieser Arbeit zu einer freien Genossenschaft zusammenthaten, sey es auch nur, um sich einmal im Jahr ein Stückchen der schönen Heimath gemeinsam anzusehen, gemeinsam zu berathen, gemeinsam zu tafeln und zu zechen, das war etwas ganz neues und entscheidendes.

In einem deutschen Kleinstaate wurde es selbst der harmlosesten dieser gelehrten Genossenschaften, den deutschen Land- und Forstwirthen, verwehrt, ihre Versammlung abzuhalten. Der Polizeistaat hatte die sociale Bedeutung dieser Congresse gewittert. Aber die Vergeltung blieb nicht aus. Beiläufig fünf Jahre später veranstalteten Raveaux und Genossen in demselben Saale einen Congreß ganz anderer Art, wo das Polizeiregiment den friedlichen Land- und Forstwirthen zu reden und zu zechen verwehrt hatte.

Die Naturforscher, als der modernste Zweig des gelehrten Berufes, hatten den Reigen der großen Versammlungen eröffnet. Während es heute noch Zunftgelehrte gibt, die einen Denker und Forscher ersten Ranges wie Liebig doch nur für einen geschickt laborirenden Apotheker ansehen, rühmte man gerade den Naturforschern nach, daß ihre Zusammenkünfte die am freiesten gemischten gewesen und die scheinbar widerstrebendsten Richtungen in guter Geselligkeit vereinigt hätten. Der Philolog, im vorigen Jahrhundert noch die eigentliche Charakterfigur des standesmäßigen Gelehrten in Holzschnittmanier, brachte schon einen kleinen Zopf zu der collegialischen Versammlung mit, indem er sie den Congreß der „Philologen und Orientalisten" nannte. Denn dieses Und ist das letzte Zunftzeichen des „classischen" Philologen, der den Mann des unclassischen orientalischen Sprachstudiums doch gerne nur als einen Hintersassen ansehen möchte. Die Feindschaft der classischen Philologen und der Realisten wurde auf den Versammlungen sofort durchgefochten. Da sind solche

Ansätze von „Classenhaß", däucht mir, einem Haß der wohl über den Neid des Bürgers auf den Baron gehen mag, ja wohl gar über Doctor und Apotheker.

Am unglücklichsten erging es den Philosophen. Sie konnten über den engen Kreis der Schule hinaus gar nicht zum Zusammentritt der Genossenschaft kommen. Das sociale Interesse fiel weg, höchstens stand wie weiland bei den Scholastikern ein wissenschaftliches Turnier in Aussicht. So ist es denn auch geschehen, daß sich die deutschen Philosophen aller Farben regelmäßig bei der Versammlung der Naturforscher, oder der Germanisten, oder der Philologen, oder der Aerzte einfanden, nur auf ihre eigene sind sie nicht gekommen.

Wir gelangen zu der Fiction eines eigenen Beamtenstandes. Es liegt in der Natur der Sache daß Männer jedes bürgerlichen Standes berufen und befähigt seyn können, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Man spricht von der Gefährlichkeit eines Staates im Staate. Wohl. Der „Beamtenstand" ist ein Stand in den Ständen, und darin liegt wohl noch eine weit größere Gefahr.

Bei den natürlichen Ständen schließt ein Stand den andern aus. Es kann niemand Edelmann, Bürger, Bauer und Proletarier zu gleicher Zeit seyn. Bei den gemachten, unächten Ständen ist das keineswegs der Fall. Der Gelehrte, Beamte, Geistliche, Soldat ꝛc. läßt sich recht gut gleichzeitig in derselben Person vereinigt denken. Ja eine dieser Berufsarten setzt wohl gar ausdrücklich das Vorhandenseyn der andern voraus.

So lange der Eintritt in ganze Classen von Staatsämtern gewissen bürgerlichen Ständen ausschließend vorbehalten war, erschien hierin wenigstens ein Ansatz zur Bildung eines besonderen Beamtenstandes gegeben, so lange überhaupt die Gesellschaft das Höhere und der Staat das Untergeordnetere war. Mit unserm modernen Begriff von der Stellung der Gesellschaft zum Staate verträgt es sich aber durchaus nicht, daß der Beruf des Staatsdienstes zugleich eine sociale Besonderung darstelle. Daß aus jedem wirklichen Stand Leute in den sogenannten Beamten-

stand treten, ist die Regel. Daß das Glied eines wirklichen Standes in einen andern wirklichen Stand übertrete, ist eine sehr seltene Ausnahme. Ein Bürger kann sich adeln lassen, aber ein Edelmann im socialen Sinne wird er nur gar selten. Ein Bauer, der das große Loos gewinnt und in die Stadt zieht, um von seinen Renten zu leben, mag wohl den ganzen Rest seines Lebens aufwenden um den Bauernstand vollends von sich abzustreifen, und wird doch damit nicht fertig. Erst dem Sohne gelingt es in der Regel, den Uebergang von einem Stande zum andern, worin der Vater stecken geblieben ist, zu vollenden. Noch schwieriger ist es aber für den Edelmann, ein Bürger zu werden, oder gar für beide, zu dem naiven Stande des Bauern zurückzukehren. Ackerbau treiben können beide wohl, verbauern können sie auch nicht unschwer, aber wirkliche, vollwichtige Bauern zu werden, wird ihnen in Europa niemals gelingen. Nur in den Urwäldern Amerika's ist es möglich, daß Edelmann und Bürger wieder ganze Bauern werden. Aber dort müssen sie auch vorerst Lesen und Schreiben, wohl gar ihre Muttersprache verlernt, sie müssen ihre ganze alte Civilisation untergeackert haben, ehe der neue Bauer aufkeimt. So tief sitzt der wirkliche Standesunterschied in des Menschen innerster Natur! Nur zu einem Stande ist der Uebergang allen andern Ständen gleich leicht gemacht, und sie brauchen deßhalb nicht nach Amerika zu gehen: zum Proletariate! Proletarier kann jeder werden, noch leichter als Beamter. Aber das Proletariat ist auch noch kein fertiger, es ist erst ein werdender Stand. Die Verneinung und Auflösung der Stände als positive sociale Erscheinung. Der Uebergang von einer Form der gesellschaftlichen Gesittung zur andern ist unendlich schwer, der Uebergang zur Vernichtung aller socialen Cultur erstaunlich leicht. Weitab liegt ein Stand dem andern, nur der Stand des Elendes liegt allen gleich nahe.

Durch die sociale Fiction eines eigenen Beamtenstandes war das politische Phänomen der Büreaukratie erst möglich gemacht. „Büreaukratie" ist ein über die Maßen charakteristisches Wort.

Aus Französisch und Griechisch zu sprachlicher Krüppelbildung malerisch zusammengekuppelt, bedeutet es nicht einmal Schreiberherrschaft, sondern „Schreibstubenherrschaft". Darin ist ihr ödes mechanisches Wesen vortrefflich gezeichnet. Die politischen Thaten der Büreaukratie darzustellen ist ein um des Pikanten willen äußerst verführerisches Thema. Wir haben hier die Büreaukratie bloß als sociale Erscheinung ins Auge zu fassen.

Wenn die Regierungen seit dem Anbruch der neueren Zeit ein zäh beharrliches Streben aufgeboten haben, um einen eigenen Beamtenstand und daneben einen eigenen Soldatenstand herauszubilden, so lag dieser Politik principiell eine ganz richtige Voraussetzung zu Grunde, sie griff nur fehl in der Wahl des Objectes und der Mittel. Richtig war der leitende Gedanke, daß jede Regierungspolitik eine bestimmte sociale Macht herausgreifen müsse, um in derselben ihren besonderen materiellen Rückhalt zu finden. Verkehrt die Anwendung, daß man nun, statt sich auf die historisch gewordenen, natürlichen socialen Gruppen zu stützen, die freilich unter Umständen etwas eigenwillig und widerspänstig seyn mochten, sociale Gruppen künstlich machte, deren Willfährigkeit die Regierenden unter allen Umständen versichert zu seyn glaubten. Es liegt etwas kühnes in diesem Verfahren, aber eine Kühnheit, die über Naturgesetze hinausstrebt, ist Vermessenheit. So gemahnt der auf höheren Befehl gezeugte Beamten- und Soldatenstand an Wagner's Homunculus.

„Der zarte Punkt aus dem das Leben sprang,
Die holde Kraft die aus dem Innern drang
Und nahm und gab, bestimmt sich selbst zu zeichnen,
Erst Nächstes, dann sich Fremdes anzueignen:
Die ist von ihrer Würde nun entsetzt."

Der Beamten- und Soldatenstand ist von oben her künstlich emancipirt worden vom Gesellschaftsbürgerthum, sorglich eingehegt als Stand in den natürlichen Ständen. Die Rangordnung des Officiers zählt nach ganz anderen Normen als die der natürlichen Rangstufen des übrigen gesellschaftlichen Lebens, und auch

der jüngste bürgerliche Unterlieutenant und Fähnderich ist ausnahmsweise hof- und tafelfähig. Bis auf unsere Tage nahm man in die Cadettenschulen hier und da nur die Söhne bestimmter Rangklassen auf. Bürgerlichen Officieren ist die Verehelichung mit allzubürgerlichen Bräuten geradezu verwehrt worden. Das geht über die „organische" Gliederung der Gesellschaft hinaus. Exclusive Beamten- und Militärcasinos wurden von oben her aus social-politischen Rücksichten gerne gesehen. Nicht bloß die Officiere, auch die Beamten sollten ihre Dienstkleidung zugleich als Standestracht tragen. Noch am Vorabend der Märzbewegung hat es der Regierung eines deutschen Kleinstaates großen Kummer gemacht, den sie in einem damals durch alle Blätter gehenden Rescript niederlegte, daß die Staatsdiener den unmodisch gewordenen dreieckigen Diensthut nicht mehr tragen wollten, noch den Dienstdegen, der doch weder zum Hauen noch zum Stechen gut war.

Die menschliche Natur müßte eine ganz andere seyn, wenn solche Aussaat überall hätte auf steinigen Boden fallen sollen. Der Begriff des Standes löste sich auf in den Begriff des Ranges. Jener rangsüchtige Kastengeist, den man den natürlichen Ständen häufig mit Unrecht vorwirft, trat in diesen künstlichen als die Regel zu Tage. Vornehme, standesstolze Leute und Beamte nimmt der Bauer noch vielfach als gleichbedeutend. Statt der historischen Gruppen zerfiel dem Beamten die ganze Gesellschaft in zwei große Halbschiede: „Dienerschaft" und „Bürgerschaft." Für die „Dienerschaft" ward dann auch die prächtige Bezeichnung der „Honoratioren" erfunden, ein Epigramm in einem einzigen Worte.

In der vormärzlichen Zeit brauchte der Beamte, welcher eine Familie gründen wollte, in vielen deutschen Staaten nicht einmal irgendwo Gemeindebürger zu seyn, er war bloß Staatsbürger in abstracto, er nomadisirte unter dem Zelte des Staates und bedurfte des festen Daches in der Gemeinde nicht, während bei jedem andern das Staatsbürgerrecht erst einen Sinn, erst

seine praktische Bedeutung dadurch bekam, daß das Gemeindebürgerrecht hinzutrat. Die Aufhebung dieses Mißverhältnisses ist ein großer socialer Fortschritt gewesen.

Es galt vielfach für staatsklug, gerade die jüngeren, die ärmeren Beamten recht häufig zu versetzen, damit sie sich an keinem Orte recht einbürgerten, damit sie, bürgerlich heimathlos, bloß in dem Abstractum des Staates sich seßhaft dächten. Aus demselben Grunde liebte man es, katholische Beamte in protestantische Landstriche zu setzen und umgekehrt. Aber statt den mittelloseren Beamten loyaler zu machen durch diese kostspielige Heimathlosigkeit, durch dieses unstäte Umherziehen, über welchem nur die dunkle höhere Macht unberechenbarer Ministerialverfügungen ihre regelnde Hand hielt, stempelte man ihn vielmehr unwiderruflich zu einem Candidaten des vierten Standes!

Diese Organisirung des Beamtenthums als eines eigenen Standes gemahnt auffallend an das Vorbild der clericalen Hierarchie. Aber im Beamtenstande gilt kein Cölibat. Wenn darum der Clerus nur als das unfertige Bruchstück eines besonderen Standes sich darstellt, so mag die Büreaukratie immerhin auch einen ganzen Stand bilden, aber es ist ein Stand der sich zu den natürlichen Ständen verhält, wie der Homunculus, den Wagner in der Phiole destillirt zu dem natürlich gezeugten Menschen. Selbst der arme Beamte wendet in der Regel seinen letzten Pfennig auf, um seinen Sohn wieder in den Staatsdienst zu bringen. Das ist an sich nicht zu tadeln, aber zu tadeln ist die dem Kastengeiste entspringende Auffassung, welche in dem Staatsdienste lediglich eine privilegirte Versorgungsanstalt sieht. Namentlich sind es die Mütter, welche schon frühzeitig den Söhnen den unsittlichen Gedanken einzuimpfen wissen, daß der Staatsdienst ein Mittel zum Zweck, — dem Zwecke der mit Pensionen und Wittwengehalten garantirten Existenz sey. Diese durch das wohlbestandene Examen für alle Zukunft kampflos verbriefte Existenz ist recht eigentlich das goldene Kalb, um welches das büreaukratische Philisterthum anbetend tanzt.

In der römischen Kaiserzeit tauchte die Fiction eines besonderen Staatsdienerstandes zum erstenmale auf. Unsere Geschichtschreiber finden dort in dieser Thatsache ein Wahrzeichen, daß eine ganze Nationalentwickelung ihrem Bankerott entgegenging. Und in der Gegenwart — ?

Die gemachten, unächten Stände und die ungeheure sociale Confusion, welche sich an ihre Scheinexistenz knüpft, haben nicht nur das meiste dazu beigetragen auch jedes Zurückgreifen auf die natürliche Gruppenbildung unpopulär zu machen, sie haben zugleich zu den zahllosen praktischen Verirrungen der socialen Reformversuche geführt. Wie man hier Standesgebilde vor sich sah, bei denen willkürlich von außen das Krumme gerade gereckt, das Ueberwüchsige zugestutzt werden konnte, so glaubte man auch mit dem gleichen Verfahren den natürlichen Ständen sich nähern zu können, während dieselben durch höchstens subtile Anregungen zur eigenen Entwickelung von innen heraus dulden.

Um die alte edle Selbstbeschränkung der einzelnen Stände in Bedürfnissen, Sitten und Bräuchen wieder zurückzuführen, brachte im Jahre 1819 ein hochgestellter Redner in der ersten badischen Kammer folgenden historisch merkwürdigen Antrag ein:

„Wenn ich auch die Einführung einer Nationaltracht hier nicht in Vorschlag bringe, indem die hier und da schon angestellten Versuche bis jetzt nicht geglückt sind, und wir auch nicht *eine* Nation in dem Grade noch bilden, um eine derartige Einrichtung für jetzt wenigstens mit Erfolg für ganz Deutschland hoffen zu können, so dürften doch allgemeine Bestimmungen in jedem einzelnen Bundesstaate darüber nothwendig werden: *Welche Art von Kleidung und aus welchen Stoffen* bestehend *jedem Stande und jedem Geschlechte* zu tragen erlaubt sey? Wer berechtigt sey, *Wagen und Pferde* zu halten und wer nicht, und welcher Gattung von Möbeln sich *jede Classe* bedienen dürfe, wobei immer eine billige Rücksicht bei der deßhalb zu entwerfenden Classification auf die vermögenderen nicht Berechtigten zu nehmen, und bei diesen

unter gehöriger Nachweisung ihrer guten Vermögensumstände eine Ausnahme von der Regel zu machen seyn würde."

Hier haben wir den ganzen Spuk der unächten Stände. Was man dem „Beamten-Stande" wohl vorschreiben mag, daß er nämlich einen eigenen Standesfrack trägt, das wollte der Redner nun auch dem „Bürger-Stande" vorschreiben. Warum auch nicht?

War es möglich vor dreißig Jahren eine solche sociale Cur zur Zurückführung der alten Selbstbeschränkung der Stände im Ernste noch vorzuschlagen, dann können wir in der That stolz seyn auf die großartigen Fortschritte, welche die Wissenschaft vom socialen Leben inzwischen gemacht hat.

Viertes Capitel.

Das Bürgerthum im politischen Leben.

Das politische Gebilde der constitutionellen Monarchie ist hauptsächlich von dem Bürgerthum herausgearbeitet und verfochten worden. Mag man sich Ursprung und Form des Constitutionalismus noch so verschiedenartig denken, im Wesenhaften wird er immer auf den Gedanken zurücklaufen, daß im Staatsleben der Gesellschaftsbürger im Staatsbürger aufgehen müsse. Dem Bauer ist das sehr gleichgültig, dem Proletarier höchstens eine mißverstandene und mißbrauchte socialistische Wahrheit, dem Aristokraten eine Irrlehre. Der Bürger dagegen, der sich als die zum politischen Bewußtseyn gekommene überwiegende Masse der modernen Gesellschaft weiß, wird bei dem nivellirten Staatsbürgerthum am besten seine Machtvollkommenheit erproben. Jede politische Frage ist eine Machtfrage, dieweil wir nicht im tausendjährigen Reiche leben, wo alle Politik nach dem Naturrecht gemacht wird. Der Constitutionalismus ist die Machtfrage des Bürgerthums.

Das Aufleben des Constitutionalismus und des modernen Bürgerthums fällt historisch zusammen am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts. Von da an haben die constitutionellen

Ideen im Bürgerstande sich ununterbrochen fortgebildet, gemehrt, gezeitigt. Man mag über ihre Anwendung, mehr noch über ihre Alleinherrschaft verschieden gesinnt seyn, das Recht geltend zu machen wird man diesen Ideen nicht mehr wegdisputiren können.

Der Constitutionalismus, als die Theorie der politischen Mitte, der bewegenden Mitte, entspricht dem Bürgerstande als dem Mittelstand. Das gegenseitige Abwägen der Machtvollkommenheit der Staatsgewalten entspricht der Scrupulosität des Bürgers. Ein nie ganz zum Ziele führendes und doch auch nie ganz resultatloses Ringen um den Besitz der Macht liegt den verschiedenen constitutionellen Gewalten gleich nahe, durch die flüssigen Gegensätze erhält sich der Staat lebendig, den festen Besitz der Macht hat niemand. Das ist bürgerthümlich. Aber verhehlen wir es uns auch nicht, daß der Constitutionalismus dem politischen Philisterthum eben so nahe steht als der Bürger dem socialen Philister.

Ohne das Bürgerthum würden dem großen Bilde der Gesellschaft die Mitteltinten fehlen. Die Maler wissen aber, daß nicht die ungebrochenen Farben, sondern gerade die Mitteltinten, welche immer die vorwiegende Masse bilden werden, zumeist entscheidend sind für den Ton des ganzen Gemäldes.

„Rettende Thaten" widerstreben dem Geiste des Bürgerthums, namentlich wenn sie statt der Ausnahmen zur Regel werden. Die Art des Erwerbes des politischen Rechtes steht dem ächten Bürger höher als die Thatsache des Erwerbes selber. Die bürgerlich liberale Partei ist schon oft darum erlegen, weil sie mit dem Verfolgen einer formellen Verfassungs-Politik im entscheidenden Augenblick nicht abzubrechen wußte. Eine nicht unrühmliche Niederlage. Die Politik der Aristokratie ist gleichsam ein überliefertes historisches Besitzthum; zur Bewahrung derselben angesichts der Revolution sind ihr die rettenden Thaten viel näher gelegt. Andererseits ist das demokratische Proletariat lediglich auf die rettenden Thaten angewiesen, denn es hat noch

gar kein historisches Recht, und nur was es sich nimmt, gehört ihm.

Die Stände sind nicht gleichbedeutend mit den politischen Parteien, darum ist es nicht gesagt, daß alle Bürger Scheu vor rettenden Thaten hätten oder überhaupt monarchisch-constitutionell gesinnt seyen. Ich spreche nur von den Majoritäten und dem was sie vertreten, nämlich dem Geiste des Standes.

Aus dem Schooße des deutschen Bürgerthums ging der ideelle Anstoß zu der Märzbewegung von 1848 als einer nationalen und constitutionellen Reformbewegung hervor. Es waren die Chorführer der bürgerlich-freisinnigen Richtung, welche an der Spitze standen, ja es waren vorzugsweise jene bürgerthümlichen Germanisten, denen wir oben schon einmal begegnet sind. Erst als die aus dem Boden aufwachsenden, auf proletarischen Anhang gestützten Republicaner mit „rettenden Thaten" eingreifen wollten, ward aus der bürgerlichen Reformbewegung ein Stück Revolution. Auf den damaligen classischen Listen der „Volksforderungen" standen an vielen Orten ursprünglich nur die gemäßigten Punkte von den Männern der bürgerlichen Partei bezeichnet; von den Führern des Proletariats wurden erst bei der Debatte die maßlosen hineincorrigirt.

Während die Männer des Vorparlaments in der Paulskirche beriethen, prügelten sich die Parteigänger auf den Gassen Frankfurts um zwei Fahnen, auf der einen stand „Republik", auf der andern „Parlament." So hörte man damals überhaupt häufig die bange Frage aufwerfen, ob sich das Volk für Republik „oder" Parlament entscheiden werde. In dieser drolligen Gegenüberstellung lag ein tieferer Sinn. Unter dem Parlament dachte man sich die verfassungsmäßige Fixirung der öffentlichen Angelegenheiten im Anschluß an die bestehenden Rechtsverhältnisse und im Geiste eines alten freien Bürgerthums, unter Republik die rettende That der socialen Demokratie. In dem Stichwort des Parlaments zielte der Bürger ganz richtig auf

ein constitutionelles Verfassungsleben der Nation als die beste Verbriefung seiner ständischen Hegemonie.

Als das Bürgerthum die Märzbewegung wenige Tage lang noch allein im theoretischen Zügel hielt, trug dieselbe einen durchweg idealen Charakter, viele Neuerungen waren vortrefflich. Als der vierte Stand das Bürgerthum in der Praxis überrumpelte, herrschte die gemüthliche Anarchie. Weil Bürger, Bauern und Edelleute nicht vereint dem vierten Stande Widerpart hielten, kamen die Regierungen mit den Soldaten dazwischen. Durch das eigene Verschulden der Passivität wurden jene drei socialen Mächte gezwungen, zurückzutreten und verloren die Früchte des Sieges. Aber auch erst als das Bürgerthum zurückgetreten war, konnte die Restauration kommen.

Leuchtet da nicht die Bedeutsamkeit einer socialen Politik, oder, um mißliebig zu sprechen, einer Standespolitik eindringlich genug hervor?

Der vielberufene Kammerliberalismus der vormärzlichen Zeit wurzelte im bürgerlichen Geiste, wohl auch etwas im Geiste des Philisterthums. Nicht ohne Grund hat man ihn auch „Bourgeoisliberalismus" genannt. Er trieb vorwärts, ohne selber von der Stelle zu kommen. Zu reden und zu rathen lag ihm näher als zu thaten. Als parlamentarischer Heißsporn der formellen Verfassungspolitik unterschätzte er die socialen Mächte, ja das Interesse der Partei ging ihm wohl gar über die Interessen der Nationalität. Trotzdem bekundete dieser phrasenreiche Liberalismus, dessen ehemaligen Einfluß auf die Menge man heutzutage, wo das alles anders geworden, leicht vergißt, den Trieb der socialen und politischen Bewegung im Bürgerthum zu einer Zeit, wo alles öffentliche Leben stagnirte. Wenn uns die positiven Resultate, welche diese Richtung erzielt, vielfach nicht behagen, so verkennen wir wenigstens keineswegs, daß sie sich durch das Aufrütteln der fast gänzlich eingeschlummerten socialen Mächte ein großes mittelbares Verdienst erwarb.

In erhöhter Potenz setzte sich dieselbe Richtung mit all

ihren Gebrechen und Vorzügen auch in den beiden Revolutionsjahren fort. Dieser constitutionelle bürgerliche Liberalismus charakterisirte gerade in selbiger Zeit zu treffend den Dualismus des deutschen Bürgerthums, als daß wir uns versagen könnten, seinen damaligen politischen Ideenkreis in einigen drastischen Zügen anzudeuten.

Der bürgerliche Liberalismus wollte Fürsten — aber nicht von Gottes Gnaden. Constitutionelle Monarchie, aber doch zugleich eine demokratische — „auf breitester demokratischer Grundlage". Einen König, der herrscht aber nicht regiert. Der freisinnige Bürger war froh, daß es nebenbei noch Fürsten gab, er erschrak aber, als der König von Preußen beim Kölner Dombaufeste laut sagte, es gebe noch Fürsten. Er wollte eine Kammer, die den Minister in die Tasche stecken könne, aber darum doch nicht selber regiere. Politische Vertretung der Gesellschaft im allgemeinen — aber nicht im besonderen. Eine Republik in Frankreich, damit die deutschen Fürsten Respect vor dem Constitutionalismus behalten möchten. Deutsche Grundrechte — aber mit Ausnahmen. Religionsfreiheit, aber keine Jesuiten, Klöster und Freigemeindler. Volksbewegung, Volksforderungen, Sieg des Volkes — aber keine Revolution. Bürgerwehr, aber keine allgemeine Volksbewaffnung. Bürgerliche Ministerien. Als dieselben geschaffen waren, wurden sie übrigens von dem bürgerlichen Liberalismus im Stiche gelassen. Der Philister that dieß aus Neid, aber viele gute Bürger aus einer eben so ehrlichen als unpraktischen Skepsis, aus kritischer Gewissenhaftigkeit. Beamte und Soldaten sollte es geben, aber keinen Beamten- und Soldatenstand. Man wollte, wie der beliebte technische Ausdruck lautete, gleich weit entfernt bleiben „von der Anarchie wie von der Reaction." Dadurch verfiel man zuerst der Anarchie und nachher der Reaction. Durch den Drang nach beiden Seiten gerecht zu seyn, durch die Consequenz der Doctrin, wo doch die gegebenen Thatsachen keineswegs gleich consequent blieben, ging alles Spiel verloren. Wer die Geschichte des deutschen Bürgerthums auch in früheren

Jahrhunderten nachschlägt, wird finden, daß es sich unzähligemal aus gleich edlen Motiven gleich tragische Schicksale bereitete. Der bürgerliche Liberalismus forderte die deutsche Einheit aber unbeschadet der bestehenden Sonderthümlichkeiten. Mediatisirungen, über deren Gränzlinien niemand einig werden konnte. Oder es war auch kleinstaatlicher Individualismus und großstaatliche Centralisation einem und demselben Manne gleich verhaßt. „Patrioten" wünschten die Niederlage der Deutschen auf den Schlachtfeldern in Ungarn, damit die neue Verfassung der Deutschen auf dem Papier keine Niederlage erleide.

Man muß nicht meinen, daß dieser stete Gegensatz von Vorwärtsdrängen und Zurückhalten wie bei einem Divisionsexempel mit gleichen Factoren in Null aufgehe. Im einzelnen mag die Bewegung resultatlos geblieben seyn, aber die Thatsache, daß die Bewegung überhaupt existirt hat, ist das wichtigste und unumstößliche Resultat.

Der ächte Bürger blieb sich consequent in seiner Skepsis, in seiner theoretischen Gewissenhaftigkeit. Der Philister, auf Falstaff's Katechismus über die Ehre gestützt, konnte viel thatkräftiger erscheinen, denn er lief überall der Macht nach, und schlug los wo er sich sicher wußte.

Darum trat das Bürgerthum in einer Bewegung, die es doch selber großentheils hervorgerufen, dennoch keineswegs bedeutsam in den Vordergrund. Das ist bei ihm allezeit nicht anders gewesen. Dem Bürgerstande, wo er als eine Macht der socialen und politischen Bewegung auftritt, fällt nicht die glänzende ritterliche Rolle der Aristokratie zu, nicht die abenteuerlich kecke des Proletariers, nicht die gemüthliche des Bauern. Er muß durchfechten und hat nicht Ehre noch Gewinn davon, vielmehr gar häufig Spott und Hohn wegen seiner unpraktischen Gewissenhaftigkeit, seines linkischen, ungeschickten Anstellens. Zu einer künstlerischen Figur taugt der in den Kämpfen des öffentlichen Lebens sich abmühende Bürger fast gar nichts, Proletarier, Bauer und Edelmann sind da dem Dichter und Maler

zehnmal ausgiebigere Gestalten. Der Bauer schiert sich in Revolutionszeiten den Teufel um ein Princip; was ihm für seine Verhältnisse im Kleinen und Großen vortheilhaft scheint, sucht er sich herauszuholen. Der liberale deutsche Bürger ficht so lange für das Princip, bis alle andern sich hinter seinem Rücken in den realen Nutzen getheilt haben. Er kann Staatsumwälzungen anspinnen, aber er kann sie nicht ausbeuten, ganz wie die Männer des bürgerlichen Gewerbes in Deutschland industrielle Erfindungen machen, damit andere Nationen den Vortheil davon ziehen.

Im Mai 1849 trat in Frankfurt ein Congreß der constitutionellen und Bürgervereine Süddeutschlands zusammen, um über das Verhalten dieser zahlreichen Associationen des liberalen Bürgerthums bei den damaligen „Reichsverfassungskämpfen" Raths zu pflegen. Als der Congreß eben eröffnet werden sollte, platzte die Nachricht von dem Ausbruch der Empörung in Karlsruhe und Rastatt, von der Flucht des Großherzogs von Baden wie eine Bombe in die Versammlung, und die badischen Mitglieder beschlossen sofort wieder nach Hause zu gehen. Das war menschlich, denn die Leute besaßen Haus und Familie. Aber Proletarier würden nun erst recht auf dem Congreß geblieben seyn. Bauern wären vermuthlich auch abgezogen, hätten aber wohl lieber den ganzen Congreß gleich mit nach Baden genommen, weil sich selb fünfzig jene knurrende Defensive, die oberste Bauerntaktik, sicherer durchführen läßt als selb zwei oder drei. So war also der Congreß von vornherein gelähmt. Nun berieth man sich über die Vereinigung mit den demokratischen Märzvereinen zur Durchführung der Reichsverfassung. Es gedenkt dem Verfasser noch sehr lebhaft, daß ein Redner auftrat, denn er selber war dieser unglückliche Redner, den man auslachte, weil er warnend darauf hinwies, daß bei ihm zu Land die bürgerlich Constitutionellen durch eine ähnliche „Vereinigung" erst kürzlich von der Demokratie ins Bockshorn gejagt worden seyen. Es war sicherlich klug zu lachen, denn warum hatten

sich jene auch ins Bockshorn jagen lassen? Die also lachten, wünschten übrigens vielleicht in ihrem stillen Sinn die Reichsverfassung sammt allen Märzvereinen dahin wo der Pfeffer wächst. Sie beschlossen aber doch die „Vereinigung mit den Märzvereinen zur Durchführung der Reichsverfassung." Denn um der Ehren- und Gewissenssache der politischen Consequenz willen mußten sie zu der Reichsverfassung halten, und in abstracto war gegen den Wortlaut der demokratischen Programme zur „Durchführung" dieser Verfassung durchaus nichts einzuwenden. Man sah welchem Abgrund man zueilte, man wußte recht gut daß hinterdrein lediglich die Demokraten lachen würden, blieb aber doch in der Consequenz des Princips stehen. Das war bürgerlich. Tief bewegt verließen wir diesen Congreß: er hatte im kleinen Raume das ganze Drama dargestellt, welches der bürgerliche Liberalismus während jener Jahre auf der großen Bühne der vaterländischen Geschichte abspielen sollte.

Um der Consequenz des oppositionellen Princips willen spricht man im Sommer 1851 schon wieder von einer Union der constitutionellen Partei mit den Demokraten. Man sieht voraus daß die constitutionelle Partei ruinirt würde, falls ein solcher Bund zu Stande käme. Man unterschätzt nicht die Breite der Kluft, welche die sociale Frage zwischen beiden Parteien aufgerissen hat. Aber steif stehen bleiben bei dem theoretischen Princip, das ist Bürgertrotz, steif stehen bleiben bei der Sitte, Bauerntrotz, beim geschichtlich überlieferten Rechte, Adelstrotz, und steif stehen bleiben bei der absoluten Majestät des Elendes, welches Bürger, Bauern und Barone zusammen auffressen werde, der Trotz des vierten Standes.

Es ist dermalen sehr wohlfeil geworden, auf die „Professoren" zu schelten. Man versteht darunter jene Politiker der Schule, welche, statt von den Realitäten des Volkslebens auszugehen, wie es nun einmal historisch geworden vorliegt, und statt von der jeweiligen gegebenen politischen Weltlage, von

den allgemeinen Sätzen ihrer meinetwegen vortrefflichen Doctrin ausgehend das kranke öffentliche Leben curiren wollten. Man vergesse nicht, daß diese Professoren bei dem gebildeteren Bürgerthum die Autorität ersten Ranges gewesen sind. Man vergesse auch nicht, daß fast alle die größten reformatorischen Geister des neueren Bürgerthums von Luther bis auf Lessing und Goethe gar viel und just nicht das schlechteste von dieser Professorenart an sich gehabt haben. Nur vergaßen diese Professoren der letzten Jahre über dem gebildeten Bürgerthum die Totalität der Gesellschaft, im Besitze so vieler Wissenschaften übersahen sie die „Wissenschaft vom Volke,“ sie vergaßen, daß es auch noch Proletarier, Bauern und Edelleute gibt, und es war kein König von Preußen da, der sie, wie die Demokraten an die Existenz der Fürsten, an die Existenz dieser Mächte erinnert hätte.

Nicht alle Bürger huldigten dem constitutionellen Fortschritt dieser Schule. Aber ächt bürgerlich ist es, daß keiner dem „Fortschritt“ als solchem abhold seyn will, nur denkt sich jeder bei diesem Fortschritt etwas anderes. Es gibt höchst conservative Bürger, nicht vereinzelt, sondern in großen Gruppen, die noch lange nicht bis zum Constitutionalismus gekommen sind. Aber gleich mächtig ist im ganzen Bürgerstande das tiefgewurzelte politische Rechtsbewußtseyn, welches sich weit eher mit einer mißlichen Politik der Verfassungstreue befreundet, als mit einer noch so erfolggekrönten Politik der Gewalt. Wenn der französische Dichter seinen König als einen Bürgerkönig preist, der die Franzosen gezwungen habe glücklich zu werden, so wird der deutsche Bürger schwerlich viel bürgerliches an solch sanftem Zwange finden. In der meisterlichen Scene im Egmont, wo der versoffene Schreiber Vansen, so ein Stück von einem literarischen Proletarier alten Styles, die Bürger aufstachelt, geht er von „dem Herkommen, den Rechten des Regenten und der Staaten und Provinzen“ aus. Sowie er von den „Landrechten“ und ihrer Verletzung spricht, werden die Bürger mißtrauisch, denn „die alten Fürsten haben's auch schon probirt“, wie Soest der Krämer sagt. Die Exegese der alten gesetzlichen

Freiheiten und Privilegien, welche Vansen zum besten gibt, wird mit den Ohren verschlungen von dem lauschenden Volk. Und als er endlich betheuert: „Ich will's Euch geschrieben zeigen, von zwei, dreihundert Jahren her" — da geht der Lärm los und die Bürger rufen: „Und wir leiden die neuen Bischöfe? Und wir lassen uns von der Inquisition in's Bockshorn jagen? Der Adel muß uns schützen, wir fangen Händel an!"

Die ganze Kraft, die ganze Schwäche des Bürgerthumes ist in dieser Scene unübertrefflich gezeichnet.

Möchten unsere Staatsmänner nicht vergessen, daß dieses zähe Festhalten des Bürgers am geschriebenen Recht, die vorzügliche Bedeutung, welche er der formell exacten Fortbildung der formellen Politik beilegt, ganz derselbe ehrenfeste Charakterzug ist, der als die formellste Gewissenhaftigkeit in Handel und Wandel den Bürgerstand reich und stark gemacht hat. Die „rettende That" läßt sich der friedliebende Bürger in der höchsten Noth, wenn es dem Staate und der Gesellschaft an Hals und Kragen geht, wohl auch einmal gefallen; aber in ruhigeren Zeiten tasten sie an das kaufmännische Rechtlichkeitsgefühl des Bürgers. Wenn man öffentliche Contracte so ohne weiteres einseitig auflösen kann, warum sollte man nicht auch unbequeme Privatcontracte einseitig lösen dürfen? Das ist eine ganz einfache bürgerliche Frage.

Es ist dieses kaufmännische Rechtlichkeitsgefühl des Bürgerthums in der Politik dafür gesetzt, damit die Wahrung der politischen Formalitäten als ein Damm gegen allerlei Willkür fest stehen bleibe, und wir sehen mit Freuden, wie diese bürgerliche Richtung mehr und mehr bei allen Ständen Eingang findet. Aber einseitig ist die Auffassung, daß mit diesen Formalitäten nun auch schon irgendeine positive Politik geschaffen sey. Solche Einseitigkeit hängt vielen Constitutionellen an.

Das Bürgerthum fühlt sich überall solidarisch verbunden in dem Einstehen für die formelle Rechtlichkeit des Verfassungslebens. Der realistische Bauer weiß nichts von dergleichen eini-

genden politischen Kerngedanken des Standes. Bürger und Bauer sind überhaupt die entschiedensten socialen Gegensätze. Wenn einmal die Nivellirung der Gesellschaft wiederum einen großen Ruck vorwärts machen würde, wenn die gegenwärtigen natürlichen Gruppen sich nochmals centralisirten, dann würden wohl immer noch zwei Hauptschichten übrig bleiben: Bürger und Bauern.

In dem Festhalten an dem Gedanken des Rechtsstaates mag eben so gut eine conservative als eine liberale Tendenz liegen. Dem Dualismus des Bürgerthums ist hier wiederum der freieste Spielraum gelassen, und die aus dem Bürgerstande hervorgehende Neuerung wird immer nur mäßigen Schrittes vorwärtsschreiten. Was das Bürgerthum erringt, ist meist scheinbar gering, aber es bleibt auch sitzen. Man mag z. B. die Reformen des Gerichtswesens aus den letzten Jahren noch hier und da beschneiden und verkürzen, ganz wegtilgen wird man sie niemals wieder. Darum ist es die größte Kunst des Staates, der social und politisch bewegenden Kraft des Bürgerthums Zugeständnisse zu machen, nämlich die rechten Zugeständnisse und zur rechten Zeit. Je genauer dieser Punkt getroffen wird, um so conservativer wird das Bürgerthum. Dem Philister aber, den bald der Bewegungsschwindel, bald ein Stillstands- oder Rückschrittsgelüsten erfaßt, soll man niemals das mindeste Zugeständniß machen, denn je mehr man ihm zugesteht, desto unverschämter wird er. Hätten die Regierungen im Jahre 1848 in ihrer Herzensangst den Philistern nicht so viele Zugeständnisse gemacht, so würden die Bürger vielleicht die Kraft und den Muth behalten haben, die Bewegung, welche sie heraufbeschworen hatten, auch wieder zu bannen.

Fünftes Capitel.

Resultate.

Als eine Ruine des alten Bürgerthums ragt der Handwerkerstand in die moderne bürgerliche Welt. Ist der Bürgerstand das verkleinerte Abbild der modernen Gesellschaft, dann fällt dem Handwerker darin die sociale Rolle zu, welche der Bauer in dem großen Originalgemälde spielt. Der Handwerker ist der conservative Mann par excellence unter den Stadtbürgern. Ein solcher wird er aber nicht bleiben, wenn er verarmt oder verkommt. Gerade wegen der einflußreichen Stellung des Gewerbes im Bürgerthum ist das materielle Gedeihen des Kleingewerbes eine Lebensfrage für die erhaltende Politik. Reichthum hat noch keinen Bürger zum Demagogen gemacht, desto öfter die Armuth.

Aber für den socialen Politiker hat der Gewerbestand noch ein ungleich tieferes Interesse. Hier sind nicht bloß Trümmer noch des alten Corporationswesens, an denen man studiren mag, sondern auch viele kräftige, lebensfähige Triebe eines gesunden Innungsgeistes, an welchen sich die pädagogische Kunst des Staatsmannes erproben kann.

Wo ist denn noch ein gleiches corporatives Leben wie bei

den Handwerkern? Und doch wie tief erscheint dasselbe gegen früher gesunken! Aber die Innungen schließen sich unläugbar wieder fester zusammen, die Gewerbvereine mehren sich. Es ist in diesen Vereinen in Sachen der Reform des gewerbtreibenden Bürgerthums schon manch ein Wort vom Stuhle des Handwerkers herab gesprochen worden, welches die Weisheit der Katheder zu Schanden machte. Die Gewerbehallen hat man lange nach ihrer socialen Bedeutsamkeit weniger gewürdigt. Die Londoner Weltindustrieausstellung hat jetzt mit einemmale den Leuten eine thurmhohe Leuchte darüber aufgesteckt. Bemerkenswerth sind auch die jetzt so zahlreichen Versuche von Innungen oder auch nur von ganz losen gewerblichen Privatvereinen, Handwerkserzeugnisse auf gemeinsamen Verkauf zu fertigen. Die Kaufleute haben diesen Vortheil schon längst gekannt; die meisten großen Häuser sind durch gemeinschaftliche Unternehmungen das geworden was sie sind. Die Handwerksmeister werden bald einen Schritt weiter thun, sie werden genossenschaftlich je für die gewerbliche Existenz des einzelnen einstehen müssen, wo jetzt einer des andern Verderben ist. In Westphalen sollen die großen ritterschaftlichen Grundbesitzer bereits hier und da begonnen haben sich solidarisch zusammenzuthun, um ihre verschuldeten Standesgenossen von dem völligen Ruin und proletarischen Aufgeben des Grundbesitzes zu erretten. Kann das der Adel, dann kann es auch der Bürger. Dem Standesgeist des Adels hält er am sichersten die Wage, indem er ihn nachahmt. Wo aber die gewerbliche Genossenschaft des einzelnen Meisters Sicherheit geworden wäre, da würde auch bald wieder Gewerb und Stand seine Ehre werden. Und dieß ist kein Communismus, sondern nur die alte goldene Wahrheit, daß sechs mäßig bemittelte Leute zusammen einen reichen machen, aus dem mit der Zeit leicht sechs reiche Männer werden können.

Es ist eine sehr beachtenswerthe Erscheinung, daß der vormärzliche Polizeistaat, der gar keine Freiheit und am wenigsten eine absolute, gelten lassen wollte, die absolute Gewerbefreiheit

ganz allein in seinen Schutz nahm. Das muß wohl eine bedenkliche Freiheit seyn, die sich solcher Gönnerschaft erfreut. Der Polizei- und Beamtenstaat fürchtete sich vor einem selbständigen und kräftigen Gewerbestande, und er wußte wohl, daß die absolute Gewerbefreiheit der sicherste Zügel ist für das bürgerliche Gewerb, einer von den Zügeln nämlich mit scharfem, ins Fleisch schneidendem Gebiß, mit denen man selbst das feurigste Roß zum lendenlahmen Klepper zügelt. Da wurde die Dilettantenwirthschaft der sogenannten „Patentmeisterschaft" eingeführt, wornach jeder, auch ungelernt, ein beliebiges Gewerb treiben kann, wenn er sich nur für ein paar Gulden ein Patent löst und einen Gesellen hält, und ist er ein speculativer Kopf, so kann er's auch mit einem halben Dutzend verschiedenartiger Gewerbe zu gleicher Zeit probiren. Das hieß eine Staatsprämie auf die Pfuscherei und Schwindelei setzen. Der Staat versteigerte seine Bauten und öffentlichen Unternehmungen an den Wenigstfordernden. Das war abermals eine Prämie auf die Schwindelei. Er ließ — und läßt — gewöhnliche bürgerliche Handwerke von Züchtlingen betreiben, und drückt durch solche Concurrenz, die ihm kaum Arbeitslöhne kostet, den Verdienst des Bürgers herunter. Indem er den Verbrecher züchtigt, züchtigt er zugleich den redlichen Handwerksmann. Man muß in Ländern gelebt haben, wo solche zügellose Gewerbefreiheit galt, um sich recht gründlich von ihrer Verderblichkeit zu überzeugen. In solchen Ländern war es dann auch, wo die Handwerksmeister beim ersten Aufzucken der achtundvierziger Bewegung keine brennendere Frage kannten, als die der Errettung von solch mörderischer Freiheit.

Es gibt alte gewerbreiche Städte, in denen das alte Zunftwesen nicht untergegangen ist, wohl aber sich weiter gebildet hat zum Segen des Handwerks. Es gibt auch herabgekommene alte Reichsstädte, wo man heute noch an allem Zopf des alten Zunftwesens hängt und dasselbe in all seinen erstarrten Formen festhält. Dort ist gemeiniglich der Handwerker durch den

veräußerlichten Innungsgeist eben so träge, stümperhaft, verknöchert und mißvergnügt geworden, als er in den Ländern der absoluten Gewerbefreiheit träg, stümperhaft, verknöchert und mißvergnügt ist. Beide Extreme demoralisiren den Gewerbestand.

Man gebe den einzelnen Gewerben wieder eine Corporationsverfassung mit eigener Verwaltung, aber man marke auch streng ihre Gränzen ab und schütze ein Gewerbe vor den Uebergriffen des andern. Die Gränzlinie aufzufinden, wo sich das Recht der Fabrication von dem Rechte des Kleingewerbes scheidet, ist oft mißlich, aber die ganze Existenz des Kleingewerbes hängt auch nicht selten von der richtigen Feststellung dieser Gränzlinie ab. Die Scheidung der Gewerbe unter sich ist scheinbar eine kleine und leichte Sache, und unsere politischen Doctrinäre, deren scharfes Auge sieht wie dem Mann im Monde der Bart wächst, haben für solche Lappalien gar keinen Blick mehr übrig. Und doch handelt sich's auch hier wieder um eine gewichtige sociale Frage. Der Glaser z. B. muß etwas von Schreinerarbeit verstehen. Erlaubte man ihm aber, daß er diese, soweit er kann, auch selbständig betreibe, dann wird er bald ein gefährlicher Nebenbuhler des Schreiners in den einfachsten, d. i. in den einträglichsten Schreinerarbeiten seyn. Der letztere kann ihm dieß aber nicht heimgeben, denn die Glaserarbeiten liegen ihm ganz fern. So könnte es geschehen, daß in einem gewerbfreien Orte nur Kunstschreiner neben den Glasern aufzukommen vermöchten. Gerade die social wichtigsten, weil am zahlreichsten vertretenen Gewerbsklassen, werden durch solches Dilettantenwesen am gründlichsten verdorben.

Man möge sich auch verständigen, daß entweder den Kaufleuten der Handel mit Handwerksproducten untersagt, oder den Handwerkern der Verkauf von Rohstoffen ihres Gewerbes frei gegeben werde.

Dergleichen Dinge, wie die Feststellung der Gewerbebegränzung machen sich aber nicht auf der Schreibstube. Die

Gesammtheit der Gewerbsleute weiß hier am besten Rath und Auskunft. Wo die Behörden in Gewerbsachen entscheiden müssen, da sollte ihnen immer ein technisches Collegium von Gewerbetreibenden begutachtend zur Seite stehen. Es ist in diesem Betracht in den letzten Jahren in vielen deutschen Ländern vieles gebessert worden. Der Beamte meint zwar gemeiniglich, der Schuster solle bei seinem Leiste bleiben, für seine Person glaubt er aber, daß nicht bloß mit dem Actenleisten, sondern im Nothfall auch mit dem Schusterleisten fertig zu werden.

Schon aus socialem Conservatismus sollten Gemeinden und Innungen bei dem Meisterwerden und der Niederlassung zusehen, daß das nothdürftige Capital zum Gewerbebetrieb vorhanden sey. Neumodische Sentimentalität und Hoffart sieht in dem Gesellenstande nur das drückende Abhängigkeitsverhältniß, und nennt diese Forderung in ihrer Strenge inhuman. Der „Geselle“ heißt aber so viel als der „G e n o s s e“ des Meisters; lächerlicher Weise aber wollen jetzt die Gesellen statt dieses viel ehrenwertheren und bedeutsameren Titels den der „Gehülfen“ führen! Sonst gab es auch noch einen „Gesellenstolz“, jetzt gibt es nur noch „Meisterstolz.“ Eines rechtschaffenen Meisters Gesell all seine Lebtage zu seyn ist lange so kein Unglück, als eines jämmerlichen Geschäftes Meister. Die Leute im Staatsdienste und sonstwo sind oft froh, wenn sie nur Gesellen seyn dürfen. Kann übrigens ein junger Handwerker Lohnersparnisse statt ererbten Vermögens nachweisen, so sollen sie ihm, wenn er um das Recht der Niederlassung anhält, bis zu doppeltem Betrage anzurechnen seyn, weil nämlich Fleiß und Sparsamkeit auch ein schönes Capital im Geschäfte ist. Das wäre zugleich ächt „bürgerlich“ gehandelt, nach dem Grundsatze unseres Standes, daß die Kraft Reichthümer zu erwerben ein größerer Besitz sey als der Reichthum selbst.

Wenn einer Meister werden will, so soll er auch eine ordentliche Probe seiner Tüchtigkeit ablegen. Zum Meister gehört auch ein Meisterstück. Auch auf die besten Zeugnisse hin, daß der Meisterschaftscandidat so und so viel Jahre Lehrling und Gesell

gewesen, soll ihm das Meisterstück nicht geschenkt werden. Aber auch die Meister selber soll man auf ihre Tüchtigkeit ansehen, und nur den tüchtigsten fremden Meistern sollten die Gemeinden die Einbürgerung frei geben.

In der Gründung von Gewerbschulen und Vereinen hat die neuere Zeit bereits Großes gewirkt. Wenn der Staat hierin den Gewerbecorporationen nur nicht hemmend entgegentritt, so ist schon das Beste gewonnen. Der Bauersmann wird niemals so gescheidt seyn, ganz aus eigenem Antrieb sich genossenschaftlich zusammenzuthun, um dergleichen Institute zur Förderung seiner ökonomischen Verhältnisse zu gründen. Dagegen hat er in anderen Dingen wieder vor den übrigen Ständen seinen apparten Verstand. Das sind eben die Gegensätze der socialen Bewegung und des socialen Beharrens. Zur Zeit der alten Innungen hatte man Zunftversammlungen, wo die gemeinsamen Angelegenheiten des Gewerbes zu gegenseitiger Lehre und Förderung besprochen wurden; man hatte Schaustellungen der Meisterstücke, wo die Meister den Lehrlingen und Gesellen oft einen kritischen Unterricht gaben; selbst das Haus des Meisters war, in höherm Sinne als es jetzt seyn kann, eine Schule für seine Leute. Wie viel von diesen trefflichen Bräuchen war verloren gegangen, und wie viel ist in der neueren Zeit durch die Gewerbe bereits wieder erobert worden; an solchen Thatsachen mag man zumeist die Macht des Fortschrittes im Bürgerthum erkennen und ehren.

Ueber das Wandern der Handwerksgesellen ist bereits eine kleine Bibliothek zusammengeschrieben worden. Uns kümmert hier bloß der sociale Gesichtspunkt. Die Wanderjahre sind die Universitätsjahre des Handwerkers. Es ist die dringendste Gefahr vorhanden, daß der Geselle, welcher immer zu Hause bleibt, zum Spießbürger vertrockne, wohl gar zum socialen Philister entarte. Frische Luft ist das beste Heilmittel wider beides. Viele, die wandern könnten, bleiben jetzt hinter dem Ofen sitzen; das würde vor fünfzig Jahren noch als eine

Schmach angesehen worden seyn. Darum frißt die Seuche des Philisterthums auch im Gewerbstande von Tag zu Tag drohender um sich. Es war eine der äußersten Anmaßungen und zugleich eine der ärgsten social-politischen Verkehrtheiten des Polizeistaates, daß er den Handwerksburschen das Wandern ganz und gar verbieten wollte.

Solche und andere Hauptstücke zu einer aus dem Materiellen herausgearbeiten socialen Festigung des Gewerbstandes sind just nichts neues; sie sind aber auch nichts veraltetes; denn sie sind großentheils noch immer — fromme Wünsche.

Die Partei der altständischen Restauration ist dem Schutze der höheren einheimischen Industrie vor der Ueberfluthung durch die ausländische Concurrenz nicht hold. Die höhere Industrie ist der directest sociale Gegensatz zu dem geschlossenen großen Grundbesitz. Insofern die altständische Partei ihre stärkste Stütze bei den adeligen Gutsbesitzern sucht, kann sie freilich keine sonderliche Freude haben an dem großen socialen Vorsprung, den die Uebermacht des modernen Industrialismus dem Bürgerstande gewonnen hat. Das zahlt dann wohl der Industrielle wieder heim, indem er gar keine ständische Gliederung gelten lassen will, und am allerwenigsten den Regierungen gestatten möchte, daß sie dem geschlossenen großen Grundbesitz ähnlich Schutz und Gunst zuwenden, wie er sie doch für sich und seine Industrie fordert. Beide verfahren gleich einseitig, und das rechte Maß liegt in der Mitte. Der Staat muß jede berechtigte gesellschaftliche Macht und jeden Beruf zu stützen und zu fördern wissen. Es liegt so wenig im conservativem Interesse durch unmäßige Schutzzölle den Handel und den Grundbesitz zu ruiniren, als es in diesem Interesse liegt, aus purer Besorgtheit um das Gedeihen der Gutsbesitzer der Industrie den nothwendigen Beistand zu entziehen, der ihr mit mäßigem Schutze geleistet werden könnte.

Das ist der Fluch, welcher eben so wohl auf den Männern des abstract constitutionellen wie des altständischen Staats-

ideales lastet, und jede Verständigung unmöglich macht, daß beide nur je eine Hälfte der gesellschaftlichen Mächte als berechtigt und vorhanden anerkennen wollen; für jene gibt es nur noch Bürgerthum und Proletariat, für diese nur noch Bauern und Aristokratie.

Eine ins Uebermaß gesteigerte industrielle Entwickelung kann allerdings social gefährlich werden. Wir sind nicht der Ansicht daß man lediglich das materielle Wohlbefinden der Nation auf seine äußerste Spitze zu treiben brauche, um dieselbe nach außen mächtig, im Innern kraftvoll und gesund zu machen. Die Industrie gleicht die Gegensätze in der Gesellschaft weit gründlicher aus als es alle socialen Theorien vermögen, und die einseitige und übermäßige Pflege des Industrialismus würde alle Individualität der Gruppen des socialen Lebens zerstören, was nur die völlige Erschlaffung und Entartung der Nation zur Folge haben könnte. Das stellen wir jenem rohen Materialismus entgegen, der die Blüthe der Völker ausschließlich nach den Productionsziffern mißt, und kein weiteres Heilmittel der socialen Gebrechen kennt als Zölle, Handelsverträge, Fabrik- und Eisenbahnanlagen. Wir sind aber keineswegs der Ansicht, als ob sich die Industrie in Deutschland jetzt schon zu so verderblichem Uebermaß gesteigert hätte. Der Staat soll das Gefährliche im Industrialismus aufzuheben, das Segensreiche aber sich zu gewinnen wissen, und dieß geschieht, indem er der Industrie jenen mäßigen Schutz gewährt der ihr natürliches Gedeihen fördert, die übrigen Factoren der materiellen und socialen Existenz aber nicht gefährdet. In alten Zeiten drohten die Manufacturen und bürgerlichen Gewerbe dem Adel und den Fürsten nicht weniger, als der Industrialismus dem modernen Staat. Die offene Feindseligkeit zwischen beiden war auch leider häufig genug vorhanden. Aber mitunter finden wir auch, daß die Fürsten den Bürger in ihr Interesse zogen, indem sie durch klugen Gewerbeschutz als seine Freunde, nicht als seine Gegner auftraten.

Der Gewerbeschutz hat die alten Bürger so conservativ

machen helfen; und gab ihnen kein kaiserliches oder fürstliches Privilegium solchen Schutz, dann wußten sie ihn schon selber sich zu schaffen. Ihr müßt nur die alten Chroniken, dazu auch manche spätere Gesetzbücher und Landordnungen nachschlagen: da steht nicht nur von altmodischen Rechten und Freiheiten, sondern auch von einem Schutz der Arbeit zu lesen, der niemand beeinträchtigte. Die einschlagenden Maßregeln waren freilich für einen kleinen Haushalt berechnet, und passen nicht mehr für unsere Verhältnisse. Aber das Princip, welches ihnen zu Grunde lag, paßt für uns, das Princip, durch den mäßigen Schutz von Gewerb und Industrie den Bürger stark und wohlgesinnt zu erhalten. Und wenn wir durch so manches ehemals reiche, jetzt verkommene alte Städtchen wandern, wo ehedem viele reiche Gerber gewohnt, die ihr Leder auf hundert und mehr Stunden weit verführt, oder reiche Leineweber, oder Tuchmacher, oder Strumpfwirker, die mit ihren Waarenballen auf keiner großen Messe gefehlt und jetzt lauter proletarische Spießbürger sind: dann mögen wir die Frage nicht vergessen, ob der Verfall, neben anderen Ursachen, nicht vielleicht gleichzeitig gekommen sey mit der Aufhebung des alten Gewerbeschutzes.

Ich will ein lehrreiches Exempel hierher setzen.

Vor ein paar hundert Jahren herrschte in den weiland nassau-oranischen Städten Siegen und Herborn ein großartiger Gewerbfleiß. Nah und fern auf den deutschen Handelswegen gingen die wollenen Tücher dieser zwei Städte. Wenn ein räuberischer Ritter einen rechten Fang thun wollte, dann paßte er den Herborner Tuchmachern auf, die zur Frankfurter Messe zogen. Nun muß man aber auch zusehen, wie die alten oranischen Grafen ihre heimische Wollenindustrie geschützt und dadurch den tüchtigen Bürgerstand sich bewahrt haben.

Die auswärtigen Manufacturen drohten im sechzehnten Jahrhundert das Land mit ihren Erzeugnissen zu überschwemmen; Lundisches Tuch, Kirsai und Sammet that den Stoffen der Siegener und Herborner Tuchmacher großen Abbruch. Da

führte Graf Wilhelm von Nassau-Oranien eine ganz eigene Art von Schutzzoll ein, der freilich gerade so naiv erscheint, wie es die damaligen Zustände mit sich brachten. Er verordnete nämlich, daß fremdes Tuch zwar nach wie vor ins Land gebracht werden dürfe, allein — nur die einheimischen Tuchmacher sollten das Recht haben es feilzuhalten, während die eigentlichen Kaufleute und Zwischenhändler nur inländisches Erzeugniß ausbieten durften. Das wäre gerade, wie wenn man jetzt keinem anderen als den deutschen Eisenproducenten erlauben wollte, englisches Roheisen direct zu beziehen. Sie würden sich wohl nicht allzu eifrig ihres Vorrechts bedienen, und gerade so haben es die Herborner Wollenweber auch gemacht. So kam bald der Putz von fremdem Zeug stark aus der Mode, und die Leute trugen wieder was dem Bürger am besten steht, ein Kleid, das zu Hause gewoben war. Dann wurden aber auch die Tuchmacher immer geschickter. Denn anfangs mußten sie zwar noch die feinen Tücher aus der Fremde verschreiben, weil sie nie solche gefertigt hatten. Aber mit jedem Ballen, der herüber kam, sahen sie ihren Nebenbuhlern tiefer in den Profit, und nun ging ihnen erst recht ein Licht auf, wie viel besser es sey, wenn sie es selber versuchten, auch die feinen Stoffe zu weben. Die Verordnung wirkte wie ein Prohibitivzoll, ohne doch die schlimmste Wirkung eines solchen auszuüben, nämlich die Förderung der einheimischen Faulheit. Die Wollenmanufacturen nahmen lustig zu, und der Erfolg zeigte, wie brauchbar jene Verordnung gewesen. Denn sie hat nicht bloß ein paar Jahre gegolten, um dann unter die alten Acten zu kommen, sondern sie blieb Jahrhunderte lang in Kraft und ist zu drei verschiedenen Malen erneuert worden.

Neben der auswärtigen Concurrenz hatten aber die oranischen Tuchmacher noch mit einer andern Gefahr zu kämpfen. Die ausgezeichnete Wolle, welche man an der Sieg und Dill erzielte, führte fremde Käufer ins Land, die den Heerdebesitzern diesen Rohstoff für ausländische Manufacturen abkauften. Dadurch

konnten die Siegener und Herborner Meister kaum mehr das nöthige Material im Lande auftreiben. Ja manche gewissenlose Meister ließen sich sogar verleiten, die weit geringere Wolle der angränzenden Gegenden zu verarbeiten und dieß als ächtes Herborner Fabricat auszubieten. Dadurch war der Credit beider Städte bedroht. Da erließ der obengenannte Graf eine andere Verordnung, welche die Tuchmacher schützen und doch den Wollproducenten den Preis nicht verderben sollte. Um Pfingsten, hieß es, ist ein großer Wollmarkt abzuhalten, auf dem sich kein auswärtiger Käufer einfinden darf, bis die eingebürgerten Tuchmacher ihren nöthigen Jahresbedarf gekauft haben. Damit aber die Bauern nicht in Geldnoth kommen, weil sie auf diesen Markt warten müssen, sollen ihnen die gräflichen Rentmeister oder die Zunft der Tuchmacher schon vorher Vorschüsse auf ihre Wolle zahlen, wenn sie es verlangen. Ist der Markt überreich befahren, dann sollen die Rentmeister oder die Zunft auch über Bedarf Wolle aufkaufen, nur damit der Rohstoff im Lande verarbeitet und die Ehre des inländischen Tuches gewahrt werde. Und andererseits, damit nicht etwa ein Tuchmacher in Nachtheil komme, weil er auf den Tag des Marktes vielleicht noch nicht so viel baares Geld zusammenbringen kann, um seinen Jahresbedarf zu bestreiten, hat die Zunft ihm das nöthige Geld vorzustrecken. So waren die Heerdenbesitzer gut gestellt, weil ihnen die Verwerthung allezeit gesichert, ja durch die Berechtigung zu Vorschüssen gleichsam eine Prämie auf den Verkauf im Lande gesetzt war; die Tuchmacher aber doppelt gut, sowohl wegen des billigen Preises als auch, weil eine plötzliche Geldverlegenheit ihr Geschäft nicht sofort ins Stocken bringen konnte.

Wir sind wahrhaftig nicht der Ansicht, daß es gut wäre, auch heute noch durch solche Maßregeln den Markt zu beherrschen, aber man kann sich an denselben wenigstens abmerken, daß der Gewerbfleiß ehedem ganz anders nach innen und außen geschützt und gefördert war als jetzt; daß die Regierung wie die Gewerbegenossenschaft selber sich weit mehr zur solidarischen Haftbarkeit für

das gewerbliche Gedeihen des einzelnen Bürgers verpflichtet fühlte. Aus diesem Bilde eines höchst patriarchalischen Kleinlebens heimelt uns wenigstens jener Hauch der Zufriedenheit und des Behagens in den Gränzen des gesicherten Berufes und Standes an, welcher dem bürgerlichen Leben der Gegenwart fast ganz verloren gegangen ist.

Mit diesem Behagen im Stande ist der eigentliche Zauber des deutschen Bürgerthums geschwunden. Sich stolz zu fühlen in der nothwendigen Beschränkung seiner socialen Existenz ist eine wahre Bürgertugend. Wer besitzt sie noch? Von den Schranken nach oben will der moderne Bürger in der Regel nichts mehr wissen; die Schranken nach unten hält man dagegen in der That um so fester, je weniger man es vielleicht in der Rede Wort haben will. Darin liegt ein hoffärtiger Egoismus, sittliche Verderbniß. Der Mann des vierten Standes ist wenigstens so consequent, überhaupt keine sociale Schranke mehr gelten zu lassen. Das ist eine Phantasterei, aber sie kann ganz wohl einmal die Frucht einer idealen sittlichen Abstraction seyn.

Der Staatsmann soll alles anregen und fördern, was den Bürger dazu bringen kann, sich wieder stolz und behaglich in den Gränzen seiner gesellschaftlichen Stellung zu fühlen. Obenan steht hier ein möglichst reiches Maß socialen Selfgovernments. Steins preußische Städteordnung hat in diesem Betracht herrliche sociale Lichtpunkte. Die Städte erhielten das Recht zurück, ihre Magistrate wieder aus sich herauszuwählen. Die Stadtverordneten, gleichfalls aus der Wahl der Bürgerschaft hervorgegangen, als controllirende technische Behörde neben dem Magistrat. Als höhere Corporation über den Städten stehen die Landschaften mit einer auf das ständische Princip gegründeten Selbstverwaltung. Dann erst kommt als Spitze des Ganzen die Nationalvertretung.

Die zahlreichen Trümmer des früheren Corporationswesens im Bürgerthum sollte man in jeder Weise stützen, verjüngen, weiterbilden. Das gelehrte Corporationswesen und die Selbst-

verwaltung der Hochschulen betrachtet der Deutsche mit Recht als ein Heiligthum der Nation; wer es angreift, vergreift sich an dem Bürgerthum.

Die kargen Reste alter Bürgersitte vor gänzlichem Untergang zu retten, müßte eine noch viel angelegentlichere Aufgabe der Social-Politik seyn, als den Sitten des Bauernstandes besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Denn der Bauer erhält seine Sitte von selber, man braucht ihn nur einfach gewähren zu lassen. Der Bürger wird täglich mehr geneigt, jeden Schimmer früheren Herkommens wegzutilgen.

„Da wir noch sangen unsern Sang,
Da wir noch tranken unsern Trank,
Da wir noch trugen unser Gewand,
Stund es gut im deutschen Land."

Dieser alte Spruch drückt das Behagen des Bürgers in seiner Sitte, in seinem Stande aus, er wurde von Menschen gemacht und gesungen, die sich wohl in ihrer Haut fühlten. Er hat jetzt beim deutschen Bürgerstande kaum einen Sinn mehr. Als es in unsern protestantischen Städten noch Sitte war, daß jede Bürgersfamilie sich ihren Platz in der Kirche kaufte, ihren Namen auf dem Sitz anschlagen ließ, und nun für lange Generationen an diesem Platze als einem kostbaren Besitzthum festhielt, gingen die reichen Bürger auch regelmäßig in die Kirche. Ein solches Verpachten der Plätze im Hause Gottes widerstrebt gewiß unsern modernen Ansichten, und es wird niemand zur Wiedereinführung dieses meist erloschenen Brauches rathen. Aber ich bin überzeugt, das Bewußtseyn, an einem bestimmten Platze in der Kirche gleichsam zu Hause zu seyn, ein ganz bestimmtes Miteigenthum an diesem Tempel der Gemeinde zu besitzen, führte die Leute hundertmal zur Kirche, wo sie sonst nicht hingegangen wären, und weil sie sich auf diesem mit dem Namenszuge gezeichneten Stuhle heimisch fühlten, fühlten sie sich auch heimisch in der Gottesverehrung. So half eine ganz äußerliche Sitte eine weit tiefer gehende Sitte des inneren Menschen stützen.

Als die Bürger keine eigenen Stühle mehr in der Kirche hatten, wurden die Kirchen auch viel leerer. Ich führe dieses Exempel an gerade um seiner scheinbaren Geringfügigkeit willen. Der Mensch ist abhängiger von äußeren Einflüssen als man gemeinhin glaubt, und eben diese äußeren Einflüsse sind im socialen Gebiete der größten Beachtung werth. Sie sind die kleinen Hebel, mit denen der Social-Politiker die schwersten Lasten bewegt.

Respectirt man im Bauern die Kraft des Beharrens und zähen Festhaltens an dem Ueberlieferten, dann respectire man im Bürger die Macht der Reform. Der Staatsmann, welcher jenem strengen Rechtsbewußtseyn des Bürgers in Sachen der formellen Politik frivol ins Gesicht schlägt, der verletzt im Bürgerthum zugleich die öffentliche Moral. Und wer jenem Universalismus des Bürgerthums, der die Geistesbildung zum Gemeingut aller Stände gemacht hat, mit Fesseln und Schranken entgegentritt, der verübt in einem Attentat auf das Bürgerthum zugleich ein Attentat auf die ganze gebildete Gesellschaft. In der Anwartschaft jedes Gesellschaftsgliedes auf die höchsten Ehren und Würden der Kunst, der Wissenschaft und des Dienstes an Kirche und Staat, ist dem Einigungstrieb im deutschen Volke, wie er sich am entschiedensten beim Bürgerthum ausgebildet hat, der rechte Weg angewiesen. Wer diesen Weg versperrt, der wird diese berechtigte sociale Nivellirung in jene krankhafte und verkehrte verwandeln, welche alle natürlichen Gegensätze des Gesellschaftlebens in den großen Urbrei des allgemeinen Menschenthums auflöst.

Ich sprach vorwiegend von den „Bauern," als ganz bestimmten socialen Persönlichkeiten, weniger von dem allgemeinen principiellen Begriff des „B a u e r n t h u m s." Dagegen habe ich weit seltener von „den Edelleuten" und „den Bürgern" geredet als von „der Aristokratie" und „dem Bürgerthum." Die gleiche absichtliche Inconsequenz ließ ich in den Ueberschriften der Abschnitte walten. Denn bei den Bauern ist die Persönlichkeit, die Charakterfigur des Standes das social Entscheidende, bei

Aristokratie und Bürgerthum der Standesgeist, der gemeinsame gesellschaftsbürgerliche Beruf. Der aristokratische und der bürgerliche Geist hat sich längst auch über die Schranken des Standes hinaus verbreitet, der bäuerliche Geist kaum. Es erscheint uns schon sprachlich fremdartig, von einem „bäuerlichen Geiste“ zu sprechen. Der bürgerliche Geist aber findet seit dem Mittelalter seine Ausgangspunkte in dem Voranschreiten des Bürgerthumes in Gewerbe und Industrie, in Kunst und Wissenschaft, und in den religiösen Kämpfen. Man übersehe nicht, welche tiefe Bedeutung das religiöse Moment noch für den Bürger hat. Das deutsche Nationalgefühl war dem protestantischen Bürgerthum durch Jahrhunderte nur noch lebendig in dem Drang nach kirchlicher Unabhängigkeit vom Auslande, nach religiöser Entwickelung von innen heraus. Bei einem großen Theil des Bauernstandes hat die Kirche wesentlich das Amt eines Zuchtmeisters zu verwalten, zur Abwehr gänzlicher äußerer Verwilderung. Wo sie ihm nicht mit dictatorischer Autorität gegenübertritt, wird ein solcher Bauer wenig Respect vor der Kirche haben. Bei dem Bürgerthum schafft umgekehrt die eigene Theilnahme des Standes an den religiösen, der Gemeinde an den engeren kirchlichen Entwickelungen erst den rechten Eifer für das kirchliche Leben. Es lugt auch hier etwas constitutioneller Geist hervor. Die Einrichtung der Pfarrgemeinderäthe und ähnlicher Körperschaften zur Mitberathung und Mitwirkung in Sachen der örtlichen Kirchenverwaltung und Verfassung ist eine ächt bürgerliche, die, wenn sie recht ausgeführt und gehandhabt wird, wohl eine segensreiche Erhöhung des religiösen Lebens in der Gemeinde zuwege bringen kann.

In dem Maße als der sociale Philister ausgerottet wird, muß auch das Behagen in den Gränzen des Standes bei dem Bürger wieder wachsen. In dem Maße als der Staat aufhört, die unächten Stände künstlich zu hegen, wird er auch eine kräftigere Stütze an den natürlichen Ständen finden, namentlich an

dem Bürgerthum, welches von den unächten Ständen zumeist unterwühlt worden ist.

Der Staatsmann soll nicht bloß auf ein Bruchstück der Gesellschaft, er soll auf die ganze Gesellschaft schauen, dazu mahnt ihn besonders der Bürgerstand als der universellste. Jedes bestimmte politische Programm wird freilich auch in einer bestimmten socialen Gruppe seinen hauptsächlichsten Rückhalt suchen müssen. Aber es wird keinen langen Bestand haben, wenn es diese einzelne Gruppe darum für die ganze Gesellschaft nimmt. Die vorwiegend ständischen Bauern und Aristokraten haben uns gezeigt, daß es noch eine Macht der Gesellschaft neben dem Staate gibt; das Bürgerthum, welches in seinen so vielfach abgestuften constitutionellen Tendenzen den Gesellschaftsbürger mit dem Staatsbürger verschmilzt, zeigt uns, daß die Gesellschaft sich nicht trennen soll vom Staate, nicht den Staat bekämpfen soll. Der höhere Standpunkt über beiden wird darin liegen, daß die Gesellschaft ihre Interessen in den Interessen des Staates zur Geltung bringe, der Staat dagegen seine Entwickelung niemals absperre von der breiten Unterlage der Gesellschaft in ihrer natürlichen, historischen Gliederung.

Die Gegensätze, deren Ausgleichung wir angedeutet, sind erst möglich geworden, indem sich das Bürgerthum an den Mächten des socialen Beharrens rieb und ihr Princip bekämpfte. Die Kämpfe über das ständische oder constitutionelle Staatsideal oder ein drittes, in welchem beide Gegensätze versöhnt werden, sind kein Unheil, sie sind ein Segen, denn sie haben erst Leben in die moderne Gesellschaft gebracht, individuellere Gestaltung, ja man kann sagen, in diesen Kämpfen ist die Gesellschaft aus ihrem bisherigen Traumleben erst wieder zum hellen Selbstbewußtseyn erwacht. So erwies sich auch hier das Bürgerthum, indem es diese Kämpfe angeregt, recht eigentlich als die „Macht der socialen Bewegung.“

II. Der vierte Stand.

Erstes Capitel.

Wesen und Entwickelung.

Eine Art von physikalisch-chemischem Proceß in der neuesten Culturgeschichte liegt unserer Untersuchung vor. Die organischen Gebilde der alten Gesellschaftsgruppen beginnen hier und da zu verwesen, von den uralten Gesteinschichten der Stände, die so lange als die ehernen Säulen der Civilisation festgestanden, wittert aller Orten die Rinde ab, und die künstlich gebundenen Stoffe, welche das sociale Leben in Blut und Mark und Nerven warm und lebendig erhielten, zersetzen sich, lösen sich in ihre Grundbestandtheile auf, aber in diesem Processe der Zersetzung selber einigen sie sich wieder zu neuen Stoffen, und aus den verwitterten Gesteinen und den verwesten Organismen sprießt ein neues, fremdartiges Leben auf.

Dieß ist der Bildungsproceß des vierten Standes. In den aufgelösten Bestandtheilen, die, seit mehr als dreihundert Jahren mürbe gemacht, nun endlich von der Aristokratie, dem Bürger- und Bauernthum abgefallen sind, treibt er seine Keime. Die

Fahnenflüchtigen, die Marodeurs der alten Gesellschaft sammelt er unter sein Banner zu einer neuen furchtbaren Armee. Freilich ist diese zur Zeit noch ein wild einherbrausender Schwarm, der des bändigenden Führers harrt, ein Schwarm der sich selber noch nicht recht kennt, noch nicht recht hat, dem jetzt erst allmählich die Ahnung seiner zermalmenden corporativen Macht aufzugehen beginnt. Und mit dieser Ahnung fängt auch erst die Geschichte des vierten Standes an. Bewußtlos bestand er, seit die Menschheit besteht, aber daß er zum Selbstbewußtseyn zu kommen, daß er seine zerstreuten Glieder zu sammeln beginnt, dieß ist erst ein Act der neuesten Geschichte.

Nicht bloß die Proletarier bilden den vierten Stand, die Besitzlosen, die von der Hand zum Mund leben, die Heloten des Capitals, die beseelten Werkzeuge, welche als Rad, Walze, Kurbel von Fleisch und Blut neben den eisernen Rädern, Walzen und Kurbeln unlösbar und unerlösbar in den Mechanismus unserer märchenhaften Maschinenwelt eingekeilt sind: sie alle machen nur Ein Glied, und gerade das bewußtlösere des vierten Standes aus. Der vierte Stand umfaßt nicht bloß „Arbeiter," sondern auch Faullenzer, nicht bloß Arme, auch Reiche, nicht bloß Niedere, auch Hohe; er ist uns der Inbegriff aller derjenigen, die sich losgelöst haben oder ausgestoßen sind aus dem bisherigen Gruppen- und Schichtensysteme der Gesellschaft, die es für einen Frevel an der Menschheit halten, zu reden von Herren und Bürgern und Bauern, die sich selber für das „eigentliche Volk" erklären, und die da wollen, daß alle organische Gliederung der Stände sich auflöse in den großen Urbrei des eigentlichen Volkes. Wenn die sociale Demokratie vom eigentlichen Volke redet, so ist sie nicht so einfältig, wie man ihr das wohl angedichtet hat, darunter bloß die Gesammtsumme aller armen Teufel zu verstehen, sie meint vielmehr alle diejenigen, welche sich frei gemacht haben von dem historischen Begriff der Gesellschaft, welche nicht erst Bürger, erst Bauern, erst Herren und dann als solche Volk seyn wollen, sondern von

vornherein Volk, Volk sans phrase, pures Volk, das Volk an und für sich — den Inbegriff des vierten Standes. Darum ist mit dem Begriff des vierten Standes der Gedanke der Polemik gegen alle übrigen Stände untrennbar verknüpft. Darum wird er es auch für eine Verleumdung erklären, wenn man ihn überhaupt einen Stand nennt, allein wir kommen in der Bornirtheit unserer corporativen Auffassung der Gesellschaft leider nicht darüber hinaus.

Der vierte Stand will also kein Stand seyn, er will ja vielmehr die Verneinung aller Stände, die Allgemeinheit darstellen, aber die eherne Faust der Nothwendigkeit, die Gesetze der Logik haben ihn bereits in die Beschränkung eines Standes zurückgetrieben. Denn dadurch, daß er gegen die übrigen Stände Opposition macht, hat er diese bereits gezwungen, sich wieder fester in ihre Eigenthümlichkeit zusammenzuziehen, und statt sich zur Allgemeinheit zu erweitern, muß er sich um so mehr zu einem Besondern beschränken, je treuer er seinem Grundsatze der Bekämpfung jedweder Standesgliederung bleibt. So ist überall dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Jeder Stand hat das geheime Gelüsten, alle übrigen zu beherrschen, jeder Stand hat seine Epoche, in welcher er despotisch auftritt; aber weder die Aristokraten, noch die Bürger, noch die Bauern haben jemals die Tendenz gehabt, die ganze Gesellschaft in den Kreis ihres Standes zu ziehen, weil sie ja dadurch diesen selber, der nur durch den Gegensatz und die Beschränkung existirt, vernichten würden. Der vierte Stand stellt dagegen in der Theorie den Anspruch, die ganze Gesellschaft gleichsam mit Haut und Haaren aufzuspeisen. Das ist aber eine sehr unfruchtbare Theorie, die bloß verneinend und aufzehrend verfährt. Es ist eine ganz neue Erscheinung, daß ein Stand sich wesentlich durch den allen Gliedern gemeinsamen Drang charakterisirt, daß sie das nicht seyn wollen was sie sind. Während in jedem andern Stande der Trieb, bei sich selber zu bleiben, das Ganze zusammenhält, wird hier die

Gemeinschaft bestimmt durch den Trieb, über sich hinauszugehen. Die übrigen Stände stellen das gesellschaftlich organisirte Behagen dar, der vierte Stand das gesellschaftlich organisirte Mißbehagen. Die ersteren wollen die historische Gesellschaft erhalten, der vierte Stand will sie zerstören. Seine Philosophie ist die jenes Mannes, der sein Haus in Brand steckte um das darinnen nistende Ungeziefer gründlich zu vertilgen, die Philosophie des Communismus. Nicht als ob alle Glieder des vierten Standes Communisten wären, allein die Theorien der socialen Nivellirung durch alle Schattirungen von den unschuldigsten, philantropischen Phantasien bis zum äußersten Wahnsinne der Gleichmacherei zündeten zumeist bei dem vierten Stande, er fand in denselben sein corporatives Bewußtseyn ausgesprochen, die Formel, in welcher seine tausendfältigen Glaubensbekenntnisse einig sind. Die Wortführer des theoretischen Socialismus und Communismus schufen den vierten Stand nicht, aber sie weckten ihn aus dem Schlafe.

Was ein Bauer ist, was ein Bürger, was ein Edelmann, ist leicht zu sagen, was der vierte Stand ist, unendlich schwer. Ich sage unendlich, denn die Fassung seines Begriffes ist vergleichbar dem Ausdruck einer Zahlengröße in genäherten Brüchen, wobei man dem wahren Werth bis auf eine unendliche kleine Differenz immer näher kommt, ohne ihn jemals ganz aussprechen zu können. Dieß schreibt sich daher, daß der vierte Stand noch keine abgeschlossene, sondern eine erst in ihrer Bildung begriffene Größe ist. In der staatlichen Praxis läßt sich vollends noch gar keine Norm, keine Handhabe für den vierten Stand finden. Und doch ist er da, pocht an die Thüre und fordert, daß man Notiz von ihm nehme. Der Statistiker kann dir sagen, wie viele Menschen im Staate zum Bauernstande, wie viele zum Bürgerstande zählen, für die Männer des vierten Standes wird er keine runde Summe finden, die rund genug wäre. Denn derselbe ist zur Zeit noch überall und nirgends, er steckt unter Bürgern, Bauern und Herren, vielleicht gar unter Fürsten und

Prinzen als unsichtbare Loge. Er hat kein Zunftzeichen, keine eigene Rubrik in den Classensteuerverzeichnissen, denn sein Gemeinsames ist nicht ein Beruf, nicht das Eigenthümliche des Besitzes, sondern ein sociales Princip, welches die Bürgermeisterei und das Steueramt zur Zeit noch nicht einzuregistriren versteht. Und doch muß das Gemeinsame wieder mehr als ein bloßes Princip seyn, denn sonst würde es sich ja nur um eine Partei handeln, nicht um einen Stand. Frage den kesselflickenden Zigeuner, der heimathlos im Lande umherzieht und am Mittag noch nicht weiß, ob er am Abend eine Stätte findet, wohin er sein Haupt lege, allen äußeren Wahrzeichen nach ein Glied des vierten Standes, nach seinen socialen Grundsätzen. Er wird dich auslachen über die Frage, die ihm sinnlos erscheinen muß. Die „Gesellschaft" ist ihm höchst gleichgültig, denn der einfache Begriff derselben geht schon über seinen Horizont. Auch die Gliederungen der Gesellschaft schieren ihn blutwenig; er fühlt sich vielleicht in seinem Vagabundenleben ganz behaglich. Und dennoch schlummert der Neid gegen die Glücklicheren in ihm, der Drang in ihre Rolle mit einzutreten; es fehlt nur einer, der ihn wach rufe. Erlebt er das nicht, dann erleben's seine Kinder, seine Enkel. Nennt ihn wenigstens einen Candidaten des vierten Standes, wenn ihr ihn kein Glied nennen wollt. Die Theologen würden sagen, er gehört potentia zu demselben, wenn auch nicht actu.

Das sind eben die unbestimmbaren, widerspruchsvollen Elemente eines noch trüb aufgährenden Neubildungsprocesses. Wäre der vierte Stand in sich selber klar und abgerundet, er würde vielleicht schon als eine sociale Völkerwanderung die alte Gesellschaft überfluthet und von Grund aus umgewurzelt haben. Allein er sucht sich selber noch, wie er auch vom wissenschaftlichen und staatsmännischen Standpunkte aus noch gesucht wird. Er ist für beide Theile das unbekannte X in dem großen socialen Regeldetriexempel, und keiner hat noch den richtigen Ansatz finden können, um dieses X vollkommen herauszurechnen.

Man eifert vielfach gegen die Bezeichnung „vierter Stand.“ In der That ist das ein sehr ungefügiger und anscheinend nichtssagender Titel. Er ist nur ein Nothbehelf, und wird über kurz oder lang einem concreteren Ausdruck weichen. Aber zugleich ein höchst charakteristischer und darum ganz vortrefflicher Nothbehelf! Man weiß diesen Stand noch nicht weiter zu bezeichnen, als indem man ihm eine Nummer gibt. Er hat noch gar keinen Namen, als ein ungetauftes Kind liegt er noch in der Wiege. Unpersönliche Dinge unterscheidet man nach Nummern. Und der vierte Stand ist auch noch keine fertige sociale Persönlichkeit. Mit dem dürftigen Worte „vierter Stand“ ist gerade dieß gesagt, daß er das noch zu findende **X** in der Gesellschaft sey. Darum behalten wir diesen Namen bei, der scheinbar nichtssagend, in der That aber höchst charakteristisch ist und ein Triumph des richtigen sprachlichen Instinctes.

Anfänglich hatten die Social-Demokraten ihre besondere Liebhaberei an der Bezeichnung des „vierten Standes“ und brachten dieses Fachwort recht eifrig in Schwung. Die „Emancipirung des dritten Standes“ durch die erste französische Revolution war sprüchwörtlich geworden, und es fügte sich zu einem bequemen Parallelismus der banalen Phrase, daß man nun von einer Emancipirung des vierten Standes als der Hauptaufgabe der gegenwärtigen Revolutionszeit redete. Jene äußerste Partei, welche in Paris im ersten Taumel der Februarrevolution den Grundsatz, daß alle Arbeit heilig sey, so weit ausdehnte, daß sie auch die Arbeit der Freudenmädchen heilig sprechen wollte, hatte dann noch nicht einmal genug an einem vierten Stand, und sprach in zarter Rücksicht auf die Insassen der Bordelle, Diebshöhlen und Zuchthäuser bereits von einem fünften, dem die nächste Revolution gehören solle!

Als aber auch die Gegner der Demokratie den „vierten Stand“ als Schlagwort fleißiger gebrauchten, merkten erst die Demokraten, welch ein reactionäres, die verhaßte „ständische Gliederung“ voraussetzendes Wort sie selber bevorzugt hatten,

und wollen nun ihre eigene frühere Ausdrucksweise durchaus nicht mehr gelten lassen. Uns aber wird das Wort darum nur um so viel werther, denn es legt jetzt Zeugniß ab, daß selbst die Demokratie im unbewachten Augenblicke dem Gedanken der Standes-Gruppen ihre Huldigung darbringen mußte.

Wir unterscheiden zwei große Gruppen des vierten Standes: er besteht aus solchen die noch nichts sind oder noch nichts haben, und solchen die nichts mehr sind oder nichts mehr haben, solchen die erst eintreten wollen in die vollgültige Gesellschaft, und solchen die von derselben ausgestoßen wurden. Diese beiden Gruppen stehen einander gegenüber wie Idealismus und Realismus, wie die socialistische Fraction der communistischen, wie der verneinende Trieb einer tollen phantastischen Jugend dem verneinenden Trieb eines diabolisch verbitterten Alters. Auf der einen Seite steht ein guter Theil der Arbeiter, der Handwerksgesellen, der Dienenden, der literarischen Jugend, des Beamtenproletariats; auf der andern bankerotte Kleinbürger, verdorbene Bauern, heruntergekommene Barone, Industrieritter, Strolche, Tagediebe und Vagabunden aller Farbe. Diese Elemente können nicht einträchtig Hand in Hand gehen; nur die Stunde des Kampfes gegen den gemeinsamen Feind, gegen die historische Gesellschaft, macht sie jezuweilen zu Verbündeten.

So ist denn der vierte Stand auch in sich selber zerfahren, wie er hervorgegangen ist aus der Zerfahrenheit der Gesellschaft. Alle bindenden Elemente der andern Stände fehlen ihm. Die Gemeinsamkeit der geschichtlichen Existenz, der historischen Sitte fesselt seine Glieder nicht, denn gerade in dem Verfall der historischen Sitte keimte der vierte Stand erst auf, und die volle Zerstörung derselben ist sein eifrigstes Ziel. Der vierte Stand ist Kosmopolit, wo die andern Stände national, ja particularistisch sind. Der Bürger und Bauer trägt in jedem Lande sein besonderes Gepräge; der Mann des vierten Standes ist sich überall gleich. Die Civilisation und das Elend nivelliren bekanntlich am gründlichsten, und beide Kräfte sind es ja, die

im Verein den vierten Stand zumeist ans Licht gezogen und zum Bewußtseyn gebracht haben. Das gebildete Glied des vierten Standes schwärmt in Deutschland für die Polen, die Ungarn, die Italiener, die Franzosen, nur für die Deutschen nicht. Die Nationalität ist ihm eine widernatürliche Schranke, vom selbstsüchtigen Kastengeist gehegt; wie er das Standesbewußtseyn vertilgen will, so auch das Nationalitätsbewußtseyn. Und betrachten wir alle diese über ganz Europa zerstreuten Glieder des vierten Standes, die sich einig wissen in der Bekämpfung der Standes- und Nationalitätsschranken, dann erhalten wir eine gewaltige unbekannte Nation neben den bekannten, ein X auch im Völkersysteme, ein Volk, welches sich nicht auf der Landkarte unterbringen läßt und doch existirt, dessen Nationalität darin besteht, keine zu haben, und dessen Patriotismus die Zerstörung des eigenen Volksthumes ist. Jene Geschichtslosigkeit und Vaterlandslosigkeit, welche man sonst bloß als das Ergebniß einer verschrobenen Schulstubenweisheit betrachtete, hat sich im vierten Stand in einer großen Volksschicht leibhaftig verkörpert. Es gibt daher keine größern Gegensätze als den vierten Stand und die Bauern: jener ist der unhistorische Stand als solcher, wie dieser der historische. Daher rekrutirt sich auch der vierte Stand in der Regel weit weniger aus den Reihen des Landvolkes als der Bürgerschaft und Aristokratie.

Tiberius Gracchus, einer der großen Propheten des vierten Standes, sprach, als er seine Vorschläge einer neuen Ackervertheilung vor das versammelte römische Volk brachte, von den Proletariern jener Tage: „Die wilden Thiere Italiens haben ihre Höhlen und ein Lager auf welchem sie ruhen; die Männer aber, die für Italiens Herrschaft auf Tod und Leben kämpfen, besitzen nichts als den Genuß der Luft und des Tageslichts, weil man diese ihnen nicht rauben kann. Ohne Hütte und Obdach irren sie mit Weib und Kind im Lande umher. Es ist ein Hohn, wenn die Feldherren in der Schlacht sie auffordern, für ihre Hausgötter und die Gräber ihrer Väter zu kämpfen;

denn unter allen ist kaum ein einziger, der eine Grabstätte der Seinen und einen eigenen Hausaltar besitzt. — — Sie haben die Welt besiegt und werden Herren derselben genannt, ihnen selbst aber gehört auch nicht eine einzige Scholle Land." Der römische Demagog wollte dem Proletarier Hausgötter, eine Scholle Landes und eine Grabstätte wieder erwerben. Die moderne Demagogie dagegen trachtet den Mann des vierten Standes noch vollends zu befreien von der Fessel der Hausgötter und des heimischen Bodens. Familie und Vaterland sind auch so ein Stück alten Zunftzwanges, dessen man quitt werden muß; Patriotismus ist Reaction, Nationalstolz gehört zum Aristokratenthum. So furchtbare Fortschritte hat die Idee des vierten Standes, der alle andern verschlingen soll, seit Gracchus Zeiten gemacht! Wir sahen vor drei Jahren jene Schaaren der Sturmvögel, welche überall da heranzogen, wo ein Kampf gegen die bestehende Ordnung des Staates und der Gesellschaft begann, wir sahen jene bunten Reihen von Streitern aus aller Herren-Ländern, die auf allen Revolutionsschlachtfeldern Europa's und im Solde aller Nationen kämpften, die nirgends zu Haus waren, außer in dem Getümmel des Umsturzes; sie stellten uns die leibhaftig gewordene Vaterlandslosigkeit des vierten Standes dar. Diese Erscheinung ist eine ganz neue. Wenn der Landsknecht des Mittelalters dem Banner folgte, darunter am meisten Geld und Ehre zu gewinnen war, so gab er damit sein Vaterland nicht auf, er stritt ja nur, um zu streiten, er trieb sein Handwerk daheim oder in der Fremde und wanderte mit dem Schwert zu fremden Meistern in die Lehre, wie unsere Handwerksburschen mit friedlichem Werkzeug. Aber der gewappnete Proletarier des neunzehnten Jahrhunderts stellte sich mit bewußtem Grimm gegen die Fesseln des Vaterlandes unter Italiens und Ungarns Fahnen, er sah keinen Frevel darin, die rothen Hosen über den Rhein zu rufen, wenn sie auch nur die rothen Mützen hätten mitbringen können; die Heiligkeit seiner fixen Idee, die Gesellschaft, die ganze Menschheit ausebnen und gleich machen zu wollen, ließ

ihm alles andere, was sonst uns heilig dünkt, profan werden. Die Kette der organischen Gliederung läßt sich nirgends durchbrechen, ohne daß sie ganz aus einander springt; wer diese Gliederung bei der Familie, den Ständen, dem Staate aufgibt, der gibt sie auch bei Nationen auf, und wer seine Standesehre darein setzt, keinem Stande anzugehören, der muß folgerecht auch seinen Nationalstolz darein setzen, kein Vaterland zu haben. Weder das classische Alterthum noch das Mittelalter hat von dieser Verläugnung aller natürlichen Stufenreihen der Menschheit etwas gewußt, sie gehört lediglich der neuesten Zeit an.

Man muß aber nicht meinen, es sey nun in dem vierten Stande nichts weiter als Abfall und Verneinung, Verwesung und Zerfall dargestellt. Eine der Hauptrichtungen des modernen Geistes hat sich in ihm verkörpert, nur ist sie vorerst höchst einseitig und schief zu Tage gekommen, wie das bei dem Durchbruch jeder neuen Idee zu geschehen pflegt. Seit dem Ausgange des Mittelalters dreht sich der eigentliche Kern aller socialen Kämpfe um die Grundfrage, ob die Stände körperschaftlich gegliedert bleiben sollen, oder ob der Fortschritt von der antiken und mittelalterlichen Gesellschaft zur modernen nicht vielmehr darin bestehe, daß die großen historischen Gruppen und Schichten derselben in ein gleichartiges Ganze verschmolzen werden. Der vierte Stand ist das praktisch handgreifliche Resultat dieses theoretischen Kampfes, er ist in seiner dunklen und chaotischen Existenz das Siegeszeichen, welches die Idee der allgemeinen Nivellirung bei ihrem dreihundertjährigen Weltgang gewonnen hat. Erst stritt man nur für die freie Befähigung jedes Menschen zu jeglichem Beruf, für das Recht der Theilnahme jedes Standes an Staatsangelegenheiten. Aber im Geiste des vierten Standes fragt es sich nicht mehr, ob ein Stand vor dem andern politisch bevorzugt seyn solle oder nicht, ob einer den andern beherrschen, ausbeuten solle oder nicht, sondern ganz allgemein, ob nicht in der körperschaftlichen Gliederung der Gesellschaft an sich zugleich der Despotismus der Gesellschaft liege, ob eine

solche Gliederung eine Naturnothwendigkeit sey oder ein ungeheurer Betrug, den durch Jahrtausende der Mensch an dem Menschen verübt.

Alle Schichten der Gesellschaft, vom König bis zum Bettelmann, und alle politischen Parteien haben seit dreihundert Jahren nach einander — oft unbewußt — wider die körperschaftliche Gliederung und zu Gunsten der allgemeinen Nivellirung gefochten, und doch vermochten sie die Thatsache der historischen Gruppen niemals ganz umzustoßen. Alle wollten die Gesellschaft gleich machen und brachten doch nichts weiter zu wege, als daß sie den vierten Stand schaffen halfen.

Die Fürsten brachen die selbständige Macht des großen Adels, sie verwischten die vielverschlungene staatsbürgerliche Gliederung des Mittelalters, sie hoben die ständischen Privilegien auf und ließen die ständische Vertretung allmählig einschlafen; die ganze Gesellschaft sollte sich in den neuen Begriff der Unterthanen auflösen. Sie nivellirten also freilich nur in ihre eigene Tasche, und dachten keineswegs daran sich selber mit zu nivelliren, allein dieß thaten auch alle Nachfolger bis zu den modernsten Communisten. Denn wo einer nicht zu gewinnen hofft, denkt er auch nicht ans Gleichmachen. Richelieu, indem er die Selbständigkeit der französischen Aristokratie vernichtete, warb dem vierten Stande zahllose Rekruten. Wenn deutsche Fürsten ins Maßlose Titel ohne Mittel verliehen, um dadurch den erblichen Würdeträgern die Spitze zu bieten, so gründeten sie, ohne es zu ahnen, förmliche Pflanzschulen des vierten Standes, welcher dereinst gerade dem auf solchem Wege gefestigten Unterthanenbegriff am schärfsten zu Leibe gehen sollte.

Der büreaukratische Staat faßte die Gesellschaft nur unter dem Begriff der Administration. Alle Stände schmolzen ihm, wie schon bemerkt, in zwei große, unförmliche Gruppen zusammen: die „Dienerschaft" und die „Bürgerschaft", d. h. Staatsdiener und Nichtstaatsdiener. Der Hochmuth, welcher in dieser Unterscheidung steckt, brachte namentlich in kleinen Stätchen und

Städtchen das fröhliche Selbstbewußtseyn des Bürgers auf eine niederträchtige Weise herunter. Schaaren Verblendeter, die an der Hobelbank oder beim Schusterleisten höchst brauchbare und ehrenwerthe Menschen geworden wären, strömten dem gleißenden Elend des Schreibstubenproletariats zu. Der Handwerksmann verlor den Respect vor sich selber, wenn er sah, wie erhaben sich jeder Angestellte über ihn dünkte, der nur einen Dintenklecks auf einen Stempelbogen machen konnte.

Als ein erkünstelter Stand schob sich das Beamtenthum zersprengend und auflösend in die natürlichen Stände. Aus dem natürlichen, gesunden Corporationsgeiste ward ein verschrobener, widernatürlicher. Der rechtschaffene Stolz auf die Herrlichkeit des Berufes und die Würde der gesellschaftlichen Stellung ward zur ärgerlichen Anmaßung gegenüber dem bürgerlichen Standesgenossen, der statt der Uniformsknöpfe auf dem Amtsfrack nur das Schurzfell trug. Der bureaukratische Staat suchte aber auch aus politischem Grundsatz die körperschaftliche Gliederung der Gesellschaft auszuglätten, weil sich das Einförmige leichter administriren und registriren läßt, als das Mannichfaltige, weil die Centralisirung der Staatsverwaltung nothwendig auch die Centralisirung der Gesellschaft nach sich ziehen muß, weil ihm der Staat ein todter Mechanismus ist, während die geschichtliche Gliederung der Gesellschaft ein organisches Leben zu entfalten sucht, und allerdings rasch in Widerspruch treten wird zu dem todten Tabellenregiment der Bureaukratie. Da diese den Wohlstand der Bevölkerung nicht nach ihrer inneren Gesundheit und Kraft, sondern nach ihrer äußeren Corpulenz bemißt, so bot sie alles auf, die Zahl der Köpfe zu steigern, unbekümmert, ob die anschwellende neue Volksmasse nachgehends das gemeine Gut vermehren oder nur von demselben zehren werde. Absolute Freizügigkeit, schrankenlose Gewerbefreiheit, Patentmeisterschaft waren die Zaubermittel, durch welche die Bureaukratie den öffentlichen Wohlstand erhöhen wollte. Und als nun plötzlich ganze Schaaren von Proletariern den deutschen Staatshämorrhoidarius in gar

entsetzliche Verlegenheit setzten, konnte er gar nicht begreifen, wo diese Leute mit einemmale herkämen, da er doch selber die Brütöfen gebaut hatte, um so viel hunderttausend Küchlein des vierten Standes höchst kunstreich auszubrüten.

Wir könnten uns hier überhaupt ganz kurz fassen und brauchten eigentlich nur das Summarium aller der socialen Sünden zusammenzustellen, die wir in den vorhergegangenen Abschnitten als von den einzelnen Ständen und gegen dieselben verübt aufgezeichnet haben, um die Mitarbeit aller Factoren des öffentlichen Lebens zur Herausbildung des vierten Standes anschaulich zu machen.

Jener bürgerliche Altliberalismus, der die Bureaukratie in Kleinigkeiten befehdete, in der Hauptsache aber, ohne es zu merken, Hand in Hand mit derselben ging, wollte von der geschichtlichen Gliederung der Gesellschaft nichts wissen. Geschichtlos seyn hieß ihm freidenkend seyn, und die Gesellschaft vergaß er überhaupt über dem Staat. Er erkannte nur Staatsbürger an. Der abstracte Begriff eines freien Staates war der moralische Kopfabschneider, welcher jegliche culturgeschichtliche Besonderheit im Völkerleben wegrasiren sollte. Nur die Freiheit war das Recht, die Freiheiten das Unrecht. Diesen Begriff einer bloß allgemeinen officiellen Staatsfreiheit hat aber das Volk niemals verdauen können; als es ihm endlich vergönnt wurde, frei zu seyn, führte es zwar „die Freiheit“ in Liedern und Reden im Mund, griff aber mit der Hand wieder nach „den Freiheiten.“ Der Altliberalismus nivellirte die Gesellschaft im Namen der officiellen Freiheit, wie der Beamtenstand im Namen der officiellen Bevormundung. Er war der Advocat des vierten Standes, weil er in jeder ständischen Gliederung Mittelalter und Reaction witterte. Als freilich der vierte Stand endlich als eine thatsächliche Macht auf die Bühne trat und mit der Staatsidee des Altliberalismus keineswegs sehr säuberlich umsprang, verläugnete und bekämpfte ihn der letztere, wie der Mensch denn immer Consequenz und Logik abschwört, sobald ihm die eigenen

Gedanken über den Kopf wachsen. Der Altliberalismus ging endlich wenigstens negativ auf das sociale Leben ein, er hielt den Socialisten und Communisten den Widerpart, da er doch selber ihren Theorien die Stege ins praktische Leben geebnet hatte, aber eine eigene positive Mitarbeit an der Organisirung der Gesellschaft vermochte er nicht zu liefern. Es läßt sich überhaupt insofern ein merkwürdiger Fortschritt in der Entwicklung des Altliberalismus wahrnehmen, als er von seiner Abstraction des alles verschlingenden Staatsbegriffes mehr und mehr zurückkam, je mehr es seinen Stimmführern vergönnt wurde, an praktischer staatsmännischer Thätigkeit Theil zu nehmen. So war er ursprünglich Kosmopolit, später leuchtete ihm die Nothwendigkeit einer geschichtlich organischen Gliederung der Nationalitäten ein. Aber nun noch einen Schritt weiter zu gehen, und dieselbe Nothwendigkeit auch bei der Gesellschaft einzusehen, vermochte er nicht. So befürwortete er das allgemeine Stimmrecht, indeß er den Communismus und Socialismus bekämpfte, als ob nicht die revolutionäre Macht dieser Theorien ein Kinderspiel wäre, gegen die Macht der Thatsache des allgemeinen Stimmrechtes gehalten. Es erging ihm wie den Weibern, welche die Logik immer nur bis zu einem gewissen Punkte gelten lassen, indem sie die ganze Kette der Vordersätze zugestehen, aber, wenn dann endlich der Schlußsatz daraus hervorgehen soll und muß, wieder abspringen und sagen, sie meinten, es sey doch anders.

Wie der constitutionelle Altliberale den Menschen nur unter den Gesichtspunkt des Staatsbürgers fassen wollte, so wollten die aufgeklärten Pastoren nur von allgemeinen Christen etwas wissen, aber ja von recht allgemeinen, denn specifisch christliche Christen würden eben doch wieder eine körperschaftliche Gliederung ausgesprochen haben. Die Philosophen wollten nur Menschen, reine Menschen passiren lassen, die Demokratie nur die Allgemeinheit des „eigentlichen Volks“, bei welch wunderlichem Ausdruck freilich sogar der Verdacht hervorspringt, als

erkenne man das unvermeidliche Fortbestehen einer zweiten Gruppe, des „uneigentlichen Volkes“ neben dem eigentlichen an. Alle diese Abstractionen halfen den vierten Stand hervorbilden. Die Befreiung des dritten Standes war nur der erste Keimgedanke der ersten französischen Revolution, die Ausgleichung aller Stände das Ziel ihrer höchsten Entfaltung, aber in dieser allgemeinen Ausgleichung eröffnete sie doch nur dem vierten Stand seine Zukunft, und all das Blut, welches in den Schreckenstagen vergossen wurde, ist dem vierten Stande zu gut geflossen.

Darin liegt eben ein ungeheurer Humor, daß so viele, so verschiedenartige und sonst in allen Stücken feindselige Mächte des öffentlichen Lebens als so treue Bundesgenossen gegen die Thatsache der körperschaftlichen Gliederung der Gesellschaft gekämpft, und doch nichts weiter zu wege gebracht haben, als ein neues Glied — den vierten Stand. Diese großartige Allianz konnte die bestehenden Corporationen verschlechtern und eine babylonische Verwirrung aller Grundbegriffe der gesellschaftlichen Existenz hevorrufen, aber die Corporationen selbst niederreißen, den Glauben an ihre Nothwendigkeit aus dem Bewußtseyn des „eigentlichen Volkes“ tilgen, das vermochten diese Souveräne, Bureaukraten, Liberale, Pastoren, Philosophen, Communisten und Demokraten doch nicht. Indem sie die bestehenden Stände vernichten wollten und statt derselben einen weiteren zu den bestehenden erschufen, erging es ihnen just wie vielen deutschen Landständen vor zwei Jahren, welche so lange über Ersparungen im Budget beriethen, bis die Berathungskosten selber zu einem neuen Posten desselben angelaufen waren, der alle Ersparnisse wenigstens um das Dreifache überstieg.

Drei folgenreiche Revolutionen in jenem Frankreich, welches doch seinen Nacken am tiefsten unter das Joch der Centralisation beugt, brachten es nicht einmal fertig, die Nivellirung auch nur der gesellschaftlichen Sitte im Sprachgebrauch durchzuführen. Und

Frankreich ist das gelobte Land des vierten Standes. Selbst eifrig social-demokratische Franzosen lächelten bereits im ersten Jahre der neuen Republik wieder, wenn sie sich noch jezuweilen mit „citoyen“ anredeten. Und gerade das „eigentliche Volk“, nämlich die untern Classen, hat sich am allerwenigsten in diese sprachliche Vernichtung der Standesunterschiede finden können. Sein Instinct ließ es nicht loskommen vom alten Sprachgebrauch, der ja nicht willkürlich gemacht, sondern zusammt seinen Lächerlichkeiten aus der innersten Natur des Menschen erwachsen war. Jedem Menschen ist sein Zopf angeboren, warum soll denn der sociale Sprachgebrauch nicht auch seinen Zopf haben? Wo man dem Volk den „Bürger“ und das brüderliche „Du“ durch Decrete aufdrängte, da wurde es sofort confus in der Handhabung der neumodischen Redeweise. So las man in Paris kurz nach der Februarrevolution an der Thüre eines Clublocals, dessen Besucher sich, wie die Studenten sagen würden, den „Du-Comment“ zur Pflicht gemacht hatten, die Aufschrift: „Ici tout le monde se tutoie; — fermez la porte, s'il vous plaît!“ Die unausrottbare Sitte kann wohl keinen größeren Triumph über ein äußeres Machtgebot feiern als in diesen drei Worten. Als in den neunziger Jahren die Stadt Mainz von den Truppen der französischen Republik besetzt und von den Clubbisten terrorisirt war. erging an die Nachtwächter der Befehl, fürder nicht mehr zu singen: „Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen“ ꝛc., sondern: „Hört, ihr Bürger“ ꝛc., mit der ausdrücklichen Motivirung, daß es keine Herren mehr gebe, sondern jedermann bloß Bürger sey. Die Nachtwächter merkten sich das, sangen aber ganz folgerecht von nun an auch am Schlusse statt: „Lobet Gott den Herrn“ — Lobet Gott den „Bürger.“ Und es mußte ein neues Decret erscheinen, welches ihnen befahl, den lieben Gott einstweilen noch im Genusse seiner alten Titulatur zu lassen.

Und doch waren jene Clubbisten in ihrem ersten Decret nur demselben Drange gefolgt, dem unsere ganze geistige Entwicke-

lung seit der Reformation sich hingegeben hatte, und die Nachtwächter, indem sie unbewußt eine Satire auf diesen weltgeschichtlichen Zug des modernen Geistes sangen, setzten das naive Volksbewußtseyn dagegen, welches nicht einsieht, warum man unsern Herrgott noch in seinem überlieferten Recht lassen müsse, wenn man einmal mit dem überlieferten Recht der Gesellschaft gebrochen habe.

Der Organismus der Gesellschaft war am Ausgang des Mittelalters erstarrt und veräußerlicht. Er mußte reformirt, neu belebt werden. Das Widerspiel zu den corporativen Beschränkungen der mittelalterlichen Gesellschaft entfaltete sich darum jetzt in seiner ganzen Breite und Tiefe. Aber gerade die Entstehung des vierten Standes, welche das Resultat einer dreihundertjährigen Arbeit der Nivellirung war, bürgt uns dafür, daß wir bereits über die bloße Verneinung des corporativen Lebens hinausgekommen sind und der Versöhnung beider Gegensätze entgegengehen.

Der vierte Stand ist nun einmal da. Die entfesselnden Fortschritte in allen Reichen der Geistesarbeit wie der industriellen mußten ihn naturnothwendig schaffen. Alle Sünder an der Gesellschaft helfen dem vierten Stande die Stätte bereiten, aber man hüte sich vor der frevelhaften Ansicht, als ob diese Gruppe darum in Sünden gezeugt, als ob sie an sich das böse Princip in der Gesellschaft sey! Der vierte Stand hat eben so gut sein *historisches* Recht, als irgendein anderer Stand. Er ist zum Bewußtseyn dieser seiner historisch berechtigten Existenz gelangt, er kämpft um seine gesellschaftliche Stellung und droht in diesem Kampfe die ganze Gesellschaft zu verschlingen. Diese sociale Gefährlichkeit des vierten Standes beruht aber lediglich darin, daß er nur erst ein werdender, nicht ein bereits fertiger in sich beschlossener Stand ist. So suche man ihn fertig und abgeschlossen zu machen. Man wirke dazu, ihm als Gruppe die naturgemäße Stellung in den großen Gruppen der Gesellschaft zu

verschaffen und man wird seine zerstörende Kraft gebändigt haben. Durch die Gerechtigkeit, welche er dem vierten Stande widerfahren läßt, kann der conservative Social-Politiker sich am glänzendsten des Ruhmes theilhaftig machen, daß er, in die Mysterien des Volksgeistes schauend, „alles Leben ehre.“

Zweites Capitel.

Das aristokratische Proletariat.

Der Schwerpunkt des vierten Standes liegt in Deutschland nicht bei den Taglöhnern oder Fabrikarbeitern, wie in Frankreich und England, noch weniger bei den verdorbenen Bauern. Denn nicht die untern Schichten der Gesellschaft sind bei uns am meisten zerbröckelt und verwittert, sondern die höheren. In der Aristokratie, im gebildeten Mittelstande Deutschlands ist die Existenz des Einzelnen durchschnittlich weit mehr gefährdet, die Concurrenz weit übermächtiger als bei den Handwerkern und im Bauernstande. Die Proletarier des Geistes sind für Deutschland dasselbe Schreckgespenst, was für Frankreich die brodlosen Handarbeiter, für England die Fabrikbevölkerung. Die gebildeten Proletarier sind bei uns der Sauerteig, der das gesammte übrige Proletariat immer erst in Gährung versetzt. Das eigentlich gefährliche Poletariat unseres Vaterlandes geht nicht in der Blouse, sondern in Oberrock und Frack, es fängt bei apanagirten Prinzen und mediatisirten Reichsfürsten an und geht bis zum letzten hungrigen Literaten abwärts.

Der verarmte und zurückgekommene Adel hat in Deutschland eine erstaunliche Ausdehnung gewonnen. Die Ursachen sind

von uns oben in dem Capitel von dem Adel bereits angedeutet worden. Der seit Jahrhunderten so widernatürlich erschwerte Uebergang des Edelmannes, der seinen aristokratischen socialen Beruf zu erfüllen nicht mehr im Stande ist, zum Bürger- und Bauernthum, erzeugte zuletzt das Vorurtheil, daß es nobler sey, als aristokratischer Proletarier zu vegetiren, denn als tüchtiger Bürger einem ehrenwerthen Erwerb sich hinzugeben. Ein proletarischer Baron aber ist ein Widerspruch in sich selber, er glaubt einem Stande anzugehören, dessen socialen Beruf er doch keineswegs mehr üben kann, und fällt durch diesen Gegensatz seiner scheinbaren und seiner wirklichen Existenz nothwendig dem vierten Stande anheim.

Denn wer ist in materiellem Betracht ein Proletarier? Dessen möglicher Erwerb ihm keine annähernde Gewähr für die dauernde Deckung seiner Bedürfnisse gibt. Aber diese Bedürfnisse sind höchst relativ. Vielleicht hat sich irgendein Socialdemokrat durch einen Physiologen ausrechnen lassen, wie viel Centner Kartoffeln, Brod, Fleisch der Mensch zum mindesten jährlich braucht, um seinen Verdauungswerkzeugen zu genügen und also sein Daseyn fristen zu können, und setzt nun eine Normalsumme von so und so viel Centnern Kartoffeln jährlich fest, bei deren Nichterwerb das Proletariat beginnt. Allein der Bettler, wenn er nur diese Portion Kartoffeln hat, ist ein Fürst, der Fürst aber, wenn er bloß eine solche Portion Kartoffeln hätte, wäre weit ärmer als der ärmste Bettler. Denn nicht da beginnt das sociale Elend, wo der Hunger in den Eingeweiden zu brennen beginnt, sondern wo die Kraft des Einzelnen nicht mehr ausreicht, die körperlichen und geistigen Güter zu erwerben, welche ihm durch seine gegebene Stellung in der Gesellschaft — über die einmal keiner hinauskommt — als das geringste Maß des Bedürfnisses bezeichnet werden. Der Vornehme hat unter diesem Despotismus seiner eigenen Geschichte weit mehr zu leiden als der Geringe. Je höher er steht, um so näher ist ihm die Gränzlinie gerückt, wo er aus seinem Stand herausgestoßen wird,

ohne in eine andere Gesellschaftsgruppe eintreten zu können, wo er dem Chaos des vierten Standes verfällt. Ihr sprecht, indem das geringste Maß des Bedürfnisses des Menschen sich nicht nach so und so viel Centnern Kartoffeln bestimme, sondern bedingt sey durch seine gesellschaftliche Stellung, durch die Sitte, in welcher er aufgewachsen, sey es eben bedingt durch ein Vorurtheil. Ja wohl, alle gesellschaftliche Sitte ist ein Vorurtheil, und doch würde der Mensch zur Bestie werden, wenn ihr dieses Vorurtheil glatt wegrasiren könntet.

Es gedenkt mir aus meinen Knabenjahren eines armen Mannes. Ob er schon keinen Beruf hatte und nichts that und in abgetragenem Rocke umherging, hatten doch die Leute einen gewissen Respect vor ihm; denn der arme Mann war ein Reichsgraf und dazu der letzte unmittelbare Nachkomme eines großen Kriegshelden und gewaltigen Geistes, dessen Name unter den Besten in der deutschen Geschichte genannt wird. Das Besitzthum dieses Grafen war zerronnen bis auf einen kleinen Rest, auf dem nur noch ein einziger Pächter saß, und dieser kleine Rest so überschuldet, daß der Graf weit ärmer war als sein eigener Pächter. So ward dieses Gut zuletzt auch noch Eigenthum des Pächters. Und der vordem reichsunmittelbare Graf wanderte eines Tages zu Fuß auf jenes, einst sein kleinstes, Gut, um sich bei der Wohlthätigkeit seines frühern Pächters, der unlängst noch sein Unterthan gewesen, ein Unterkommen zu suchen. Dieser nahm ihn auf und gab ihm das Gnadenbrod von dem Acker den er einst von ihm zu Lehen getragen; allein der Acker hätte den Grafen auch nicht mehr standesmäßig nähren können. Und ob der Graf auch nichts mehr hatte, begleitete ihn doch noch — sein Privatsecretär! Er lebte von treuer ehemaliger Dienstleute Barmherzigkeit und lebte dennoch wie ein Graf, niemand konnte sagen, daß der Kostgänger des Hofbauern, der kein Gefolge mehr besaß als einen Privatsecretär, zur Aristokratie gehöre, und doch war er auch kein Bürger, kein Bauersmann. Die Bauern sagen heute noch, er sey so eigentlich kein Graf mehr gewesen, aber

wenn man ihn dann schlechtweg bei seinem Namen nannte, fielen sie einem doch gleich corrigirend ins Wort und sagten: der Herr Graf! Und in diesem Widerspruche deckten's die Bauern auf, weß Standes Glied der Graf eigentlich gewesen: er war ein Glied des Standes der Widersprüche, des vierten Standes.

Eines Tages bewegte sich ein Karren, davor zwei Kühe gespannt waren, von dem Hofe gegen das Dorf, des Hofbauern Junge führte das Fuhrwerk, auf dem Karren lag ein Sarg, und hinter demselben gingen der alte Hofbauer und der Privatsecretär als Leichengefolge. Der Sarg umschloß die Hülle des letzten Reichsgrafen aus einem der berühmtesten deutschen Geschlechter. So begruben sie ihn auf dem kleinen armen Kirchhofe zwischen versunkenen Bauerngräbern. Und auf den Kirchhof schaut die stolze Burg herab mit ihrer geborstenen Warte; es war die letzte Burg, die der Reichsgraf da unten besessen, freilich nur, da sie schon halb in Trümmern lag. Das Grab stand längere Zeit ohne Zeichen und Schmuck, und ward vergessen wie die versunkenen Bauerngräber zur Rechten und Linken. Da kamen eines Morgens Steinmetzen in das stille Thal, brachten einen Grabstein, setzten ihn auf des Reichsgrafen Grab, und keiner weiß bis auf diesen Tag, wer den Stein hat setzen lassen.

Auf der Vorderseite des Steines ist in goldenen Lettern des Verstorbenen berühmter Name zu lesen. Darüber das Wappen des stolzen Geschlechtes. Auf der Rückseite aber steht in schwarzen Lettern: „Er starb im Elend.“ Und am Sockel sind die Worte eingegraben: „Von einem Freunde vaterländischer Geschichte.“

Das ist die Mähr vom aristokratischen Proletariat. Der Reichsgraf, welcher zuletzt auf der Welt nichts mehr besaß, war an seiner Geburt gestorben; seines Geschlechtes große Geschichte hatte ihn nicht erhalten, nicht ernähren können. Und ein Unbekannter, ein Freund eben jener zermalmenden Geschichte, nicht ein Freund des Hauses oder des Verstorbenen, erweist ihm die letzte Ehre, weil die Tragödie dieses hochgeborenen Proletariers,

den er vielleicht nie mit Augen gesehen, ihn erschüttert hat. Er starb im Elend! Zu dieser Lapidarschrift wollte ich den Socialdemokraten führen, dem das Elend da anfängt, wo das geringste Maß der Kartoffeln aufhört, welches zur Beschwichtigung der Verdauungswerkzeuge erforderlich ist. Dieser Reichsgraf, dem noch ein Privatsecretär folgte, hatte lange Zeit ein schönes Besitzthum, und als er nichts mehr hatte, hatte er doch noch einen Freund, und wenn es auch nur ein geringer Bauersmann, ein ehemaliger Dienstmann war, der ihn pflegte, der ihm die Augen zudrückte; und doch war er unendlich ärmer gewesen als der arme Arbeiter, den oft genug der wirkliche Hunger beißt, den man ohne Hemd begräbt, und dem man trotzdem nur auf sein Grab schreiben würde: er entschlief im Herrn — und nicht: er starb im Elend!

Nicht bloß der Kampf der Arbeit mit dem Capital bedingt das Proletariat, sondern auch der Schicksalskampf mit der Geburt, mit dem Stande, mit der historisch gegebenen Stellung in der Gesellschaft. Die Geburt ist nichts zufälliges, nichts willkürliches, so wenig als Körperstärke und Geistesbegabung; sie ist vielmehr die ehernste Nothwendigkeit, sie ist die erste und festeste historische Schranke, welche das Einzelwesen gefangen hält, damit ihm für's ganze Leben die Lehre im Gedächtniß bleibe, daß alles menschliche Streben an geschichtlichen Vorbedingungen hängt, über die keiner hinaus kann und auf welche er, als auf etwas gegebenes, weiterbauen muß. Wollt ihr, daß der Mensch, aller historischen Voraussetzungen bar, bloß nach den todten, allgemeinen Grundsätzen des abstracten Rechtes und der Billigkeit zur Verwirklichung seiner Ziele Vollmacht habe, dann zertrümmert erst die historische Fessel der Geburt — wenn ihr könnt. Der Arbeiter kämpft nicht gegen die Herrschaft des Capitals, er kämpft gegen die Herrschaft des Erbrechts, also abermals gegen die eherne Schranke der Geburt. „Vom Rechte, das mit uns geboren ist," will der Despot des historischen Rechtes nichts wissen; vom Elend, das mit uns geboren ist, weiß

der Despot des philosophischen Rechtes nichts. Dieses Elend kann uns vielleicht im Kittel des Arbeiters, es kann uns aber ebenso gut unter einer Grafenkrone mitgegeben seyn.

Der vierte Stand steigt in Deutschland hoch hinauf. Es gibt deutsche Prinzen und Prinzessinen, welche ein Jahreseinkommen von ein paar tausend Gulden besitzen, und die mit ihren meisten Bedürfnissen auf das Wohlwollen und die Freigebigkeit ihres regierenden Vaters oder Bruders angewiesen sind, dessen Einkünfte selber vielleicht wiederum bloß in einer knapp zugeschnittenen Civilliste bestehen. Würden solche fürstliche Personen sich unter einander verheirathen und neue, weiter auseinander gehende Familienzweige begründen, so käme zu der bereits vorhandenen Candidatur des vierten Standes im zweiten, dritten Glied bereits der leibhaftige vierte Stand. Denn in den Bürgerstand eintreten und die Rente, vor welche mit jedem neuen Sprößling ein weiterer Divisor gesetzt würde, durch einen bürgerlichen Erwerb wieder steigern, könnten und würden diese armen Leute nicht. Das Bedürfniß würde fürstlich bleiben, das Einkommen immer bürgerlicher werden. Solche Prinzen werden sich mit Fug und Recht nicht einmal verheirathen wollen und sollen. Ein Tagelöhner aber, dem man das Heirathen untersagen möchte, muß schon sehr arm und hülflos seyn. Indem den fürstlichen Familien der große Grundbesitz mehr und mehr abhanden kommt, wird ihnen zugleich das einzige Mittel entzogen, ihr Vermögen zu mehren und für eine ausgebreitetere Nachkommenschaft zusammenzuhalten. Die Domänenfrage, über welche man hier und dort so heftig gestritten, ist nicht bloß eine staatswirthschaftliche, sie schließt zugleich die Frage in sich, ob die weitere Descendenz des Fürsten dem vierten Stande verfallen oder in den Reihen der Aristokratie bleiben solle. Ein kleiner Fürst ohne Privatbesitz wird durch seine Civilliste mit der Zeit zur Abdankung gezwungen werden, eine Civilliste ohne erhebliche landesherrliche Domänen ist das natürliche Gegengift wider den dynastischen Particularismus. Wer mag seinen Kindern und Kindes-

kindern ein so unsicheres Brod wie eine moderne Prinzenapanage in Aussicht stellen! Der constitutionelle Staat hat den nachgeborenen Prinzen, namentlich in den kleineren und kleinsten Ländern, nicht nur die Basis einer festen aristokratischen Existenz entzogen, sondern ihnen meist auch die Möglichkeit irgendeiner Berufsübung abgeschnitten. Denn rechnen wir den Kriegsdienst ab, so fällt jede andere praktische Thätigkeit, der in alten Zeiten ein Prinz mochte obgelegen haben, jetzt den verantwortlichen Ministern zu. Ein nachgeborener Prinz ist in der Regel gezwungen, berufslos zu bleiben gleich dem bedenklichsten Theile der Proletarier, und wenn er auch noch so eifrig musicirt, malt, dichtet oder den Wissenschaften obliegt, so wird er doch niemals ein rechtschaffener Musikant, Maler, Dichter, Gelehrter, ja nicht einmal ein Literat von Fach, man wird seine Thätigkeit eine „Passion" nennen, keinen „Beruf", und wo er etwas angreift, bleibt er sein Lebtag zum Dilettanten verurtheilt. Die Begeisterung aber für einen festen, praktischen Beruf allein kann den strebenden Menschen in sich befriedigen. Diese Befriedigung erzeugt den ächtesten Conservatismus; sie ist den nachgeborenen Prinzen versagt, wie einem großen Theile der Proletarier. So ragt die Candidatur zum vierten Stande überall auch in die höchste Schichte der Gesellschaft. Nicht als ob dort das wirkliche Proletariat schon eingebrochen sey, aber die Vorbedingungen desselben kündigen sich bereits an: der Geist des vierten Standes, der durch die ganze moderne Welt geht, hat auch die Thür zu den Königsschlössern gefunden, auch zu den Fürstensöhnen ist das Mißbehagen im eigenen Stande, die Berufslosigkeit und Zerfahrenheit, der Zwiespalt zwischen der äußeren Existenz und der gesellschaftlichen Stellung durchgedrungen, und wenn just die Prinzen auch nicht den Kampf gegen die historische Gesellschaft beginnen werden, so legen sie doch Zeugniß ab von der Gewalt der alles umstrickenden Idee des vierten Standes.

Die früheren Erwerbsquellen der hohen und niedern Aristokratie sind mehr als zur Hälfte vertrocknet. Die Bedürfnisse

haben sich verdoppelt. Der Eintritt in den geistlichen Stand sicherte vordem Tausenden von Adeligen eine Existenz. Sie trachteten nicht bloß, wie das heutzutage in katholischen Ländern freilich auch noch der Fall ist, die obersten Würdeträger der Kirche zu werden, sondern griffen im Mittelalter auch zu der wirklichen geistlichen Arbeit in Klöstern und an kleinen Pfarreien. In dem rheingauischen Dorfe Lorch war noch im sechzehnten Jahrhundert ein Pfalzgraf und Herzog — Georg von Bayern — Pfarrer. Eine solche Dorfpfarre würde jetzt selbst dem neuesten Baron zu gering seyn. Von der ehrenvollen Ausnahme, welche hier immer noch einzelne Adelsgruppen machen, haben wir oben bereits geredet. Das eben ist der Fluch der nobeln Faullenzerei, der sich der Adel im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in den zahllosen damals neu geschaffenen Hofämtern und Sinecuren aller Art hingab, daß fast alle Berufsarbeit, welche früher noch innerhalb der Gränzen der Aristokratie stand, jetzt aus denselben herausgetreten ist. Solange ein Baron des Mittelalters noch ein Brevier lesen oder einen Degen führen konnte, gab es für ihn kein Proletariat. Walther von Habenichts war auch ein armer Teufel, er führte die Proletarier nach dem gelobten Land und ließ sie von den Türken todtschlagen, aber er selber war darum noch lange kein Proletarier. Die Ritter, welche vom Stegreif lebten und wegelagerten, wußten wenigstens was sie thun und treiben sollten, um zu existiren, und das weiß das moderne Adelsproletariat eben nicht. Der Bauer, den jene bestohlen und geschunden, erkannte immer noch das Aristokratische ihres Berufes an; denn in seinem Glauben sausten seine Quälgeister nach ihrem Tode doch wiederum als feurige Ritter durch die Flur, und die Hölle selber mußte also Respect vor ihrem Rang und Wappen gehabt haben. Bei dem Aristokraten des Mittelalters war die Erfüllung des adeligen Berufes durchaus nicht in dem Grade durch den materiellen Besitz bedingt, wie bei der modernen Aristokratie. Der alte Ritter verpfändete Burg und Hof und Wams und Treffen dazu und blieb doch ein Ritter,

wenn dagegen der moderne Baron seinen Mantel aufs Pfandhaus trägt, so ist damit seine aristokratische Stellung jedenfalls sehr zweifelhaft geworden.

Das aristokratische Proletariat ließ sich seit langer Zeit am besten in den deutschen Kleinstaaten beobachten. Dort drängte es sich aus aller Welt Enden zusammen, um Hofämter und Officierstellen zu erhalten. Auch die kleinsten Höfe wollten sich mit dem Glanze alter Namen umgeben. Ein eigentlicher Landesadel war oft nicht mehr vorhanden, die weiland reichsunmittelbaren Familien blickten mit dem ganzen Groll der Mediatisirten auf ihre ehemaligen Collegen, die so glücklich waren ihre Souveränetät zu retten, und würden sich's nie und nimmer verziehen haben, bei denselben Hof- und Militärdienste anzunehmen. Wie die Büreaukratie alle Schleußen aufzog, damit das bürgerliche und bäuerliche Proletariat ins Land einströme, und durch die Erhöhung der Bevölkerungsziffer den Schein des Staatswohlstandes erhöhe, so wurde von den Höfen die ganze Fluth des adeligen Proletariates in diese kleinen Ländchen geleitet. Aber diese Versorgung eines armen Barons, dessen Güter, wie die Bauerngüter zu Zeiten des armen Konrad, auf der Fehlhalde und dem Hungerberg, am Bettelrain und zu Nirgensheim lagen, mit einer Lieutenants- oder Kammerjunkersstelle führte eigentlich nur wieder zu einer neuen Sorte von Proletariat, die auf das vorhandene gepfropft wurde. Denn das militärische Proletariat, wie es in den Tagen der Landsknechte Deutschland in Schrecken setzte, ist von den Gemeinen zu den Officieren avancirt, und fängt jetzt bei den Cadetten, Fähndrichs und Lieutenants an, wie vordem bei den Troßbuben und Sattelknechten. Bekanntlich sind unsere niederen Officiersgagen darauf berechnet, daß der Inhaber der Stelle etwas eigenes Vermögen mitbringe, aus welchem er zusetzen könne. Die meisten Militärverfassungen sprachen es selber aus, daß diese Stellen proletarisch dotirt seyen, indem sie nur Söhne der vermögenderen Classe in die Cadettenschulen zuließen, und die niederen Officiere, außer gegen Hinterlegung einer hohen

Caution, zum Cölibat verurtheilten. Ein Bürgerlicher schlägt sich noch am ersten durch in diesem Officiersproletariat, da ihm Entsagen und Arbeiten von Haus aus näher liegt. Statt dessen nun besetzte man in den kleinen Ländchen solche Stellen fast durchgehends mit den von nah und fern herzugerufenen verkommenen und verdorbenen Adeligen. Diese kamen in einen Beruf und fanden doch keinen. Da sie nicht wegen ihrer Kriegstüchtigkeit, sondern wegen ihres Namens herbeigezogen worden waren, so lag ihnen gemeiniglich die Kriegswissenschaft zu hoch, die Gamaschenknöpferei aber zu niedrig. So recht bequem lag dagegen das Wirthshaus. Sie glaubten eine Existenz gefunden zu haben, und hatten doch keine, da schon der „Standesaufwand" allein, den man von ihnen forderte, die schwindsüchtige Gage überstieg. Proletarier im Besitz, Aristokraten im Genuß, sind diese Officiere bereits wirkliche Mitglieder des vierten Standes. Mit gränzenloser Frivolität nahm man seitens der obersten Militärbehörde in der Regel die Sache hin wie sie eben war, und stellte wohl gar „halbofficiell" die Behauptung auf, ein Lieutenant, der keine Schulden mache, sey ein schlechter Officier.

Nicht wenige Glieder des Officiersproletariats haben wir wiedergefunden in den Insurgentenheeren der Jahre 1848 und 1849. Der Schritt von dem geheimen Zerfallenseyn mit der Gesellschaft zum offenen Kampf gegen dieselbe war diesen Männern wahrlich weit leichter gemacht als den verführten Handarbeitern und Taglöhnern, die unter ihrem Commando fochten. Der Casernendienst mit ein paar hundert Gulden Gage ist freilich noch eben so gut eine Zufluchtstätte für den heruntergekommenen Adel, wie es das ritterliche Kriegshandwerk für den in der Erbschaft todtgetheilten Junker des Mittelalters war. Aber es ist dieß eine Zufluchtstätte, die in andern Formen uns allen offen steht — die Zufluchtstätte des vierten Standes. Viele mittellose adelige Subalternofficiere haben das empfunden und sind in den Friedensjahren nach Amerika gegangen, wo sie das wenigstens ganz seyn können, was sie hier seyn müssen

und doch zu seyn nicht scheinen dürfen — Proletarier. Noch mehr, ein heruntergekommener Edelmann kann in Amerika sogar Bürger oder Bauer werden, er kann dort die Last seines Namens, seiner Geburt, seiner Geschichte von sich werfen, und es bleibt ihm noch ein Drittes übrig neben der Wahl, ein vornehmer Herr oder ein Lump zu seyn.

Indem die kleinen Fürsten das aristokratische Proletariat hegten und seine Ausbreitung förderten, haben sie zugleich die ganze sociale Stellung der Aristokratie verrückt. Nur durch möglichste Concentrirung des ganzen Standes kann man die conservative Macht der Aristokratie erhöhen. Sie ist nur in ihrer Beschränkung stark, und in diesem Betracht das gerade Widerspiel des vierten Standes, der in seinem riesigen Wachsthum nach außen, in seiner Corpulenz so erstaunlich sich kräftigt. Wenn Karl Vogt in der Paulskirche den Antrag stellte, man möge, um den Adel aufzuheben, nur jedwedem freigeben den Adelstitel anzunehmen, so könnte man glauben, er habe den kleinen Höfen das Verfahren abgelauscht, wie man die Aristokratie am besten um den Credit bringt. Die Privilegirung des aristokratischen Proletariats — nicht der Aristokratie — ist es, was vorzugsweise den Groll aller andern Stände gegen den Adel erzeugt hat. In Marburg hatten die adeligen Studenten bis vor kurzem — vielleicht auch noch — nur ein einziges Privilegium, nämlich — doppelte Immatriculationsgebühren bezahlen zu müssen. Ein solches Privilegium ist jedenfalls der Aristokratie am förderlichsten. Wir deuteten schon in dem Abschnitte von der Aristokratie an, wie oft gerade der solide, conservative Bürger, der nichts weniger als Staat und Gesellschaft umstürzen will, einen gründlichen Haß auf den Adel geworfen hat. Diese Stimmung, welche mit dem ganzen übrigen socialen Charakter jener Bürger in Widerspruch steht, ist hervorgerufen durch das aristokratische Proletariat; die Feindseligkeit gegen dieses überträgt sich unbewußt auf die ganze Aristokratie. Es muß den Zorn des ehrenfesten Bürgers herausfordern, wenn er sieht,

wie etwa der hergelaufene proletarische Hofcavalier in nobler Verschwendung sich anläßt, als seyen ihm die Thaler in Scheffeln zugemessen, indeß er Brod und Fleisch auf jahrelangen Borg nimmt; es muß sein sittliches Gefühl empören, wenn er bemerkt, wie der proletarische Baron aus dem achtzehnten Jahrhundert nicht bloß die Tradition der adeligen Berufslosigkeit und Sinecurenjägerei überkommen hat, sondern wie er dazu auch an der weitherzigen Moral der höhern Stände aus jener verderbten Zeit mit dem Conservativismus der Liederlichkeit festhält, und wie der zerfahrene militärische Müßiggänger, alten Namens, aber nicht alter Ehrenfestigkeit, den subtilen Betrug an einem armen Handwerker durch Schuldenmacherei für einen Zug vornehmen Wesens hält. Es reizt den Spott des Bürgers und Bauern, der in seinem reichlichen Erwerb sich behaglich fühlt, wenn er auf den erwerblosen Adeligen blickt, der auf silberner Schüssel täglich Kartoffeln mit Salz ißt.

Der trefflich gezeichnete proletarische Baron in Immermanns Münchhausen speculirt auf die Fabrication von Luftsteinen, indeß die wirklichen Steine seines Rittersitzes an allen Ecken auseinanderbersten. Aber der Leser wird sich erinnern, daß dieser Immermann'sche Baron keineswegs unsere sittliche Entrüstung herausfordert, im Gegentheil, seine harmlose Erscheinung erregt in uns ein Gemisch von Heiterkeit und Mitleid. Dieser Baron ist aber auch kein Proletarier, er ist nur ein armer Teufel, er bleibt dabei ein ächter Aristokrat; in dem Maße, als seine Besitzthümer mehr und mehr dem Reiche der Phantasie anheimfallen, treten auch seine Bedürfnisse und Ansprüche mehr und mehr in das Reich der Phantasie hinüber; in seinen Ueberlieferungen, in seiner Gedankenwelt, in seinen Grillen hat er die genauesten Gränzmarken seines Berufs und seines Standes gefunden, und er fühlt sich über die Maßen behaglich innerhalb derselben; die Pfeiler seines baufälligen Hauses wanken unter seinen Füßen, aber die Pfeiler seiner socialen Existenz stehen ihm, in seiner Einbildung, fest wie die ewigen Berge.

Dieses Bild bezeichnet uns nicht bloß eine einzelne Figur, es schildert eine ganze Gattung. Der heruntergekommene grundbesitzende Adel wird höchst selten dem vierten Stande verfallen, er wird in Armuth und Entsagung an dem Schattenbilde seiner gesellschaftlichen Stellung und an der überlieferten Sitte festhalten und nicht, wie mehrentheils der proletarische Hof- und Militäradel, dieselbe in Unsitte verkehren, er wird allenfalls den Humor herausfordern, gemischt mit einer Rührung des Mitleids, aber nicht den Haß und die Erbitterung der übrigen Stände. Er ist dem ordentlichen Bürger und Bauern nur ein verblaßtes Abbild der vollgültigen Aristokratie, vor deren geschichtlichem Charakter, vor deren Beruf als der selbständigsten Hüterin des erhaltenden Princips im Staate, als betraut mit den Interessen des großen Grundbesitzes, der großen Industrie, des massenhaften Capitals, der Repräsentant des kleinern Gewerbs und des kleinern Ackerbaues immer Respect gehabt hat. Aber gerade darum ist ihm das aristokratische Proletariat in tiefster Seele verhaßt, denn hier tritt ihm die Bevorzugung eines Standes entgegen, der kein Stand, kein Beruf mehr ist, nur noch eine alte Formel, ohne allen reellen Rückhalt. Und weil das aristokratische Proletariat leider zahlreicher geworden ist als die Aristokratie selber, so kommt er leicht dazu, beides untereinander zu mengen.

Als die hessischen Bauern im März 1848 die Standesherren im Vogelsberg so hart bedrängten und ihre Besitzungen plünderten, konnten viele diese Wuth der Bauern nicht begreifen, welche sich plötzlich gegen Leute richtete, von denen die ganze Gegend schon lange weit mehr Vortheil gezogen, als die unbedeutenden besondern Lasten der standesherrlichen Bezirke ausmachten. Die Feindseligkeit der Bauern zielte aber gar nicht auf die Standesherren als solche, sie zielte auf die Idee der Bevorzugung des aristokratischen Proletariats, welche ihnen gleichbedeutend geworden war mit dem Begriff der Aristokratie überhaupt und ihren Vorrechten. Die Herren auf dem Lande erhielten den Streich und

den Herren in der Stadt galt er. Man sieht daraus, daß es ein Act der Selbsterhaltung für die Aristokratie ist, den in der rauhen Luft dieser Zeit immer reichlicher abwitternden Theilen ihres Standes den Uebertritt in die Bürgerschaft und das Ergreifen einer bürgerlichen Hanthierung zu vermitteln, und nicht durch Ansprüche und Zugeständnisse ohne Sinn und Verstand die verdorbenen Aristokraten für die Reihen des vierten Standes systematisch zu pressen.

Mit Decreten kann man auch hier nicht einschreiten. Nun es einmal zur Sitte geworden, daß auch der nachgeborne Sohn den Adelstitel führe, läßt sich das nicht flugs auf dem Wege der Gesetzgebung abschaffen, denn die Sitte ist gewaltiger als das Gesetz. Aber der Adel selber muß dazuthun, wie wir schon oben angezeigt, statt verkehrter Sitte rechte Sitte herauszubilden. Und wohl können auch die Höfe und Ministerien dahin wirken, daß die Bevorzugung des aristokratischen Proletariats aufhöre, welche dem Bürger ein Aergerniß ist, dem Adel ein Ruin. Wenn die künstlichen Hegungsstätten des aristokratischen Proletariats, wie wir sie namentlich in den kleinen Ländchen finden, allmählich eingehen, dann wird es auch der verdorbene Baron nachgerade klüger finden, in die neue Welt zu wandern, oder in der alten einer nährenden Thätigkeit sich zu widmen, als berufslos von eines kahlen Namens hungrigen Renten zu zehren. Der Haß des Bürgers gegen den Adel wird mit dem aristokratischen Proletariat von selber schwinden, und die ganze gesellschaftliche Stellung der Aristokratie eine würdigere und einflußreichere werden. Oder sollte dieß gerade das dämonische Schicksal des Adels seyn, daß ihm nur die Wahl gelassen bleibe zwischen des Besitzes Fülle und dem Bettelstab?

Drittes Capitel.

Die Proletarier der Geistesarbeit.

Die Proletarier der Geistesarbeit sind in Deutschland die eigentliche ecclesia militans des vierten Standes. Sie bilden die große Heersäule der Gesellschaftsschicht, welche offen und selbstbewußt mit der bisher überlieferten socialen Gliederung gebrochen hat. Die Beweise liegen jetzt genugsam vor, daß der proletarische deutsche Handarbeiter im Großen und Ganzen noch keineswegs zum hellen Bewußtseyn seiner socialen Stellung gekommen ist. Das Geistesproletariat dagegen weiß und fühlt sich als vierten Stand, es stellt die Idee der Ausgleichung der alten Gesellschaftsordnung in der Praxis wie in der Theorie dar.

Ich fasse auch diese Gruppe des vierten Standes in ihrer ganzen Consequenz und weitesten Ausdehnung. Beamtenproletariat, Schulmeisterproletariat, perennirende sächsische Predigtamtscandidaten, verhungernde akademische Privatdocenten, Literaten, Journalisten, Künstler aller Art, von den reisenden Virtuosen bis zu den wandernden Comödianten und den Drehorgelleuten und Bänkelsängern abwärts. Ueberschlägt man in Gedanken diese Legion der deutschen Geistesproletarier, dann muß man wohl zu dem Resultate kommen, daß in keinem Lande Europa's die

in Rede stehende Gruppe des vierten Standes zahlreicher und mannichfaltiger vertreten sey als bei uns. Es liefert dieß den Beweis, daß der Umsatz des materiellen und namentlich industriellen Capitals der Nation unverhältnißmäßig zurücktritt neben dem Groß- und Kleinhandel, Schacher und Wucher, der mit dem geistigen Pfunde getrieben wird. Deutschland erzeugt mehr geistiges Product als es brauchen und bezahlen kann. Eine solche Ueberproduction, die nicht bloß vorübergehend ist, sondern andauernd, ja stets im Wachsen begriffen, zeugt von einem krankhaften Zustande der gesammten Nationalarbeit, von einer widernatürlichen Vertheilung der Arbeitskräfte. Das Geistesproletariat ist eine weit schärfere Satire auf den Nationalwohlstand als alles Fabrikarbeiter- und Bauernelend. Wir stehen hier vor einem Zirkel. Die geistige Production schießt ins Kraut, weil ihr der materielle Erwerb nicht hinreichend breite und tiefe Wurzel bietet, und diese Wurzel kann wiederum nicht zur rechten Entfaltung kommen, weil jeder Ueberschuß von Kraft aufwärts in das endlose Blätterwerk treibt. Hier liegt das eigentlich Gefährliche von Deutschlands socialen Zuständen. Wie der vierte Stand in andern Ländern durch den plötzlichen und übergewaltigen Aufschwung der Industrie erzeugt wurde, so ist er in Deutschland wesentlich das Ergebniß übergewaltiger geistiger Erhebung. Wir sahen oben, daß auch der deutsche Bürgerstand seinen überwiegenden Einfluß in der modernen Gesellschaft den zwei großen Thatsachen der *geistigen* Erhebung durch die Reformation und die classische Periode der neueren Nationalliteratur verdankt, während erst in jüngster Zeit die Industrie ihre Entscheidung zu Gunsten des Bürgerthums in die Wagschale zu werfen beginnt. Das Ueberwuchern des Geistesproletariates ist die Kehrseite jener Erscheinung im Bürgerthum. Wir sehen hier recht klar, wie jene Krisen des Bürgerthums eine Schicht des vierten Standes als nothwendiges Product zugleich mit erzeugten, wir erblicken die zwiefache sociale Rückwirkung eines und desselben geistigen Aufschwunges der Nation, dort die positive, hier die negative.

Andere Völker brauchen uns aber nicht zu beneiden um das Uebergewicht des Geistesproletariates über die Proletarier der materiellen Arbeit. Denn der Mensch wird viel leichter überstudirt als er sich mit seinen Händen krank arbeitet, und gerade das Geistesproletariat erzeugt die bösartigeren Krankheitsstoffe. Der Widerstreit des Erwerbs mit dem Bedürfnisse, der eingebildeten gesellschaftlichen Stellung mit der wirklichen ist bei dieser Gruppe des vierten Standes am unversöhnlichsten.

Die Proletarier der Geistesarbeit haben existirt seit man überhaupt des Geistes Weben und Schaffen als Arbeit zu betrachten und auf den Markt zu bringen begann, und gar viele Männer, deren Bildsäulen die Geschichte in dem Pantheon des nationalen Ruhmes aufgestellt, waren nichts anderes als solche Proletarier. Aber in dem Maße, als die ganze nationale Existenz Deutschlands mehr und mehr zu einer bloß literarischen zusammenschrumpfte, mußten die Proletarier der Geistesarbeit eine immer höhere Meinung von ihrer Bedeutsamkeit bekommen, und immer schneidender den Widerspruch empfinden, worin ihre materielle Stellung hierzu stand. Weil das Zeitalter die Intelligenz auf den Thron gehoben, glaubten die großen und kleinen Leute, welche aus der Intelligenz Profession machten, daß sie selbst nun auch wenigstens auf Sammetpolstern sitzen müßten. Was von socialen Bewegungen im Sinne des vierten Standes in neuester Zeit in Deutschland vorgekommen ist, das ist von den Proletariern der Geistesarbeit ausgegangen oder angeregt worden. Es ist eine furchtbare Ironie auf unsere Staatseinrichtungen, wenn man erwägt, wie im Jahre 1848 Subalternbeamte — also die speciellsten Pflegekinder des Staates — in Masse für die Zerstörung der historischen Gesellschaft agitirten, während Bürger und Bauern und Taglöhner sich ruhig verhielten; und man könnte kein beißenderes Epigramm auf unsere öffentliche Erziehung schreiben, als wenn man die Durchschnittsziffer der verdorbenen Literaten ermittelte, welche alljährlich durch unsere gelehrten Staats-

schulen zum Kriege gegen die Gesellschaft eingeschult werden. Gerade diejenige Gesellschaftsschicht, mit welcher sich der Staat in Deutschland ex officio am meisten befaßt und an der er fast ausschließlich seit Jahr und Tag gedoctort hat, das studirte Bürgerthum, ist am gründlichsten der socialen Zerfahrenheit verfallen. In Frankreich erlebten wir neuerdings auf anderm Gebiet ein Gegenstück hierzu. Je mehr sich zur Zeit der provisorischen Regierung der Staat als solcher mit den brodlosen Arbeitern befaßte, um so proletarischer, um so gefährlicher für die Gesellschaft wurden sie.

Das aristokratische Proletariat erschien uns als der verwitternde Abfall einer längst bestehenden und abgeschlossenen Gruppe der Gesellschaft; in dem Proletariat der Geistesarbeit dagegen erblicken wir eine ganz neue Gruppe, die sich, durch neue Voraussetzungen der Culturgeschichte ans Licht gerufen, erst zur Existenz emporringt. Daher konnten wir die aristokratischen Proletarier nur nach dem schildern was sie nicht mehr sind, während wir die vorliegende Gruppe hauptsächlich nach dem schildern müssen was sie werden will. Dort bedingte der Mangel an Lebensthätigkeit den socialen Krankheitszustand, hier die Ueberfülle des widernatürlich auf einen Punkt gehäuften Schaffensdranges. Das aristokratische Proletariat geht zu Grunde, weil es am unrechten Orte in der Vergangenheit lebt, die Geistesproletarier, weil sie über dem Phantasiebild einer socialen Zukunft die Gegenwart vergessen. Während aber bei dem aristokratischen Proletariat, wie bei dem der vorzugsweise sogenannten Arbeiter immer noch eine Erinnerung von gesellschaftlicher Organisation des Standes übrig geblieben ist, indem jene noch an der Tradition der vollgültigen Aristokratie, diese an der Ueberlieferung des Handwerks, dem sie verwandt, in gewissem Grade festhangen, fehlt bei dem Geistesproletariat auch jede Ahnung einer geschichtlichen Gliederung des Standes und der Arbeit, weil hier überhaupt alle geschichtlichen Voraussetzungen erst geschaffen wer-

den sollen. Es ist dieses daher in der That der vollendetste Mikrokosmus des ganzen vierten Standes, die Idee desselben ist hier am umfassendsten verwirklicht.

Das Geistesproletariat rekrutirt sich aus allen Ständen, es ist die einzige Verwirklichung schrankenlosester Gewerbefreiheit. Nicht bloß verdorbene Schneider, wie Weitling, auch verdorbene Grafen, wie St. Simon, versuchten es, nachdem sie andere Formen des Proletariates bereits durchgemacht, zuletzt noch einmal unter den Literaten. Und es ist, beiläufig bemerkt, charakteristisch genug, daß diese dunkle, unmeßbare Größe des vierten Standes, in welcher die Gegensätze zertrümmerter und neu aufsprossender Gesellschaftsschichten vereinigt liegen, in neuerer Zeit ihren ersten begeisterten Propheten in eben diesem Grafen St. Simon fand, dem heruntergekommenen Aristokraten, dem phantastischen Schwärmer, zur Hälfte selber in geistiger Auflösung begriffen, zur Hälfte in jugendkühnem idealistischem Aufschwung, und schon halb im Todeskampfe sein letztes Buch, „das neue Christenthum" verfassend.

Es schien uns lehrreich, eine aus dem Kleinen herausgarbeitete Musterung des Künstlerproletariates dem Leser vorzuführen. Nicht als ob dessen sociale Bedeutung so hervorragend wäre. Aber gerade in der Art und Weise wie sich aus den einzelnen Künstlerberufen die Ansätze zum Proletariate entwickelten, schien uns so anziehendes Material zur Erkenntniß der Genesis des vierten Standes überhaupt gegeben, wie kaum irgendwo anders.

Es wird uns nämlich die beachtenswerthe Erscheinung begegnen, daß der Künstler, je mehr er sich von seinem alten und natürlichen Zusammenhang mit dem bürgerlichen Handwerk losgerissen, je mehr er sich von der strengen äußerlichen Zucht technischer Lehr- und Gesellenjahre frei gemacht hat, und je mehr die alten künstlerischen Genossenschaften sich auflösten, immer entschiedener dem Proletariat in geistiger und materieller Beziehung verfallen ist.

Die Männer der bildenden Kunst, die durch die ganze Technik ihres Kunstbetriebes gezwungen sind auf dem festen Boden des Handwerks zu stehen, haben bis zu dieser Stunde den Geist des vierten Standes am meisten aus ihren Reihen fern gehalten. Die Musiker dagegen und Schauspieler, welche sich von der alten socialen Zucht der Corporation und des Handwerkes fast ganz emancipirten, haben dadurch förmliche eigene Familien des Künstlerproletariates ausgebildet.

Wir werden von den social gebundensten Künstlerberufen zu den social am meisten entfesselten vorschreiten.

Bei den bildenden Künsten kommen vorweg die Jünger der Baukunst hier kaum in Betracht. Der innigste Zusammenhang ihrer Kunstübung mit dem Handwerk und der Wissenschaft hat sie seit dem Mittelalter aufs entschiedenste in die gesellschaftliche Gliederung des Bürgerstandes eingewiesen. Der zünftige Charakter war bei den Baukünstlern des Mittelalters aufs förmlichste ausgebildet. Die Bauschulen und Bauhütten sorgten dafür, daß nicht jeder konnte zugelaufen kommen. Je leichter das Lehrgeheimniß einer Kunst zu ergründen scheint, desto mehr wird sie dem Zulauf solcher Leute ausgesetzt seyn die nachgehends auf halbem Wege stehen bleiben, um sich dann als künstlerische Proletarier der wirklichen Künstlerschaft beizugesellen. Wenn die mittelalterlichen Baugewerke ihr Lehrgeheimniß mit größter Eifersucht bewahrten, dann lag wenigstens der einfache Sinn darin, daß keiner sich für einen Eingeweihten der Kunst halten solle, der sich nicht in strenger Zucht zur Künstlerschaft hinaufgearbeitet habe. Das Mittelalter hatte in seinen Corporationen ein Organ, um das Maß dieser Zucht festzustellen. Uns fehlt ein solches Organ und an dem Mangel desselben klebt das künstlerische Proletariat.

Man wird noch keine Sylbe von einem Proletariat der Baukünstler als einer socialen Gruppe gehört haben, während sich uns ein ganz speciell geprägtes Musikantenproletariat, ein Schauspielerproletariat bemerklich genug aufdrängt. Man wird

auch nirgends von einem besondern Proletariate der Bildhauer hören, obgleich es schier mehr verdorbene als gerathene Bildhauer in Deutschland gibt. Denn auch bei diesem Künstler ruht die Hälfte seiner Meisterschaft im Handwerk. Er hat harte Lehrjahre durchzumachen, er arbeitet mühselig und langsam, während das Proletariat nur da sich einnistet wo man gleich ernten kann, nachdem man gesäet hat. Sowohl das Studium als die Ausübung der plastischen Kunst setzt einen gewissen Capitalbesitz, eine „Auslage" voraus. Der Volksmund classificirt die Gediegenheit der Berufsgeschäfte nicht mit Unrecht nach dem Maße dieser Auslage, und stellt im Sprüchwort das Geschäft der Barbiere und der Musikanten als die leichtesten und liederlichsten hin, weil beide keine Auslage haben. Der plastische Künstler errichtet eine Werkstätte, wo Lehrling und Geselle unter den Augen des Meisters arbeiten; dadurch ergibt sich schon ein Anflug von natürlicher Organisation in dieser Künstlergenossenschaft. Er kann auch nicht, wie der Musiker und Schauspieler, bei unstetem Vagabundiren seine Kunst ausüben, sondern ist dazu an den bestimmten Ort gefesselt. Durch seine Verbindung mit dem Handwerk ist zugleich seiner Existenz ein fester Boden geschaffen. Er meißelt ja nicht bloß griechische Götter, sondern, wenn es etwa augenblicklich mit den reinen Kunstwerken nicht recht gehen will, achtet er es seiner Ehre nicht zu gering, auch im künstlerischen Handwerk sein Heil zu suchen. Und mit einer so realen Grundlage der Kunst geht immer die gesellschaftliche Solidität Hand in Hand.

Man kann es nicht genug preisen, daß die meisten alten Maler, namentlich die deutschen, sich so erstaunlich concentrirten in der Wahl ihrer Stoffe. Es gehört zum Wesen des Geistesproletariates, daß es nicht bloß in allen Ländern umher vagabundirt, sondern auch in allen Zweigen seiner Kunst oder Wissenschaft. Die Literaten, welche alles wissen und auf Verlangen in allem arbeiten, bezeichnen darum den Gipfel dieses Proletariates. Ein Meister, der bloß Madonnen und Heilige, oder bloß nüch-

terne und betrunkene Bauern, oder bloß Hirsche, bloß Rindvieh, bloß Schafe malt, wie das meist die alten gethan, kann gar nicht von dem auf weitester Peripherie herumtaumelnden Schwindelgeiste des vierten Standes angesteckt werden. Indem er seine Künstlerthätigkeit energisch auf Einen Punkt zusammenfaßt, wird ihm auch im socialen Leben der Gedanke der breiten Verschwemmung und Verallgemeinerung ein Gräuel seyn. Die treffliche künstlerische und sociale Rückwirkung einer strengen technischen Schulzucht zeigt sich leuchtend bei den Meistern der altitalienischen und altdeutschen Malerschulen. Diese Leute wußten ganz bestimmt, was sie lernen und bei wem sie lernen sollten; die Meister einer Kunstrichtung hielten auch äußerlich als in einer festgeschlossenen Genossenschaft zusammen, sie setzten ihrem Wirkungskreis aufs genaueste Maß und Schranke, und standen darum in der Kunst wie im socialen Leben fest auf den Beinen. Bei dem modernen Geistesproletariat wird man niemals von einer bestimmten „Schule" reden können, da stäubt alles auseinander. Es wird z. B. niemand einfallen, von einer Berliner, Leipziger &c. Literatenschule zu sprechen, weil hier zuletzt wohl doch wieder nur die allgemeine Zerfahrenheit das gemeinsam Charakteristische wäre. Es ist sehr bemerkenswerth, daß von dem Augenblicke an, wo man wieder von besondern Schulen der modernen Malerei zu reden begann, nicht bloß der proletarische Geist der Kunsteinrichtung schwand, sondern auch ein großer Theil der Maler, die vordem in der wirklichen Vasallenschaft des vierten Standes gestanden, sich wiederum zu größerer wirklicher bürgerlicher Selbständigkeit aufzuringen begann. In einer langen Zeit künstlerischen Verfalles war der Maler, sofern er nicht in Hofdiensten stand, dem ganzen Jammer des vierten Standes fast rettungslos preisgegeben. Mit den Malerschulen ist wieder corporatives Leben, genossenschaftliche Hülfe erwacht. Der Corporationsgeist bei den Malern hat bereits die Anforderung einer strengen technischen Schulzucht bedeutend gesteigert, damit die engere Genossenschaft rein erhalten bleibe von dem Eindringen autodidaktischer Schwindler, welche überall die wahren Apostel

des Künstlerproletariates sind. Mit Freuden bemerkt man, daß seit dem höheren Aufschwung der modernen Malerei jene Schwärme halbreifer Porträtmaler bedeutend abgenommen haben, die ohne irgendeine feste Existenz gleich Irrlichtern im Lande umherfuhren, namentlich die Provinzialstädtchen und reicheren Dörfer brandschatzten und mit dem leichterworbenen Verdienste von der Hand zum Mund lebten, bis sie allmählich im Elend untergingen. Dagegen lebt jetzt eine verwandte Art des Proletariats unter den zahllosen Daguerreotypisten und Photographen auf. Allein insofern bei ihnen der Erwerb gewisser Handfertigkeiten fast ganz an die Stelle der künstlerischen Begabung tritt, gehören sie mehr dem Proletariate jener Fabrikarbeiter an, deren ganze Existenz von einer einzigen Manipulation abhängt die nur so lange ihren Werth behält als die Maschine, woran sie arbeiten, in ihrem jeweilig unvollkommenen Zustande bleibt.

Bei den Musikern stoßen wir zuerst auf ein vollständig ausgeprägtes Künstlerproletariat. Die Musiker bildeten bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein eine ziemlich festgeschlossene Genossenschaft. Wer ein Meister der Tonkunst werden wollte, der mußte als Calicant, als Chorsänger, als Stadtpfeifer oder Zinkenist — also beim Handwerk — seine Künstlerlaufbahn beginnen; dann stand ihm aber auch in den zahlreichen fürstlichen und gräflichen Privatcapellen, die fast sammt und sonders eingegangen sind, und in den gleichfalls bedeutend verminderten Cantoren- und Organistendiensten die Aussicht einer gesicherten bürgerlichen Existenz offen. Man pflegt so selten vom socialen Standpunkte aus einen Blick auf die Kunstentwickelung zu werfen, und doch ist es z. B. unzweifelhaft, daß der Verfall des heiligen römischen Reiches nicht wenig zum Verfall der ächten deutschen Kammermusik beigetragen hat; denn als nicht mehr so viele Fürsten im Reiche existirten, wie Tage im Jahr, existirten auch nicht mehr so viele Hofcapellen; dadurch ward wiederum der Instrumentalmusik recht eigentlich ihr festes Brod entzogen, der alte solide Kammermusikus verwandelte sich in den modernen fahrenden Vir-

tuosen, und mit der socialen Stellung der Künstler ward Weg und Ziel der ganzen instrumentalen Kunst vollständig verrückt. Der musikalische Lehrling des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts suchte die Meister auf und arbeitete bei ihnen ganz so, wie es bei den Gewerken, wie es bei den alten Malerschulen Sitte war. Der musikalische Dilettantismus war erst im dürftigsten Keime vorhanden, und es fiel keinem Dilettanten ein, der etwa in seiner bürgerlichen Existenz Schiffbruch gelitten, nun flugs unter die Musiker zu gehen und da als Meister sein Brod zu gewinnen, wo er doch niemals als ordentlicher Lehrling gearbeitet hatte. Die musikalischen Körperschaften schlossen sich sehr strenge ab. So hatten z. B. die sogenannten „gelernten Trompeter," welche durch eine strenge, aufs subtilste normirte technische Schulzucht gegangen waren und ihre Zungenstöße als ein heiliges Lehrgeheimniß bewahrten, ihre besondern bis Josephs II. Zeit erneuerten kaiserlichen Privilegien und ließen keinen „ungelernten" mit sich blasen, der nicht zur Zunft oder, wie sie es nannten, zur „Cameradschaft" gehörte. Das mag Zopf gewesen seyn; es steht aber doch kunstgeschichtlich fest, daß es diese Leute bei ihrer strengen Disciplin zu einer fabelhaften Kunstfertigkeit brachten, und einem modernen Trompeter müssen sich die Haare sträuben, wenn er liest, mit welch wunderbaren Fanfaren so ein alter gelernter Hoftrompeter die hohen Herren alltäglich zur Tafel blies. Und wenn man erwägt, daß Händel und Bach und die andern ehrwürdigen Altmeister in der Zucht eben solch strenger technischer Schule aufgewachsen sind, und in der Beschränkung einer kleinen, aber gefesteten bürgerlichen Existenz gewirkt haben, dann müssen diese zopfigen Verhältnisse doch wohl auch mit der freien künstlerischen Genialität verträglich gewesen seyn.

Gegen all dieses halte man nun einmal die Spitze des modernen musikalischen Proletariats, das fahrende Virtuosenthum. Künstler, die heimathlos durch die alte und neue Welt ziehen, nicht aus ihrer Kunst selber, sondern aus der systematischen Veräußerlichung derselben Profession machend, angespornt

durch den Ehrgeiz des augenblicklichen Erfolges, in das Abenteuerliche ihrer Maske nicht selten die ganze Anziehungskraft ihres Künstlerthums setzend, nach raschem, leicht verdientem Gewinn begierig, in ihrer ganzen Existenz der Grille eines täglich wechselnden Publicums preisgegeben! Die Erntetage des Virtuosenproletariats traten immer da ein, wo die Nation in ihre tiefste Erniedrigung versunken war. So florirte das Proletariat der Gesangsvirtuosen, das Kastratenthum, an den Höfen zur Zeit ihrer größten Verderbtheit im achtzehnten Jahrhundert, während sich die gediegene Tonkunst gerade damals in den Schooß des tüchtig gebliebenen Bürgerstandes zurückgezogen hatte. Die Instrumentalvirtuosen hatten ihre besten Tage in den beiden Restaurationsepochen der zwanziger und dreißiger Jahre. Mit dem höhern Aufwallen des nationalen und politischen Lebens in dem eben verstrichenen vierten Jahrzehent nahmen diese Nomadenzüge zusehends ab. In den Tagen des literarischen und musikalischen „jungen Deutschlands" war jenes Virtuosenproletariat, welches in der Koketterie mit der eigenen kleinen Persönlichkeit die Spitze seiner Kunstleistungen fand, zum letztenmale wie Unkraut an allen Wegen aufgesproßt. Schlägt man in den Geschichtsbüchern der Tonkunst die Lebensläufe der fahrenden Virtuosen nach, dann ist es einem als ob man in ein großes Spital von bürgerlich, sittlich und künstlerisch Kranken träte, in ein Musterhospital, bequem eingerichtet zu lehrreichen culturgeschichtlichen Demonstrationen. Es gibt nur eine Gruppe, die in dieser pathologischen Beziehung vielleicht noch etwas lehrreicher ist, die Gruppe der fahrenden Literaten. Die fahrenden Virtuosen klammern sich an einen Beruf, der nie und nimmer eine ganze Existenz ausfüllen kann, sie sind dabei genöthigt, einen Glanz des äußern Lebens zu erheucheln, der ihnen in Wirklichkeit gar fern liegen mag, und gelangen durch diesen innern Widerspruch zu jener bürgerlichen und künstlerischen Zerfahrenheit und Blasirtheit, welche heute in der Stimmung eines Opiumrausches auf Welt und Menschen herabblickt, und morgen in der Stim-

mung eines Opiumkatzensammers. Der fahrende Virtuose will sich emancipiren von der bürgerlichen Beschränkung des Künstlers, er will seine Kunst emancipiren von der Zucht der Schule wie des Gedankens, er ist das schlagendste Exempel des vierten Standes unter den Künstlern, der über sich selber hinaus, der alle geschichtliche Organisation der Künstlerthätigkeit und des Künstlerlebens niederreißen will.

Als ein merkwürdiges Phänomen erscheint es übrigens, daß das fahrende Virtuosenthum bei den Musikern historisch ist, und sich durch die ganzen zwei letzten Jahrhunderte verfolgen läßt. Wir finden im siebzehnten Jahrhundert musikalische Abenteurer in ferne Meere verschlagen, wir lesen im achtzehnten von „Kunstreisen" nach der Türkei, nach Armenien. Und in der Regel begegnen wir dabei denselben Charakteren voll innern Zwiespaltes, in bürgerlicher und künstlerischer Zerfahrenheit zu Grunde gehend, wie bei dem modernen Virtuosenproletariat, nur mit dem Unterschiede, daß jene proletarischen Musiker der alten Zeit als Ausnahme, wenn auch in stätiger Reihenfolge auftreten, während sie bei uns zur überwiegenden Masse zu werden drohen. Der alte Neubauer, der, um als freier Künstler zu leben, bettelnd von Kloster zu Kloster zieht, und, mit Schillers Geiger Miller zu reden, „das Concert für was warmes gibt," und für eine Nachtherberge seine Compositionen verschleudert, die er anfangs im Weinrausche, später branntweintrunken in Kneipen oder auch auf den Hausfluren liegend, abgefaßt hat — dieses denkwürdige Exempel einer tief angelegten, aber verliederlichten Genialität ist der rechte Repräsentant des alten fahrenden Musikantenproletariats. Und als hätte dieser wunderliche Mann empfunden, daß es mehr ein socialer als ein künstlerischer Zwiespalt sey, der in seiner und seines Gleichen Person in die Künstlerwelt geschleudert werde, forderte er seinen entschiedensten socialen Antipoden zum musikalischen Zweikampfe heraus, den ehrsamen Bückeburger Bach, der ein so systematischer Bürger und Musiker war, daß er sich ein für allemal die Stunden festgesetzt hatte,

in welchen an jedem Tage componirt werden mußte. Hier öffnet sich dem Freunde der Culturgeschichte eine ganz neue Welt voll der schroffsten Gegensätze. Die gemeine Redeweise sagt: jeder Musikant habe einen Sparren zu viel im Kopfe; das heißt ins Schriftdeutsche übersetzt: die Geschichte der Musik ist unendlich reich an socialen Originalstücken — und keiner hat sie noch bis jetzt nach dieser Richtung ausgebeutet.

Das fahrende Virtuosenproletariat zieht sich durch alle Stufen des Ranges abwärts vom feinsten Salonsspieler bis zu den wandernden Kirmesmusikanten und den Drehorgelleuten. Man hört bei den Landleuten neuerdings wieder häufig die Klage, daß seit der Revolution „Alles von der Musik leben wolle.“ Dieß zielt auf die eben bezeichnete unterste Hefe des musikalischen Proletariats, welches sich in der That erstaunlich zu mehren beginnt. Der Bauer empfindet das Unheimliche dieser Erscheinung, denn er weiß, daß jeder dieser Jahrmarktsvirtuosen eine gebrochene bürgerliche Existenz darstellt.

Es gibt aber auch eine Classe fahrender Musiker, die keineswegs zum vierten Stande zählt, ob die Leute gleich nur in Kitteln aufziehen. Dieß sind die seßhaften Dorfmusikanten, die in einer außerordentlich großen Zahl über ganz Deutschland verbreitet sind, und entweder im Sommer den Ackerbau treiben und im Winter die Musik, oder im Winter ein Handwerk und die Musik im Sommer. Da selbst in den kleinsten Dörfern in der Regel wenigstens Ein solcher Künstler sitzt, der dann in den statistischen Tabellen als „Musikant“ aufgeführt wird, wo er doch viel richtiger unter die Bauern oder Handwerksleute zu fassen wäre, so kommt gewöhnlich bei den Bevölkerungslisten eines Landes eine ganz fabelhafte Zahl von Tonkünstlern heraus. Es liegen uns z. B. solche Listen über das Herzogthum Nassau vor, wornach in diesem ackerbautreibenden, von großen Städten ganz entblößten Lande je auf tausend Einwohner — also Weiber und Kinder mitgerechnet — Ein Musikant käme, was ein entsetzliches musikalisches Proletariat erwarten ließe, wenn nicht

diese Ueberzahl von Künstlern nebenbei an der Hobelbank, am Webstuhl oder hinter dem Pfluge einer ganz leidlichen bürgerlichen Existenz sich erfreute. So sind die meisten jener böhmischen und fuldischen Musikanten, welche in so großer Zahl die Welt durchziehen, keineswegs vagabundirende Proletarier, sondern meist Leute, welche daheim eine Werkstätte oder ein kleines Gütchen wieder finden, wenn sie nach jeder Wanderfahrt auf eine Weile nach Hause gehen. Diese vielbesungenen wandernden Musikanten tragen daher auch nichts weniger als das Gepräge der Blasirtheit und socialen Zerrissenheit, vielmehr finden wir bei ihnen meist die gesunde Natur des Bauern oder Handwerksmannes wieder, nur durch die künstlerische Beschäftigung in eine gemüthlichere und liebenswürdigere Form gegossen.

Wir kommen zu den Schauspielern. Sie waren früher das Künstlerproletariat als solches, die von der bürgerlichen Gesellschaft Ausgestoßenen, die Parias der Künstlerwelt, der historische und uranfängliche vierte Stand unter den Künstlern. Das ganze Wesen der dramatischen Kunstübung drängt zum Corporationsleben, und in der That hatte sich früher ein ziemlich strenger Zunftorganismus bei den Komödiantentruppen, die unter dem despotischen Scepter des „Komödiantenmeisters" standen, durchgebildet. Allein dieses schauspielerische Zunftwesen vermochte höchstens für die schärfere technische Disciplin der Bühne einige gute Früchte zu tragen, sonst sind die alten Schauspieler dabei so proletarisch und armselig gewesen wie nur irgendwann. Dieß ist ganz natürlich. Nicht aus dem Drang, sich in der Genossenschaft eine festere bürgerliche Stellung zu gründen, waren die alten Komödiantenbanden zu einer Zunftordnung getrieben worden, sondern einmal durch die gebieterische Nothwendigkeit der Bühnendisciplin, und dann durch die sociale Verrufserklärung, welche ihnen die ganze bürgerliche Gesellschaft entgegengeschleudert hatte. Die Bürgerschaft selbst hatte den Schauspielern den vierten Stand octroyirt, indem sie dieselben aus ihrem Kreise ausgeschlossen hatte. Die körperschaftliche Organisation des

Schauspielerstandes war also etwas rein formelles, von socialem Einfluß konnte dabei gar keine Rede seyn. Der Komödiant, dem man kein ehrlich Begräbniß gönnte, zählte überhaupt nur negativ im socialen Leben. Schon das ewige Wanderleben, zu welchem die ganze Genossenschaft verdammt war, mußte den proletarischen Geist bei derselben einbürgern. Erst allmählich begann durch die Gründung der Hoftheater und der stehenden Stadttheater für den Schauspieler die Möglichkeit sich bürgerlich seßhaft zu machen und aus den proletarischen Verhältnissen herauszutreten. Allein die Wandertruppen haben wohl heute noch, wenigstens der Masse, wenn auch gottlob nicht dem künstlerischen Einfluß nach, das Uebergewicht. Und daß die Vorliebe für die Seßhaftigkeit selbst unter den Mitgliedern der stehenden Bühnen noch nicht allzugroß geworden, dafür bürgt wenigstens der Umstand, daß das einzige gemeinsame Band, welches bis jetzt die größeren Bühnen Deutschlands umschlingt, ein Kartellvertrag — wider das Durchgehen der Schauspieler ist!

So arm und elend aber die wandernden Schauspieler in der Regel sind, so deutlich alle Wahrzeichen des vierten Standes bei ihnen hervorleuchten, so finden wir hier doch durchschnittlich keineswegs jenes gefährliche Proletariat, welches aus Neid, Zorn und Aerger die ganze Gesellschaft über den Haufen werfen will, oder wenigstens gleich dem nobeln musikalischen Proletarier im Wechsel krankhafter Anspannung und Ueberreizung übernächtigen Blickes dreinsieht, als habe es, wie die Rheinländer sagen, die Pfalz vergiftet. Der wandernde Komödiant ergibt sich in sein Elend mit Humor, er hat es gar nicht besser haben wollen, er ist in dem Bewußtseyn zu seiner Truppe gegangen, daß er hiermit jeder Anwartschaft auf eine feste bürgerliche Stellung entsage; er hat wohl gar seinen Familiennamen mit einem fingirten vertauscht, weil er selbst den Zusammenhang mit seiner Familie im Bühnenleben vergessen will. Ob er gleich in der Regel blutwenig historische Kenntniß von der Entwicklung seiner Kunst und seines Berufs besitzt, so weiß er doch das eine mindestens, daß

die wandernden Komödianten seit unvordenklichen Zeiten die vollgültigsten Proletarier gewesen sind. Er stellt sich geflissentlich auf jenen naiven Standpunkt der guten alten Zeit, wo der Elende sein Elend hinnahm als etwas Gegebenes, bei welchem man nicht nach dem Warum fragt, als eine Thatsache der ewigen Weltordnung, darüber kein Grübeln und kein Protestiren hinaushilft. Obgleich diese fahrenden Schauspieler vielleicht die allergrößte Ursache hätten, über einen durch Jahrhunderte an ihnen verübten Frevel der historisch-privilegirten Gesellschaft empört zu seyn, so verfallen sie doch am wenigsten auf diesen modernen Gedanken. Wie der mittelalterliche Proletarier sein Elend hinnahm aus Gottergebenheit, so nehmen sie das ihrige hin aus Leichtsinn. Diese wandernden Komödianten, welche nicht einmal über den Jammer ihres Standes hinaus wollen, sondern gerade in ihrer Pariastellung sich ebenso behaglich fühlen wie der Zigeuner in seinem Landstreicherleben, sind eine der seltsamsten Ausnahme-Erscheinungen in dem modernen socialen Leben und darum der höchsten Beachtung werth. Viele der fahrenden Schauspieldirectoren, namentlich bei den kleinern und wildern Truppen, welche man in Oesterreich „Schmieren" nennt, machen ihren periodischen Bankerott, der alljährlich im Frühjahr so gewiß eintritt, als etwas später der Wald grün wird. Wenn sich die Mitglieder im Herbste zu einer solchen „Schmiere" anwerben lassen, dann wissen sie recht gut, daß sie trotz ihres Contractes in den ersten Monaten auf volle, in den spätern auf halbe Gage und in den letzten auf Theilung spielen werden. Sie nehmen das vorweg als eine vollendete Thatsache hin, über welche kein Mensch hinaus kann, und werden durch dieses proletarische Leben mindestens nicht zum Communismus bekehrt, denn sie wissen aus alter Erfahrung, daß bei dem Spielen auf Theilung noch weniger für den Einzelnen herausspringt, als bei dem vorhergegangenen Stadium der halben Gage. Mit dem einbrechenden Lenze, wo ja überhaupt die Wanderlust erwacht, wandert dann die versprengte Truppe in dem großen Collectantenschwarm, der die

festangestellten und gutbesoldeten Collegen in den Hauptstädten periodisch heimsucht, ins Weite. Dieses Collectiren der Schauspieler, wobei oft weit erklecklichere Summen herauskommen als wenn man auf Theilung spielt, ist ein höchst interessanter Ueberrest des alten genossenschaftlichen Wesens. Selbst dem geizigsten Mitgliede der Hof- und Stadttheater ist es in der Regel Ehrensache, dem collectirenden Bruder in Apollo reichlich zu geben; bei vielen Theatern bestehen nebenbei auch noch eigene Unterstützungscassen zu diesem Zweck, und nur wenn man sich einmal überzeugt hat, mit welch schönen Ziffern diese Collectantenlisten meist bedeckt sind, begreift man, wie es zugeht, daß nicht ein bestimmtes Procent der wandernden Komödianten allsommerlich Hungers stirbt. Dem Hofschauspieler erscheinen diese Spenden wie eine Art progressiver Einkommensteuer, die von der gesammten deutschen Bühnengenossenschaft stillschweigend auf seine hohe Gage gelegt ist. Man sieht also, daß hier in aller Unordnung und Auflösung doch wieder ein Schatten von körperschaftlicher Organisation herrscht, an welchem manche andere Gruppe des vierten Standes sich immer noch ein Exempel nehmen könnte. Bei diesem Schatten hat es dann freilich sein Bewenden. Die im Großen und Ganzen wenigstens als gescheitert zu betrachtenden Bemühungen neuester Zeit zur Herstellung umfassender Pensions- und Hülfscassen für den gesammten deutschen Schauspielerstand, und überhaupt zu einem durchgebildeten, die materielle Existenz des Einzelnen festigenden Corporationswesen, haben abermals den Beweis geliefert, daß mit den stehenden Bühnen noch lange nicht der ins Weite schweifende proletarische Geist bei der großen Mehrheit des begünstigteren Schauspielerstandes gebrochen ist. Man kann mit Kreuzern, man kann auch mit Louisd'ors von der Hand zum Mund leben. Wenn ein Hofschauspieler, der sich mit seiner zahlreichen Familie einen vergnügten Neujahrsabend machen will, sechs Flaschen Champagner kommen läßt, dazu aber auch für sechs Kreuzer Scheitholz einzukaufen befiehlt, damit man den Feuerwein im Warmen genießen könne, so ist

damit das Proletariat im Schooße des Ueberflusses wohl drastisch genug gezeichnet. Und dieses Beispiel ist nicht erfunden, es ist geschichtliche Thatsache, zu der sich noch viel pikantere auffinden ließen. Nirgends sehen wir häufiger aus baarem Muthwillen eine festbegründete materielle Existenz aufgeben, als bei den seßhaften Schauspielern, für die das Wanderproletariat noch seine Poesie hat. Männer, die sich von der Pike heraufgearbeitet und bürgerliche und künstlerische Ehren die Fülle gewonnen hatten, haben sich noch in alten Tagen zurückgesehnt nach dem Vagabundenleben der Wandertruppe, sie haben die alten Genossen wieder beneidet, welche auf Martini volle Gage beziehen, zu Weihnachten auf halben Sold gesetzt werden, um Lichtmeß auf Theilung spielen und um Johannis betteln gehen.

Wir haben nach alle dem in den wandernden Komödianten eine Gruppe des vierten Standes vor uns, welche von Alters her wie außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft stehend angesehen wurde und dennoch auf diese historische Gesellschaft keinen Groll wirft — Proletarier, welche in Leichtsinn und Humor ihr sociales Elend verwinden, wie die andern in Groll und Rachsucht oder in dem harmloseren Schwindel einer allgemeinen Weltverbesserung, Leute, welche mit der historischen Gesellschaft zerfallen und doch nicht mit ihr verfeindet sind, indem sie die geheime Schmach in ihrer Pariastellung wegspielen, weggaukeln, wegträumen, wegtrinken und den seßhaften Philister verachten, den sie nicht beneiden können. So war es schon vor Jahrhunderten, als Kaiser Heinrich III seinen Palast zu Ingelheim bei dem Zuströmen einer „unendlichen Menge“ der histriones und joculatores nicht anders rein halten konnte, als indem er befahl, diesen dramatischen Künstlern nichts mehr zu essen und zu trinken zu geben; so ist es heute noch. Weil gegen die lange Leidensgeschichte dieses Standes sein modernes sociales Elend wie eine Spielerei erscheint, so ist es ihm leicht gemacht, spielend die socialen Kämpfe der Gegenwart zu verlachen.

Die Leute, welche auf die Dichtkunst ihren ausschließlichen

Erwerb gründeten, sind, wie bekannt, allmählich ausgestorben seit im sechzehnten Jahrhundert die Zunft der Hofpoeten in die Zunft der Hofnarren aufzugehen begann. Das weitgespannte Zelt des Literatenthums herbergt jetzt auch denjenigen, der vordem als poeta laureatus in fürstlichem Brod gestanden haben würde. Wir gehen also zu dem wunderlichen socialen Phänomen der modernen Literaten über.

Man kann sagen, das Literatenthum in Deutschland ist erst beiläufig zwanzig Jahre alt. Denn so lange mag es ungefähr her seyn, daß eine ganze zahlreiche Classe von Gebildeten die Schriftstellerei als Gegenstand des alleinigen Erwerbes, als das Fundament einer vollen materiellen Existenz aufzufassen begann. Zu unserer Großväter Zeiten noch war mit Büchern und Zeitungen für den Schriftsteller blutwenig Geld zu verdienen, und wenn sich ja einmal ein armer verunglückter Student ausschließlich in den Tagelohn der Buchhändler begab, so verstand sich bei ihm das obligate Loch im Rockärmel und die Dachstube von Hogarths gequältem Dichter ganz von selber. Die kümmerlichen Honorare, welche die Heroen unserer classischen Literaturepoche für ihre dem Verleger mitunter sehr einträglichen Meisterwerke bezogen, sind vielfach im einzelnen bekannt. Wer sich überzeugen will, daß selbst die geistvollste Tagesschriftstellerei in den hierfür doch am empfänglichsten gestimmten Tagen der ersten französischen Revolution nur einen gar mageren Verdienst gewährte, der mag Georg Forsters kummervolle Briefe nachlesen. Dabei darf man aber auch nicht vergessen, daß zu selbiger Zeit in den zahlreichen Sinecuren von Historiographen, Bibliothekaren, fürstlichen Privatsecretären und besoldeten Titularräthen aller Art dem bekannteren Schriftsteller nicht selten eine sorgenfreie literarische Thätigkeit vergönnt wurde, und daß diese Stellen jetzt in eben dem Verhältniß zusammengeschrumpft sind, wie die ehemaligen Hofcapellisten- und Organistendienste, und, wollte man sie erneuern, gewiß die landständische Censur nicht mehr passiren würden. In etwas späterer Zeit sehen wir wohl eine Reihe publicumsbeliebter

Roman- und Schauspielschreiber auftreten, die sich ein ganz hübsches Auskommen zusammengeschrieben haben mögen; allein das waren dazumal eben so rare Ausnahmen, wie heutzutage ein Literat, der durch seine Feder reich wird. Kein Mensch dachte bis gegen die neueste Zeit daran, durch ein Zeitungsunternehmen schriftstellerische Existenzen zu garantiren. Die Originalartikel jener literaturgeschichtlich bedeutenden Zeitungen des achtzehnten Jahrhunderts sind wohl größtentheils milde Gaben gewesen, wenn auch aus den Federn der gefeiertsten Schriftsteller. Vollends bei den meisten politischen Tageblättern vertrat bis tief in die Gegenwart herein das Rothstift und die Papierscheere ausschließlich die Stelle des Honorarbudgets. Die Periode des eigentlichen modernen Journalismus hatte sich seit den Befreiungskriegen vorbereitet; sie brach herein als mit der Julirevolution die Geister aufs neue aufgerüttelt wurden. Mit dem Journalismus kamen die eigentlichen Literaten, und ihre Masse wuchs mit der von Jahr zu Jahr mehr anschwellenden Corpulenz desselben. Aber der Journalismus war noch keine selbständige Macht, und doch hatten wir nun schon eine Journalisten-Genossenschaft, welche eine selbständige Macht seyn wollte. Es hätte von Rechtswegen umgekehrt gehen müssen. Der Journalismus war im vormärzlichen Staate nur geduldet wie weiland die Schutzjuden; die Literaten aber wollten keineswegs Schutzjuden seyn. In dem Seitenblick auf englische und französische Preßverhältnisse schwelgend, begann das deutsche Literatenthum sich zu fühlen, und doch waren solche Zustände in Deutschland noch gar nicht vorhanden. Die Nation war reicher geworden an politischer Begeisterung; aber reicher für die Publicisten war sie darum durchaus nicht. Nicht die Steigerung der buchhändlerischen Rente, sondern der sehr unangenehme äußere Zwang der gesteigerten Concurrenz hatte die Buchhändler bestimmt, der schriftstellerischen Industrie mindestens einen Bettelpfennig zu garantiren. Das Literatenthum als Profession, als Stand war in Deutschland eine anticipirte Erscheinung, eine sociale Frühgeburt.

Daraus läßt sich folgern, daß die deutschen Literaten, ob sie gleich mit den ersten Anfängen des Journalismus gleichzeitig auftauchten, doch nicht durch denselben ans Licht gerufen worden seyen. Im Gegentheil könnte man vielleicht richtiger sagen, das vor der Zeit zur Welt gekommene Literatenthum habe selber erst im Drang der Noth die gleich ihm halbreife Zangengeburt des modernen Journalismus zu Tage gefördert.

Das deutsche Literatenthum war in seinen Anfängen das Resultat einer socialen Krankheit. Die Ueberschätzung der geistigen Arbeit, die Mißachtung der gewerblichen hatte sich seit dem Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts — von wo die alte kernfeste Tüchtigkeit des Gewerbsmannes allerdings in dem Maße zu wanken begann, als der gelehrt-literarische Aufschwung der Gebildeten seinem Höhepunkte zustrebte — wie ein zehrendes Fieber der ganzen Generation bemeistert. Das ist die Kehrseite der geistigen Erhebung des deutschen Bürgerthums. Von oben und unten ward diese krankhafte Einseitigkeit unterstützt, in der wir selber wohl zum größten Theile noch in unserer Jugend befangen waren. Der büreaukratische Staat ignorirte möglichst die selbständigen Mächte der Industrie und des Handels, weil seinem Princip gemäß die Gelehrten- und Beamtenwelt den politischen und socialen Ausschlag geben sollte. In der ganzen langen Restaurationszeit seit den Befreiungskriegen waren die jeweiligen Helden des Tags Beamte (nicht Staatsmänner), Literaten, Virtuosen und Sängerinnen. Wie in den Tagen der Kreuzzüge alles zum Schwerte griff, und wer kein Schwert gewinnen konnte, wenigstens zum Stecken, wie damals Kinder selbst sich zu einem Kreuzesheere zusammenthaten und die Weiber sich in die Reihen der Kämpfer mischten, so stürmte jetzt alles zum wissenschaftlichen Studium; die Weiber strickten und spannen Bücher, und Kinder spielten mit der Geige und mit der Literatur und wurden künstlerische und wissenschaftliche Celebritäten. Die Donquixoterie der literarischen Ehrsucht ist einer der bedeutsamsten socialen Charakterzüge der neuesten Zeit. Der Handwerksmann, welcher

vordem seinen größten Stolz darein gesetzt hatte, daß Kinder und Kindeskinder in seinem eigenen Gewerbe fortarbeiteten, glaubte jetzt seinem Sohne keinen besseren Freibrief durch's Leben mitgeben zu können, als indem er ihn studiren ließ. Arme Wittwen hungerten und bettelten, um nur ihre Kinder studiren zu lassen, sie weinten vor Freude, wenn sie dieselben für das also gewonnene Schmerzensgeld dem Privilegium — des Beamtenproletariats entgegenführen konnten. Es war als ob der einzige menschenwürdige Beruf nur aus dem Besitz der fadenscheinigen Weisheit irgend einer Brodwissenschaft — oder auch einer brodlosen — quellen könne, als ob andererseits der nur ein halber Mensch sey, der nicht acht Jahre lang seinen Bröder und Buttmann gelernt, um ihn im neunten wieder zu vergessen.

Eines der naturnothwendigen Producte dieser krankhaften Zeitstimmung war das vorzeitige Entstehen des deutschen Literatenthums. Bei tausend Unberufenen war der Ehrgeiz zum ausschließlichen Motiv der Geistesarbeit geworden, und dieser Ehrgeiz konnte in der Tagesschriftstellerei ein rasch und mühelos errungenes, wenn auch noch so geringfügiges Genügen finden. Wer ernten wollte, ohne gesäet zu haben, wurde Literat. Wie das Literatenthum selber eine anticipirte Erscheinung war, so steckte es auch wiederum meistentheils sein Ziel dahin, das Idol des Zeitalters, den Ruhm der Geistesgröße zu anticipiren. Und der halbfertige Student z. B. anticipirte seinerseits als Literat sogar noch einen Beruf, eine Existenz, die ihm von Rechtswegen erst nach weiterer jahrelanger saurer Arbeit zugestanden hätte. Der gefährliche Vorsatz, durchs Lehren lernen zu wollen, schuf zahllose halbreife Literatenexistenzen. Darum haben die guten Mispeln und die schlechten Literaten das Gemeinsame, daß beide schon zu faulen beginnen wo sie eben erst halb reif sind. So erschien der Literat schon vorweg in wissenschaftlicher Beziehung als ein widerspruchvolles Zwittergeschöpf, wie er das dann auch in socialem Betracht werden sollte; die Spannkraft zu einem ernsten Studium, zu

einem tüchtigen, praktischen Wirken ging rasch verloren, während es doch gerade sein eigenster Beruf hätte seyn müssen, das ernste Studium in die Münze des praktischen Lebens umzusetzen. Der Bauer würde von einem solchen halben Manne sagen, er sey für den Wagen zu kurz und für den Karren zu lang.

Der Ehrgeiz als alleiniges Motiv der Geistesarbeit erzeugt aber auch jenen anticipirten Sybaritismus im bürgerlichen Leben, der einen großen Theil unserer Tagesschriftsteller kennzeichnet. Die Prahlerei mit vornehmem Wesen, mit glänzender Hauseinrichtung, mit goldnen Ketten und Champagner haben sie den französischen Schriftstellern glücklich abgeguckt, da sie ihnen doch den Erwerb der hohen überrheinischen Honorare noch nicht haben abgucken können. Und wo diese Vornehmthuerei nicht in natura ausgeführt werden kann, da sucht sie sich wenigstens überall in der Schreibart vorzudrängen. Es läßt sich kaum eine größere Selbstironie denken, als wie sie in jenem hochgebornen Styl steckt, der namentlich in den Zeiten des jungen Deutschlands bei deutschen Feuilletonisten und Belletristen Mode war. Prüft man diese Schreibart, die möglichst mit Salonsausdrücken um sich wirft, die Anschauungen der vornehmen Welt als die natürlichen, angestammten des Autors affectirt, und die verzwickte, verschnürte Redeweise der sogenannten „feinen Gesellschaft" als etwas neues, geniales und frisches in unser Schriftthum wieder eingeschmuggelt hat, dann sollte man meinen, unsere Literaten seyen allesammt auf Parquetböden großgewachsen, und müßten stolpern, wenn sie einen Fuß auf die grob gehobelten Dielen in eines Bürgers oder Bauern Stube setzten. Und doch ist der Verfasser in der Regel wohl ein ganz armer Schelm gewesen, dem es sauer genug geworden ist, die lebenswarmen Anschauungen, die derben naturwüchsigen Ausdrücke der Gesellschaftsschicht, in welcher er aufwuchs, wieder abzustudiren und die fremden vornehmen Phrasen dafür einzutauschen. Das ist eben der Fluch der ganzen modernen Schriftstellerei, daß sie — im Geiste des vierten Standes — die Gesellschaftsschicht zu ver-

läugnen sucht, in welcher sie von Alters her ihre Wurzeln getrieben hat.

Vom literaturgeschichtlichen Standpunkt hat man diesen Gedanken schon längst dahin formulirt, daß unsere neuere Nationalliteratur ausschließlich eine Literatur der Gebildeten, nicht des ganzen Volkes geworden sey. Es gilt aber auch, die Wahrheit dieses Satzes vom socialen Standpunkte aus anzuerkennen. Früher war es die Gelehrtenaristokratie, welche sich wissenschaftlich und gesellschaftlich von ihrem natürlichen Boden, dem Bürgerthum, abzulösen suchte, jetzt ist es das Gelehrtenproletariat. So finden wir auch bei den musikalischen Genossen des vierten Standes die Schreibart der sogenannten „Salonsmusik" ausgebildet, in welcher gleichsam der ehrenfeste bürgerliche und volksmäßige Styl der alten Meister zum Baron übergeschnappt ist, da doch die Schöpfer desselben keineswegs Barone geworden, sondern vielmehr durchschnittlich aus dem dritten Stand in den vierten zurückgegangen sind. Die Versöhnung des Schriftthums mit dem Volksthum kann keineswegs auf literarischem Wege (etwa durch die jetzt wieder in Mode kommende Koketterie mit volksthümlichen Redewendungen) gestiftet werden, sondern nur auf socialem. Wenn sich der gelehrte Aristokrat oder Proletarier erst wieder einmal in aufrichtiger Hingabe an das Leben des Bürgerthums erfrischt und gekräftigt hat, dann wird sich auch seine Schreibart verjüngen und kräftigen. In der Rede und Anschauung des Bauern ist die geschichtliche Ueberlieferung der derben Naturkraft unserer Sprache gegeben, in der Rede des Bürgersmannes die reiche, breite Mannichfaltigkeit ihrer frühlingskräftigen Entfaltung, in der abstracten, nivellirten und conventionell ausgebügelten Redeweise der Bildungsaristokratie die greisenhafte Abgelebtheit. Dr. Martin Luther, der größte deutsche Volksschriftsteller, war auch ein Literat, und zwar nicht etwa ein populärer Verwässerer, sondern ein ganzer Gelehrter, der aus den Tiefen des Geistes heraus der Wissenschaft neue Bahnen

gebrochen, und doch hat er es in seiner Schreibart nie verläugnet, daß er des Bergmanns von Eisleben Sohn sey; seine ganze Schriftstellerei beweist, daß er seinen socialen Boden im Bürgerthume sich zu wahren wußte, und er ward ein wahrhaft volksthümlicher Schriftsteller, weil er stets neue Kraft und Fülle des Gedankens und Ausdrucks aus der bürgerlichen Lebenssphäre zog, in welcher er einmal durch Geburt und Erziehung mit allen Mächten seiner Existenz festgewachsen war.

Das Literatenthum hat aber nicht bloß zur Gesellschaft, sondern auch zum Staate eine eigenthümlich abnorme Stellung eingenommen. Die Vermengung und Verwechselung der politischen mit der socialen Opposition, welche einen Grundzug aller revolutionären Bewegungen der neuesten Zeit bildet, hat in dem literarischen Proletariat ihre natürlichen und eifrigsten Apostel gefunden, und namentlich wußte dasselbe zur entscheidenden Stunde oft genug dem Arbeiterproletariat die Identität der politischen Umwälzung mit der gesellschaftlichen begreiflich zu machen, und letzteres solchergestalt zum Kampfe gegen die historische Staatsordnung zu entflammen, welche demselben leider außerdem ein ganz gleichgültig Ding war und geblieben wäre.

Der aristokratische Proletarier als solcher kümmert sich wenig genug um die Staatsordnung, die ihn mindestens nicht direct in den vierten Stand hinabgestoßen hat, ja er hätte sogar einige Ursache, dem modernen Staate hold zu seyn, denn eben derselbe ist es ja, der ihm fast allein noch ein Hungerbrod bietet, und der ihm insofern auch eine sociale Genugthuung gibt; der für ihn die Rache der Gesellschaft insofern übernimmt, als er die vollgültige Aristokratie immer mehr herabzudrücken, zu entkräften und dadurch den Unterschied zwischen dem Aristokraten und dem aristokratischen Proletarier immer mehr auszugleichen sich befleißt. Das künstlerische Proletariat war niemals gewohnt, Ansprüche an den Staat zu machen, fühlt sich also auch nicht gekränkt, wenn es von demselben vollständig ignorirt

wird. Es hat übrigens genügende Ursache, politisch conservativ zu seyn, da der Künstler wohl weiß, daß jede Staatserschütterung seine materielle Existenz zuerst mit erschüttern wird.

Ganz anders ist es bei dem literarischen Proletariat. Hierher flüchten sich die Ausgestoßenen nicht sowohl der Gesellschaft als des Staates, die Schiffbrüchigen, welche in „herrschaftliches Brod“ zu kommen vergebens hofften. Aus Rachedurst gegen den Staat, der ihm eine Existenz versagt, gegen die Polizei, die ihn für eine verdächtige Person erklärt, wird der literarische Proletarier zur Rache gegen die Gesellschaft getrieben, der Proletarier des Gewerbes, des Tagelohns kommt dagegen umgekehrt erst durch den Groll gegen die Gesellschaft zum Groll gegen den Staat. Nur bei der originellen Gruppe des prononcirt jüdischen Geistesproletariates finden wir, daß der völlig gleichzeitige, ebenmäßige und gleichbegründete Haß gegen die Gesellschaft wie gegen den Staat den verneinenden Literaten geschaffen hat. Diese jüdischen Literaten par excellence, wie wir sie in den letzten Revolutionsjahren immer da in der Vorderreihe fanden wo es galt die Lichter auszulöschen und die Feuer anzuzünden, sind gleich sehr Ausgestoßene der Gesellschaft wie des Staates. Das specifische Judenthum haben sie verlassen und dem Christenthum haben sie sich nicht zugewandt, vom germanischen Staat wollen sie nichts wissen und von der hebräischen Theokratie auch nichts. Sie sind so plötzlich einer überstrengen Schule des religiösen, politischen und bürgerlichen Zwanges und der Beschränkung entlaufen, daß sie überhaupt keine historische Schranke, keine beschlossene Form weder in staatlichen noch in socialen oder kirchlichen Dingen mehr anerkennen mögen. Sie sind daher die ächten Literatenköpfe, in Holzschnittmanier gezeichnet, die wahren Vorbilder der modernen Literatenwirthschaft, sie repräsentiren das Literatenthum in allen Consequenzen des vierten Standes. Daß es auch unbeschnittene Literaten gibt — aber beschnitten im Geist, wie der Apostel sagt — die sich dieser Gruppe angeschlossen haben, braucht so wenig erwähnt zu

werden, als daß nicht jeder jüdische Schriftsteller zu ihrer Sippschaft gehört.

Gleich als ob in der Tagespresse das Schwert oder wenigstens der Wespenstachel für jeden gegeben sey der irgend einmal von obenher verletzt worden, glaubt ein solcher Gekränkter der herrschenden Staatsgewalt nicht besser auftrumpfen zu können, als indem er unter die Literaten geht. Wer politische Einflüsse auf kürzestem und leichtestem Wege gewinnen will, wird Journalist, gleich wie derjenige Tageskritiker wird, der in der Kunstwelt eine Rolle spielen möchte und doch fühlt, daß er zum Künstler verdorben sey. Darin liegt wiederum eine der faulen und giftigen Seiten des modernen Literatenthums, daß so viele diesen Beruf ergreifen, nicht in der Absicht etwas tüchtiges, die Menschheit förderndes zu wirken, sondern um persönliche Einflüsse zu üben. Der verworfene Schacherer mit Theaterrecensionen, dessen Standort die großen theatralischen Börsenplätze sind, ist wohl längst aller Ehre bar geworden, nur des einzigen Ehrgeizes nicht, auf die Bühnenwelt seinen persönlichen Einfluß zu üben, und wäre es auch nur jener negative Einfluß, der jedem allgemein Verabscheuten von selbst zufällt. Er brandschatzt die Künstler, nicht bloß um damit sein Leben zu fristen, sondern auch, weil noch des Bestechens werth zu seyn für ihn der letzte Beweis persönlichen Einflusses, persönlichen Werthes überhaupt ist. Und wer gleich diesem unsaubersten Bodensatz des Literatenthums die Mehrheit einer ganzen Künstlerschaft zu demoralisiren vermag, der kann sich immerhin eben so gut eines persönlichen Einflusses rühmen, wie jene Publicisten mit ihrer herostratischen Celebrität prahlen mögen, denen es gelungen ist, Zucht und Sitte aus ganzen Bevölkerungsschichten wegzuätzen. Und dennoch finden wir bei den armen Sündern, die ihren ganzen Lebensunterhalt von Schauspielern und Virtuosen erpressen, oft noch eine Ritterlichkeit in der Schurkerei, welche wir bei jenen politischen Tagesschreibern, die lediglich auf „Einflüsse" arbeiten, vergeblich suchen. Das kommt daher, weil die ersteren hauptsächlich durch den Hunger

nach Brod, die andern aber durch den Durst nach Rache unter die Waffen, d. h. unter die Feder gerufen worden sind. Man findet z. B. bei den theatralischen Wegelagerern häufig jenes Princip systematisch durchgebildet, welches das Haupt des Schinderhannes in einer Glorie volksthümlicher Romantik strahlen läßt, daß sie nämlich bloß den reichen Künstlern das Pistol auf die Brust setzen, den ärmeren aber wohl gar selber einen Zehrpfennig mitgeben. Ein derartiger „Kunstrichter", dessen Name in ganz Deutschland bekannt und sprüchwörtlich geworden war, hatte einen vollständigen und wohl proportionirten Tarif, nach welchem er die Schauspieler brandschatzte, und dieser Tarif war — lange vor den Märztagen — nach den Grundsätzen der progressiven Besteuerung des reinen Einkommens entworfen. Der Künstler, welcher 3000 fl. Gage bezog, mußte etwa 30 fl. jährlich für gute Bedienung seitens des Recensenten steuern, der mit 1000 fl. Besoldete dagegen für die gleichen Dienste nicht etwa 10, sondern $2^1/_2$ fl.; wer unter 800 fl. stand, wurde gar nicht mit Geld in Anspruch genommen, und für collectirende Kunstproletarier zahlte der wunderliche Aristarch selber in der Regel einen ganz anständigen Beitrag. Der Mann war also wenigstens doch nobel in seiner Gemeinheit.

Der Literat, welcher Rache zu nehmen hat an den bestehenden Staatseinrichtungen und Staatsgewalten, tritt als die verkörperte, persönlich gewordene sociale Opposition denselben gegenüber. Er macht in der Theorie und Praxis Profession aus dem glücklich gefundenen Gedanken, den staatlichen Mächten durch die gesellschaftlichen Schach zu bieten. Das radicale literarische Proletariat würde keinen Einfluß auf die verdorbenen abgewitterten Schichten des Bürgerthums gewonnen haben, wenn es das Geheimniß dieser Taktik nicht besäße. Mit jedem Stück Rückkehr zu einer organischen Gliederung und Consolidirung der Gesellschaft geht ein Stück von dem politischen Einfluß des literarischen Proletariats verloren. Darum bekämpft ein ächter Staatsmann das Literatenthum, nicht indem er die Literaten ausweist und einsteckt, sondern indem er

den Gewerbestand solider zu machen, den Arbeiter und Taglöhner zu einer festeren Existenz heraufzuziehen sucht. Die Förderung und Kräftigung der nationalen Arbeit ist der Todesstoß für das eigentliche Literatenthum. Jede neue Industrieschule, jedes neue Realgymnasium, der moralische und materielle Erfolg jeder Gewerbeausstellung, das Gedeihen jedes Gewerbevereins ist jedesmal ein neues Bollwerk wider das Ueberfluthen des Literatenthums. Durch die langjährige krankhafte Entfremdung der Nation von ihren eigenen materiellen Interessen wurden der Bürgerstand und das Arbeiterproletariat empfänglich für sociale Schwindeleien, der nämliche krankhafte Zustand war zugleich Regen und Sonnenschein für das aufwuchernde Literatenthum, und die geschickte Combinirung beider Ergebnisse warb dem radicalen Geistesproletariat seinen tiefgreifenden politischen Einfluß. Dieses Literatenthum sieht das Heil der Welt in dem Evangelium des Socialismus und Communismus, weil darin in der That nur sein eigenes Heil, seine politische Einwirkung auf die Massen gegeben ist. Jene Schriftsteller, welche die großen Fragen der Industrie, der Nationalökonomie, überhaupt der materiellen Interessen in den dreißiger und vierziger Jahren mit oft übergewaltigem und einseitigem Eifer in der Tagesliteratur zur Sprache brachten und dadurch nicht wenig beitrugen, daß auch bei dem in der Stubenluft vegetirenden Theile der Nation Handel und Gewerb wieder für eine des „Gebildeten" würdige Handthierung angesehen wurde, haben sich dadurch unsterbliche ärztliche Verdienste um das deutsche Volk erworben, indem sie die Empfänglichkeit für den Krankheitsstoff des verderbten Literatenthums allerwege minderten. Die radicalen Proletarier der Geistesarbeit haben darum auch niemals sonderliche Neigung gezeigt, jene praktischen Disciplinen zu bearbeiten, welche uns auf dem Wege der Geschichte und der Erfahrung zu Aufschlüssen über das materielle Gedeihen des Staates und der Gesellschaft führen, denn sie würden sich dadurch den Boden der eigenen Existenz unter den Füßen weg demonstrirt haben. Sie wandten sich lieber der Theologie, der Aesthetik, dem Naturrecht zu, oder der philoso-

phischen Staatswirthschaftslehre und Socialtheorie. Sie wurden um ihrer Existenz, um ihres Einflusses willen die Förderer und Mehrer jener modernen Marotte, daß man durch die Aesthetik Kunstwerke schaffen, durch das Naturrecht ein öffentliches Leben aufbauen, durch die Religionsphilosophie die Kirche ersetzen müsse; nur zu der natürlichen Consequenz wollten sie sich nicht verstehen, daß man auch, statt den Verdauungsproceß zu vollziehen, sich durch physiologische Studien sättigen und so das materielle Essen und Trinken überflüssig machen könne. Es erging ihnen aber mit den auf philosophischem Wege erzeugten Kunstwerken, Staatsbildungen und Religionsschöpfungen wie einem großen Chemiker der Gegenwart, der nicht nur die Theorie vom „Humus", als gleichsam der gegebenen, historischen und materiell-praktischen Grundlage des Pflanzenlebens, aus der Pflanzenchemie hinausdemonstriren wollte, sondern auch den Versuch unternahm, auf einem wüsten, möglichst humusarmen Sandhügel einen Garten anzulegen, um in demselben die köstlichsten Pflanzen auf dem Wege des chemischen Processes zu ziehen. Die Pflanzen fielen aber genau so aus wie jene modernen Kunstwerke, welche lediglich vermittelst der Kunstphilosophie geschaffen wurden: es war bei ihnen Herbst, bevor es Frühling gewesen war. Der geniale Chemiker hatte eben, wie jene Literaten, von dem physiologischen Moment im Pflanzenleben nichts wissen wollen und mußte doch zuletzt eingestehen, daß auch er bei seiner Gärtnerei über den Humus nicht hinauskomme.

Ueberall bei dem vierten Stande drängt sich die negative Bedeutung für die Gesellschaft in den Vordergrund, und bildet das eigentlich Charakteristische der einzelnen Gruppen, während bei der Aristokratie, dem Bürgers- und Bauermann die positiven Merkmale die charakteristischen sind. So haben wir auch bei dem literarischen Proletariat vorwiegend das Verneinende seines Wesens herausgehoben, womit wir aber keineswegs diese Gruppe des vierten Standes als eine an sich unberechtigte, als ein bloßes bösartiges Geschwür im gesellschaftlichen Organismus hingestellt haben wollen,

Die Natur der literarischen wie der künstlerischen Thätigkeit fordert die freiesten Formen für diese Berufe auch in socialem Betracht. Die Literaten sind die wahren Kosaken der Civilisation; es wird nicht jeder zum Gardegrenadier geboren. Nur möchten wir, daß sie dann auch tüchtige Kosaken seyen, und nicht solche, die sich kaum im Bügel zu halten vermögen.

Den historischen Beweis für die Nützlichkeit und Nothwendigkeit des literarischen Proletariats haben uns die deutschen Universitäten geliefert. Diese Anstalten, welche, wie wir gesehen, als das rechte Probestück des Segens einer freien, selbständigen und dabei eng in sich begränzten körperschaftlichen Gliederung dastehen, setzten weislich an die Pforten des akademischen Lehramtes ein Stück literarischen Proletariats, — das Privatdocententhum. Diese unbesoldeten Privatdocenten, welche vielfach, von ein paar Collegienhonoraren und einer kümmerlichen literarischen Thätigkeit zehrend, unter Hunger und Noth die Gesellenjahre des akademischen Lehramts durchmachen, sind bei ihrer kläglichen materiellen Existenz das festgeschmiedete Bandeisen, welches die akademische Corporation trotz dem Widerspruch und Gegenzug eines ganzen Jahrhunderts zusammengehalten hat. Die Freiheit des wissenschaftlichen Berufes ist in ihnen gewahrt und doch zugleich eine mächtige Schranke gesetzt, denn wem der Privatdocent den Geschmack am Professor nicht versalzt, der mag einer Professur wohl werth seyn. Die gelehrte Genossenschaft kann nicht ein einzelnes Meisterstück einfordern wie die Gewerbezunft, aber sie fordert das Meisterstück, daß einer jahrelang unter Arbeit und Entsagung zum Lehramt sich tüchtig erweise, und hat das letztere dadurch immer leidlich rein zu erhalten gewußt. Mit dem Geistesproletariat der Privatdocenten würde der ganze Organismus unseres nichts weniger als proletarischen Universitätswesens zusammenstürzen, es würde verschwinden jener wunderbar versöhnte Dualismus der akademischen Lehrfreiheit und der streng abgemarkten genossenschaftlichen Gliederung. Wir finden aber auch bei dem Privatdocenten in der Regel keineswegs die Schatten-

seiten des literarischen Proletariats herausgebildet, namentlich nicht jene wissenschaftliche und sociale Zerfahrenheit, jene geistige Halbreife, gemischt mit einbrechender Fäulniß. Dieß kommt daher, weil dem Privatdocenten ein festes Berufsziel vorgesteckt ist, weil ihm neben dem freien geistigen Schaffen auch die Zucht des strengen Studiums, neben der genialen Production auch das wissenschaftliche Handwerk steht. Gerade der edelste Theil des eigentlichen Literatenthums geht in der Regel an dem Wahn zu Grunde, daß das bloße genial producirende Weben des Geistes ein ausschließlicher und ununterbrochener Beruf fürs ganze Leben seyn könne. Auch der begabteste Schriftsteller, der von seiner Feder leben will, muß ein Handwerk nebenbei treiben, und wenn es auch nur darin bestünde, daß er Uebersetzungen liefert oder Landtags- oder Schwurgerichtsverhandlungen aufzeichnet. Jeder Künstler und Gelehrte sollte sichs wohl merken, daß Paulus nicht bloß der eifrigste und begeistertste Apostel, sondern auch ein Teppichwirker gewesen ist; daß Rousseau, obgleich schon ein halber moderner Literat, es doch nicht verschmähte, Notencopist zu seyn.

Wenn man erwägt, welchen Einfluß das Literatenthum in den langen Friedensjahren allmählich gewonnen hatte, dann hätte man glauben sollen, dasselbe hätte in den Jahren der allgemeinen Gährung und Erschütterung erst recht übermächtig werden müssen. Es zeigte sich aber die auffallende Erscheinung, daß in der Revolutionszeit der Einfluß des Literatenthums auf das Arbeiterproletariat zwar zunahm und praktisch wurde, bei den Gebildeten dagegen, wo er früher Wurzel gefaßt, fast ganz aufhörte. Das Literatenthum ist nur so lange staatsgefährlich, als die Staatszustände selber in Zerfahrenheit und Fäulniß dem Literatenwesen wahlverwandt sind. Als der Staat zwei Jahre lang keine Zeit mehr hatte, sich um die Literaten zu bekümmern, hörten sie auf, als solche eine öffentliche Rolle zu spielen. Die Journalistik schwoll übermäßig an, aber in demselben Maße verminderte sich naturgemäß der directe Einfluß der Journalisten, und die vielen

großen und kleinen Parlamente nahmen denselben vollends das Wort vom Munde weg. Die modernen nivellirenden Socialtheorien und der Polizeistaat theilen den Grundfehler, daß beide der Staatsgewalt als solcher zumuthen, direct in die Gestaltung der socialen Lebensmächte einzugreifen. Der Staat kann aber die Gesellschaft nur indirect dadurch reformiren, daß er sich selbst reformirt und der materiellen Grundlage des Volkslebens Raum gibt, sich kräftig aus sich selber zu entwickeln. Der Staat kann nur die Hindernisse wegräumen helfen, welche sich der naturwüchsigen Entfaltung der einzelnen Gesellschaftsgruppen in den Weg drängen. Er kann aber noch keinen Bauern direct in seinem Bauernthume reformiren, geschweige denn einen Literaten. Jeder Versuch der Art führt nur zu neuen Verkrüppelungen und socialen Auswüchsen, und wenn das Literatenthum wirklich mit vielen bösartigen Geschwüren behaftet ist, dann hat die quacksalbernde Hand des Staates sicherlich nicht wenige derselben erzeugt.

Eine ganz ähnliche Rolle wie das Literatenthum spielt ein großer Theil des Beamtenproletariates. Diese Accessisten und Referendare, diese studirten Subalternbeamten aller Fächer, denen der Staat oft Jahrzehnte lang genau so viel und genau so wenig Besoldung gibt, als nöthig ist um den sittsamsten Philister in einen verzweifelten Demokraten und Communisten zu verwandeln, haben sich mit den Literaten in die Aufgabe getheilt, den Groll gegen die Staatseinrichtungen in einen Groll gegen die Gesellschaft zu übersetzen. Wir erblickten dieses Beamtenproletariat in den letzten Jahren oft genug an der Spitze der Kammeropposition, namentlich in den Kleinstaaten. Wie die radicale Partei früher die Staatsdiener als zu servil gerne von den Landtagen verbannt hätte, so würden die Regierungen dieselben damals als großentheils zu radical von der Wählbarkeit gerne ausgeschlossen haben. Diesen proletarischen Subalternbeamten ist nur dadurch indirect und auf dem langsamsten Wege zu helfen, daß das Uebermaß der geistigen Arbeit überhaupt gemindert und die allgemeine Achtung und Liebe für materielle Berufsthätigkeit

mehr und mehr gesteigert wird. Wie man in Frankreich unlängst im Drange des ersten socialen Sturmes Staatsarbeiterwerkstätten gründete, so wußte man in Deutschland gleichzeitig nichts besseres zu thun, als bedeutende Summen zur Unterstützung des Beamtenproletariats und namentlich der Schullehrer auszuwerfen. Hier wie dort goß man einen Tropfen Wasser auf einen heißen Stein, und mehrte wohl gar nur die Staatsfaulenzer, indem man die Staatsarbeiter fördern wollte. In dem Maße, als man die Stellen für die Anfänger reicher dotirt, wird auch der Zudrang zum Staatsdienste wachsen, und was etwa am Beamtenproletariat gemindert würde, das wird dann am Literatenproletariat dreifach gemehrt.

Das Beamtenelend ist nichts neues. In früherer Zeit waren die kleinen Stellen der öffentlichen Diener noch viel schlechter ausgestattet als heutzutage. Die Subalternbeamten lebten dazu in einer persönlichen Abhängigkeit, welche sich mit unsern Begriffen von der Würde des öffentlichen Dienstes durchaus nicht reimen läßt. Weil jetzt das Schullehrerproletariat so häufig als das schwärzeste Nachtstück modernen socialen Jammers hingestellt wird, so dürfte es vielleicht lehrreich seyn, dessen frühere Zustände dagegen zu halten. Zur Zeit der Reformation hatte der Schullehrer in der Hauptstadt des Nassau-Weilburgschen Landes einen Jahresgehalt von achtzehn bis zwanzig Gulden und war dabei nicht von der Gemeinde angestellt (was den modernen Schulmeistern schon wieder als etwas unwürdiges erscheint), geschweige denn vom Staate, sondern vom Scholaster, der den Schulmeister miethete und die Präbende — für sich bezog. Ein solcher Dienst war, wie fast alle Kirchen- und Staatsdieneranstellungen damaliger Zeit, vierteljährig kündbar; also war an das, was wir etwa „ein festes Brod" nennen, gar nicht zu denken. Die Besoldungen wurden nicht regelmäßig ausbezahlt, sondern der Lehrer mußte sie selber eintreiben, wobei er in der Regel abermals zu kurz kam; ein Theil des Gehaltes, der von den Schulkindern in der Form von Schulgeld

gesteuert wurde, konnte fast nie ganz beigetrieben werden. An vielen Orten hatte der Schullehrer zugleich die Kost (das Rundessen bei den reicheren Bauern) und einen Sommer- oder Winterrock als Theil seiner Besoldung, wodurch seine Stellung zu dem vermögenderen Theil der Gemeinde fast auf die unserer Knechte und Mägde zu ihren Herrschaften hinauslief.

Die Klage über das Schullehrerelend ist also sehr alt. Im Jahre 1848 gab es Gemeinden, die ganz treuherzig glaubten, die Schullehrer gehörten zu den abgeschafften öffentlichen Lasten, und demgemäß einkamen, daß man ihnen mit den übermäßigen Steuern auch die Lehrer wegnehmen möge. Auch diese Würdigung des öffentlichen Dienstes ist durchaus nichts neues. Sie ist vielmehr nur eine ganz abgeschwächte Reminiscenz von der abhängigen Stellung, zu welcher früher selbst weit höher gestellte Beamte sich bequemen mußten, und, ohne darum gleich die Gesellschaft zertrümmern zu wollen, sich auch wirklich bequemten. Zur Reformationszeit hegten die Vorfahren der nämlichen Bauern die gleiche Ansicht auch von den Pfarrern. Mit der neuen Glaubensfreiheit, meinten sie, seyen auch alle Arten von Pfarrern abgeschafft, und wollten ihren Beitrag zum Gehalte des Pfarrers nicht mehr zahlen, indem sie behaupteten, „derselbe habe ja nichts mehr zu thun." Die Bauern wollten also damals noch so wenig an die Souveränetät der Pfarrer und höheren Beamten glauben, wie sie jetzt an die Souveränetät der Schulmeister und Subalternbeamten glauben wollen, ja sie konnten beiläufig nicht einmal einsehen, daß die rein geistige Arbeit einer Predigt auch eine Arbeit sey, während sie sagten, wenn früher ein Priester die Messe gelesen, dann habe er doch etwas „gethan", und man habe doch gewußt, wofür der Mann eigentlich sein Geld bekomme.

Wir führen diese historischen Parallelstellen an, nicht etwa als einen Trost für das moderne Beamtenproletariat, wodurch wir in die Logik jenes Philosophen verfallen würden, der in der Voltaire'schen Erzählung ein unglückliches Weib damit trösten

will, daß er ihr vorhält, wie es vor ein paar tausend Jahren der Hekuba und Niobe noch weit schlechter ergangen sey als ihr. Wir wollen vielmehr durch eine geschichtliche Parallele deutlich machen, daß es nicht die Armuth, nicht die abhängige Stellung an sich ist, was so viele Beamte dem vierten Stande und dem Kampf gegen die historische Gesellschaft zuführt. Die modern büreaukratischen Ideen und Idole mußten erst hinzutreten, um den Widerspruch zwischen den Ansprüchen des kleinen Beamten an Staat und Gesellschaft mit seiner wirklichen socialen und materiellen Existenz so schneidend zu machen, wie wir ihn nur immer beim Literatenthum vorgefunden.

Was Wunder, wenn der proletarische Beamte die Opposition gegen seine herrische Stiefmutter, die bestehende Staatsgewalt, für gleichbedeutend nahm mit der Opposition gegen die Gesellschaft, und so auf gleichem Boden mit dem radicalen Literatenproletariat zusammentraf? Die ganze Bezeichnung eines besonderen Beamten*standes* ist eben in diesem Betracht bloß ein Euphemismus. Es steckt darin das verhüllte Selbstbekenntniß, daß die Büreaukratie ihre Glieder jetzt oder für die Zukunft als dem vierten Stande verfallen ansieht.

Es ist ein großer Unterschied zwischen Beamten die zufällig Proletarier sind, und dem Beamtenproletariat als solchem. Der Schulmeister in alter Zeit klagt oft genug, daß all sein Brod vorgegessen sey, und doch zählt er noch lange nicht zum Beamtenproletariat. Er ist ein Bürgersmann, wenn auch ein armer, er ist vom Scholaster abhängig, und doch fühlt er sich als Bürger, und weiß daß und wo er seine feste Stellung in der Gesellschaft hat, und wenn er nur 20 fl. Gehalt jährlich bezieht, so macht die Gesellschaft auch nur für 20 fl. Ansprüche an ihn, und er braucht sich nicht reicher und vornehmer zu heucheln als er wirklich ist. Der moderne Accessist dagegen, dessen Brod „vorgegessen," ist ein hochstudirter Mann, ein Mann der zum allerwenigsten einmal Minister werden will, ein Mann dem die sociale Fiction eines besondern Beamtenstandes auf

Stempelpapier decretirt worden ist, der vielleicht 200 fl. Gehalt bezieht und für 400 fl. „Standesaufwand" machen muß, der im Bürgerstande nicht leben *soll*, im Beamtenstande aber weder leben noch sterben *kann*, der die Gesellschaft reformiren will, weil er seinen knappen Gehalt nicht reformiren kann, mit einem Wort ein vollendetes Glied des vierten Standes. Nach vulgärer bureaukratischer Ansicht erscheint der „Staat" verpflichtet, jedem Landeskind, welches studirt und sein Examen cum laude bestanden hat, auch eine standesgemäße Existenz zu sichern; der Staat kann dieß aber im vorliegenden Falle nicht sofort, folglich kommt ein Unrecht des Staates gegen den Einzelnen zu Tag, welches in gangbarer Begriffsvertauschung zu einem Unrecht der Gesellschaft gegen den Einzelnen umgewandelt wird.

Das geistliche und das Soldatenproletariat des Mittelalters ist ausgestorben, das Literaten- und Beamtenproletariat ist zum reichlichen Ersatze dafür eingerückt. Jene zahllosen fahrenden Anhängsel der Geistlichkeit, die von milden Gaben lebten, und bei denen es allezeit schwer zu entscheiden war wo der Vagabund aufhörte und wo der (oft nur angebliche) Geistliche anfing, sind sammt den Landsknechten ihrer Zeit eben so gut Kosaken der Civilisation und doch zugleich Landplagen gewesen, wie heutzutage die Literaten und das Beamtenproletariat. Aber sie waren eben auch nur Landplagen, keine Plagen der Gesellschaft; darin liegt der große Fortschritt zum Schlimmern.

Wer die wunderbaren Entwickelungen der letzten Jahre aufmerksam durchstudirt hat, der wird uns in der Behauptung beistimmen, daß Deutschland, namentlich in seinen Kleinstaaten, vorderhand viel eher sociale Beamtenrevolutionen zu fürchten hat, als eigentliche Arbeiterempörungen. Wenn die proletarischen Beamten loskommen wollen vom vierten Stand, dann bleibt ihnen unter den gegebenen Staatsverhältnissen keine andere Wahl, als die ganze Gesellschaft in den vierten Stand aufzulösen. Das ist der Communismus, den sie in ihrer Anstellungsurkunde officiell vom Ministerium decretirt erhalten haben.

Das Beamtenproletariat ist weit gefahrdrohender als das literarische. Die Schriftstellerei gehört im vorliegenden Betracht in das Capitel von der Industrie und dem Handel. Das Barometer des buchhändlerischen Marktes wird immer mit der Verwerthung auch die Masse der literarischen Production bedingen, und wenn der Literat noch so viel von dem Urrecht des Menschen auf Arbeit phantasirt, so kommt er damit doch nicht über die Rechnungsbücher des Zeitungsunternehmers oder Bücherverlegers hinaus. Die Regierungen brauchen keine Schutzzölle gegen das Einfluthen der Literaten anzulegen, der buchhändlerische Markt wird von selber bewirken, daß die Zahl der proletarischen schriftstellerischen Existenzen nicht über ein gewisses Aeußerstes steige. Dagegen läßt sich dem übermäßigen Anwuchs des Beamtenproletariats nur durch äußere Repressivmaßregeln ein Ziel setzen, die immer höchst bedenklich sind. Die Anwartschaft auf ein Amt ist ein viel praktischeres, viel verlockenderes und darum auch viel gefährlicheres „Urrecht", als das philosophische Urrecht des Menschen auf Arbeit. Das hat sich zu allen Zeiten bewährt. Der alte Michael Ignaz Schmidt sagt in seiner „Geschichte der Deutschen" in seiner trockenen Manier von den Hofnarren: „Da die Narrheit anfing, ein Amt zu werden, vervielfältigte sich diese Classe von Leuten so sehr, daß man endlich gezwungen war, von Reichswegen dem fernern Anwuchs Einhalt zu thun."

Viertes Capitel.

Die Proletarier der materiellen Arbeit.

Das Geistesproletarit ist bis jetzt in Deutschland der eigentliche Grundstock des vierten Standes, es ist in socialem Betracht das Stammproletariat, das Arbeiterproletariat hingegen das abgeleitete. Der deutsche Arbeiter, auch der untersten Stufe, hat lange gekämpft und an den letzten Resten der Ueberlieferung des alten Bürgerthums festgehalten, bis er dem Geiste des vierten Standes Eingang gab. Die socialen Doctrinen des vierten Standes sind in Deutschland nicht unter den Arbeitern selber weitergebildet oder gar ausgebrütet worden, sie wurden ihnen von außen her beigebracht, namentlich durch die französischen Leidensgenossen.

Aber merkwürdig genug nahm der deutsche Arbeiter, so wie er sein Vaterland verließ, überaus rasch den socialen Charakter des fremdländischen Proletariers an. Ja er steigerte denselben noch. Die proletarische Entartung unter den eingewanderten deutschen Arbeitern in Paris soll tiefer gefressen haben als bei den eingeborenen Pariser Genossen. Ueberhaupt muß man ins Ausland gehen, um das deutsche Proletariat der materiellen Arbeit

von seiner dunkelsten Schattenseite kennen zu lernen. Auch die deutsche literarische Emigration in Paris, London und der Schweiz gestattet oft tiefere Blicke in die schaurigen Mysterien des deutschen Geistesproletariates, als der Originalstamm ihrer Leidensgenossen in Deutschland selber. Die Auswanderung ganzer Massen verkommener Leute nach außerdeutschen europäischen Hauptstädten wirkt gar traurig auf die Heimath zurück. Diese Verstoßenen sind die Dolmetscher, welche die Theorien der auswärtigen Social-Demokraten dem gemeinen Manne in Deutschland erst verdeutscht haben. Nicht bloß aus Paris, London und der Schweiz, auch aus Petersburg und Konstantinopel, aus Polen und den Donaufürstenthümern tönen die Klagen über die sociale Auflösung, welche diese deutschen Emigranten des vierten Standes überall rasch in sich aufnehmen, steigern und fortpflanzen, und wenn der Engländer die Schmach des deutschen Namens bildlich darstellen will, dann zeichnet er ein hessisches Besenmädchen.

Das Geistesproletariat hat, wir wiederholen es, bei uns die Initiative ergriffen, der Arbeiter folgt bloß nach. Eine allgemeine Charakterfigur des deutschen Arbeiters, wie etwa des französischen Ouvriers, existirt nicht, dagegen wohl eine Charakterfigur des deutschen Geistesproletariers. Der deutsche „Arbeiter" ist nur ein übersetzter „Ouvrier". Man hat mit Recht den allgemeinsten Ausdruck — Arbeiter gewählt, denn wir haben noch gar keine fest gezeichnete Persönlichkeit des Proletariers der materiellen Arbeit. Er ist noch in eine unendliche Menge von Sondercharakteren zersplittert; die Zersplitterung unserer Industrie schon in geographischer Hinsicht bringt das mit sich. Man hat vor drei Jahren Arbeitervereine (z. B. in Köln) zu gründen versucht, zu dem Zwecke, ein sociales Gemeinbewußtseyn des deutschen Arbeiterproletariats herzustellen. Die Sache mußte scheitern, weil alle äußern Vermittelungspunkte eines solchen Gemeinbewußtseyns noch fehlen. Nur bei einzelnen Gruppen des Arbeiterstandes gelang etwas dergleichen,

wie bei den Schriftsetzern und Buchdruckergehülfen. Aus dem zähen Widerstande, welchen diese social wie gewerblich durch ganz Deutschland organisirte Genossenschaft den Capitalisten und Arbeitgebern in Berlin, Leipzig und anderwärts entgegensetzte, kann man eine Schlußfolgerung ziehen auf die ungeheure Macht, welche dem gesammten Arbeiterproletariat zufallen würde, sofern es sich in ähnlicher Weise zu einem socialen Gemeinbewußtseyn erheben könnte. Darin beruht eben großentheils die vorwiegende Macht des Geistesproletariats, daß es durch das wunderbare elektrische Telegraphennetz des literarischen Verkehrs ein stetes Gemeinbewußtseyn frisch erhält.

Die Erschütterungen des Jahres 1848 waren in Frankreich von Anbeginn socialer Natur, in Deutschland erhielten sie erst allmählich diesen Charakter. Das Gemeinbewußtseyn des Arbeiterproletariats fehlte, die Arbeiter konnten erst nach und nach im Verlaufe der Revolution reif gemacht werden für die sociale Umwälzung. Aber obgleich nun auch in jeder Stadt und jedem Städtchen der Arbeiter nachzudenken begann über das Verhältniß „der Arbeit zum Capital", obgleich der Communismus aller Orten seine Sympathien unter den verkommenen Leuten fand, so konnte doch ein Gemeinbewußtseyn dieser Errungenschaften nicht hergestellt werden. Der französische Ouvrier ist sich vollkommen klar darüber geworden, was er wenigstens mit seiner gesellschaftlichen Theorie will, wenn er auch nicht begreift, was diese Theorie selber will; dem deutschen Arbeiter erscheinen die Verheißungen der socialen Reform wie Zauberbilder, die formlos in mystischem Helldunkel schweben. Er opfert dem Idol der gesellschaftlichen Reform, und müßte doch auf den Altar schreiben wie weiland die Männer von Athen: dem unbekannten Gott!

Das lehrreichste Uebergangsgebilde von dem gewerbtreibenden Bürger zum Arbeiterproletariat ist uns in den wanderden Handwerksburschen gegeben. Nicht als ob alle wandernden Handwerksburschen Proletarier wären. Im Gegentheil, es ist einer der größten polizeistaatlichen Schnitzer, wenn man sie vorweg dafür

ansieht. Von dem Augenblicke an, wo man ein Recht hätte, die wandernden Handwerksburschen schlechtweg in den vierten Stand zu verweisen, wäre der vollkommene Ruin des deutschen Gewerbestandes besiegelt. Wurde doch vor mehreren Jahren von einem norddeutschen Staate ein Antrag auf Paßfreiheit innerhalb des Bundesgebiets gestellt, wobei man unterschieden haben wollte zwischen bescholtenen und unbescholtenen Personen. Zu den „unbescholtenen und sichern", denen das Ehrenrecht eines Generalpasses zu ertheilen sey, sollten die Beamten, die durch Stand und Verhältnisse Ausgezeichneten, die fest Ansässigen, wegen entehrender Verbrechen nicht Bestraften gezählt werden. Dagegen zu den „Unsichern" (also muthmaßlich Bescholtenen!) die Handwerksbursche, das Gesinde, die gemeinen Soldaten! Dieser Urpolizeigedanke, wäre er in solcher Formlosigkeit ausgeführt worden, würde die Handwerksbursche in der That zu dem gemacht haben, was sie bis jetzt nur in der Minderheit sind, zu Gliedern des vierten Standes. Es gemahnt diese Auffassung an eine abscheuliche Redewendung, die im Deutschen trivial geworden ist, und die man häufig am Eingang schlecht geschriebener Biographien findet, wenn es heißt: „Er war von armen, aber ehrlichen Eltern geboren" u. s. w. — als ob die Armuth selbstverständlich auf Spitzbuberei schließen lasse!

Das Handwerkerproletariat findet sich viel mehr bei den kleinen Meistern als bei den Handwerksburschen, und ist von jenen erst auf diese übertragen worden. Und unter den Handwerksburschen sind wiederum nicht diejenigen die eigentlichen Candidaten des vierten Standes, welche barfuß mit dem Ranzen auf dem Rücken durch die Welt laufen, und auf welche jeder Thorschreiber und Polizeidiener ein besonderes Anrecht der Amtsautorität zu haben glaubt, sondern jene vornehmthuerische Classe, welche nicht mehr „auf die Wanderschaft geht", sondern „zu ihrer Ausbildung reist", welche sich schämt, der Genossenschaft der Wanderburschen anzugehören, über ihren Stand hinaus will und daher jedem socialen Agitator eine gefundene Beute ist.

Solange der Handwerksbursche noch nicht vornehm geworden ist, solange er noch „fechten“ kann, ist er nicht reif zum modernen Proletarier. Denn gerade dadurch, daß er über seine Armuth nicht ergrimmt, nicht philosophirt, sondern das Betteln selbst in den ritterlichen, burschikosen Begriff des „Fechtens“ aufgehen läßt, stellt er sich ganz auf den Standpunkt der armen Leute der ältern Zeit, die auch nicht zähneknirschend bettelten, wie unser Proletariat. Das Almosen erschien als stiftungsmäßige Pflicht der Klöster, als religiöse und moralische Schuldigkeit des begüterten Einzelnen, es war kein erniedrigender Act persönlicher Gnade. Nur der wandernde Comödiant und der Handwerksbursche schmeckt das unaussprechlich Niederdrückende des Bettelns noch nicht, beide betteln allein noch mit Humor. Und selbst der mittelalterliche Gedanke einer gleichsam stiftungsmäßigen Pflicht zum Almosengeben an die Wanderburschen hat sich nicht nur in den Zehrpfennigen erhalten, welche viele Stadtcassen nach hundertjährigem Brauch immer noch auswerfen, nicht bloß in allerlei Unterstützungscassen der Zünfte und Meister, sondern auch in der traditionellen Regel, welche in dem Bürgerstande vom Vater auf den Sohn forterbt, daß man jedem Straßenbettler die Gabe immerhin versagen möge, nur dem Handwerksburschen nicht. In den Handwerksburschenliedern finden wir tausend humoristische Bezeichnungen für den Zustand des Burschen, dem „das Moos“ ausgegangen ist, aber kaum je eine bittere Klage oder gar einen Racheschrei. Wer über sein Elend noch scherzt, der ist kein ächter moderner Proletarier. Wie fürchterlich steht diesem Humor der stille Groll des hungernden Fabrikarbeiters gegenüber!

Der Handwerksbursche dagegen, welcher „zu seiner Ausbildung reist“, welcher zu vornehm geworden ist zum „Fechten“, wird, wo ihn das Elend trifft, alsbald auch dem wirklichen Proletariat verfallen. Er schämt sich der Sitte seines Standes, er schämt sich seiner Berufsgenossen, also auch insgeheim seines Berufes selber, sein Ehrgeiz zielt dahin, mit einer höhern bürgerlichen Stellung zu prahlen, als die ist, welche er in der That

einnimmt, er fährt in einen Gasthof und ist eben darum ein Candidat des vierten Standes, und der Wanderbursche, welcher vielleicht barfuß in die Gesellenherberge einzieht, ist ein Candidat des soliden Bürgerthums. Diese Gesellenherbergen sind von jeher ganz besonders geeignet gewesen, den Stolz und den Gemeingeist des Gewerbestandes zu heben und die Wanderburschen vor proletarischer Zerfahrenheit zu bewahren. Schon auf dem Schilde prangten die Wahrzeichen des Gewerbes, und von der Decke des Zimmers hing meist ein kunstreiches altes Meisterstück herab, die geschichtliche Erinnerung an frühere Handwerkstüchtigkeit fortpflanzend. Der Wirth war selber ein halber Handwerksmann. Er war mindestens eine eben so gute Quelle für alle ins Fach einschlagenden Nachfragen wie ein modernes Commissionsbüreau. Gesellen aus aller Herren Länder trafen da zusammen und einer hörte vom andern etwas gutes und nützliches. Man zechte auch miteinander und fühlte sich stolz in dieser Genossenschaft. Was würde wohl ein Student dazu sagen, wenn man ihm zumuthete, daß er, statt in die erste beste Burschenkneipe zu gehen, in einem „Gasthofe" kneipen solle!

Vor ein paar Jahren kam ein reicher Pariser Schneidergesell „zu seiner Ausbildung" nach Frankfurt a. M., wo, wenigstens damals, noch viele der alten Zunftvorschriften mit Strenge aufrecht erhalten wurden, und stieg in einem der ersten Gasthöfe ab. Als er nachgehends als arbeitsuchender Geselle sich einschreiben ließ, wurde ihm bedeutet, daß er nach der Zunftordnung in der Schneidergesellenherberge seinen Aufenthalt zu nehmen habe. Der feine Mann aber aus dem Heimathlande der souveränen Tagelöhner und der socialen Schwindelei war so entrüstet über diese deutsch-mittelalterliche Anmuthung, daß er sofort wieder nach Paris zurückfuhr. Er mag seinen vaterländischen Schneidern ein schönes Bild von der deutschen Barbarei entworfen haben. Solches hätte aber neben dem Franzosen nur dem vornehmen deutschen Handwerksburschenproletariat begegnen können, denn ein wirklicher Handwerksbursche wäre viel zu stolz gewesen, an

der Herberge vorbeizuziehen, die seines Gewerbes Zeichen trägt, und hätte sich geschämt, mit fremden Leuten zu tafeln, wo er mit seines Berufes Genossen an einem Tische hätte sitzen können.

Der Verfasser hat vielfach die Gelegenheit wahrgenommen, die Gesellenherbergen in verschiedenen deutschen Staaten durch eigene Anschauung kennen zu lernen und das Treiben in denselben zu beobachten. Er fand, daß z. B. in Oberdeutschland, wo sich noch viele Reste der alten körperschaftlichen Gewerbeorganisation erhalten haben, diese Herbergen nicht selten noch mit all den unschätzbaren Vorzügen ausgestattet sind, die wir oben von denen der älteren Zeit rühmten, während in den Staaten des mittleren Westdeutschlands, wo oft jede Art von Gewerbeorganisation seit Menschenaltern zertrümmert lag, diese Gesellenherbergen in den kleinen Landstädten vielfach eher Gaunerherbergen genannt zu werden verdienen, und als wahre Hochschulen für das nichtsnutzigste Handwerksburschenproletariat erscheinen. Der am meisten herunterkommende Wirth im Orte ist immer noch zum Herbergsvater gut genug. In seinem Hause nehmen dann versoffene Orgelleute, liederliche Harfendirnen und ähnliches fahrendes Gesindel aller Art den Handwerksburschen in Empfang, und daß dieser in solcher Atmosphäre nicht eben gerade zu Zucht und Ehre des Bürgerthums vorgebildet wird, ist wohl einleuchtend. Auch von der Reinlichkeit, Billigkeit, wirthschaftlichen Ordnung und Gediegenheit, welche viele der alten oberdeutschen Gesellenherbergen immer noch auszeichnet, ist da wenig zu verspüren. Wenn es der Polizei ja so sehr auf der Seele brennt, sich der Handwerksburschen ganz besonders anzunehmen, dann kann sie dieß nicht besser thun, als indem sie diese Schlupfwinkel des Vagabundenthums säubert und directe Mittel ergreift zur Wiederherstellung der gediegenen Herbergen des alten Styls. Früher fiel freilich ein solches Geschäft der Polizei nicht zu, sondern die Zünfte sorgten dafür, daß ihre Herbergen gediegen waren. Und so sollte es von Rechtswegen auch heute noch seyn.

Zu dem proletarischen Hochmuth, welcher die Unterschei-

bungslinie gezogen hat zwischen dem „reisenden Handwerksbeflissenen“ und dem Wanderburschen fügt sich meist der gleich verderbliche Dünkel, daß ein solcher Gesell nicht mehr in der Familie des jeweiligen Meisters leben will. Leider ist freilich das Familienleben vieler unserer kleinern Handwerksmeister oft schon der Art heruntergekommen und proletarisch geworden, daß der Geselle nur noch auf dem Umwege des schlechten Beispiels Zucht und Sitte lernen könnte. Aber darin liegt ja gerade der große Vorzug des Handwerksburschen, der selber noch um seine Existenz ringt, vor dem proletarischen Fabrikarbeiter, der sich äußerlich in ganz gleicher Lage befindet, daß jener von Familie zu Familie wandert und solchergestalt immer das anschaulichste Musterbild eines im Kleinen wohlgegliederten Daseyns vor Augen hat, während der Fabrikproletarier in der Genossenschaft seiner Mitproletarier sich in der Regel vereinsamt fühlt. Und weil ihm das Leben in der naturgemäßen Beschränkung der Familie verwehrt ist, wie es ihm meist auch immer verwehrt bleibt sich selber eine Familie zu gründen, so verfällt er in krankhaftem Drange um so leichter auf das Phantasiegebilde einer communistischen Familie der Menschheit. Das Leben in der Familie ist das beste Bewahrungsmittel vor allen socialen Verirrungen, und wenn diese jetzt so übermächtig allwärts emporwuchern, so ist dieß das sicherste Zeichen, daß das Heiligthum des Hauses gar vielfach zertrümmert seyn muß. Wenn Owen in seiner Musterfabrik zu Neu-Lanark die Genossenschaft seiner Fabrikarbeiter auf eine Höhe des Selbstgefühls, der Zufriedenheit und Tüchtigkeit erhob, wie wir das sonst nur im gediegensten Handwerkerstande zu finden gewohnt sind, so erzielte er ein solches Resultat doch hauptsächlich nur dadurch, daß er die ganze Arbeitergenossenschaft in eine große Familie verwandelte, aber nicht in eine communistische, sondern in eine patriarchalische Familie, in welcher der Fabrikherr fast ganz die Rolle der alten Handwerksmeister spielte. Es war ein wohlthätiger Absolutismus, es war die Macht der Persönlichkeit des Meisters, also das

genaue Widerspiel zu dem abstracten Socialismus, wodurch der in seinem gemüthlichen Wesen dem Deutschen verwandte Owen die anfangs widerstrebenden Fabrikarbeiter in die körperschaftliche Gliederung einer großen Familie einführte. Und bekanntlich wurden nicht nur die Fabrikarbeiter veredelt und ihre materielle Wohlfahrt im Einzelnen erhöht, sondern auch der kaufmännische Gewinn der ganzen Unternehmung wies sich in ganz andern Ergebnissen aus, als wir sie bei den Schauspielertruppen zu Tage kommen sehen, wenn dieselben als communistische Familie auf Theilung spielen. Bedeutende Staatsmänner erkannten zur Zeit der Owen'schen Musterfabrik, wo eben die erste große Angst über den Dämon des Fabrikproletariats das ganze Geschlecht zu schütteln begann, das Praktische in dem Beginnen dieses Mannes an, und es ist ein wahres Unglück, daß derselbe durch die socialistischen Schwärmereien und unpraktischen Experimente seiner späteren Lebensperiode die großen Lehren von Neu-Lanark selbst wieder fälschte und zum Argwohn auch gegen dieses merkwürdige Unternehmen herausforderte. Es will uns wenigstens nicht einleuchten, wie das Fabrikenproletariat auf irgendeine Weise nachhaltig consolidirt und der communistischen Atmosphäre entzogen werden könne, außer indem man die Fabrik nach Art der alten Werkstätten zu einer großen patriarchalischen Familie durchbilde, damit der proletarische Arbeiter in dem beschränkten Kreise dieser Familie das finde, was er in dem Phantasiebild der socialistischen Familie der Menschheit vergeblich sucht. Darin liegen die großen Gegensätze zwischen dem armen Handwerker und dem armen Fabrikarbeiter, daß der Handwerker sich immer noch durch die Familie gefesselt hält und beschränkt durch die Traditionsüberreste der Genossenschaft, während der Fabrikarbeiter in der Regel familienlos ist, heimathlos und seine Genossenschaft nicht in der Vergangenheit oder Gegenwart, sondern in den unbegränzten Weiten der Zukunft sucht. Er hat keine Geschichte; das ganze Wesen der durchaus modernen Maschinenindustrie lenkt seinen Sinn vom Historischen ab. Es gilt also, ihm allmählich eine

Geschichte zu schaffen, eine Heimath, eine sociale Schranke, und das alles findet sich von selber, wenn man ihm eine Familie schafft, nicht eine solche Familie, wie er sie wohl öfters leider besitzt, nämlich ein hungerndes Weib und verkümmernde Kinder, sondern ein Familienbewußtseyn, wie es auch der Handwerksbursche besitzt, der darum doch nicht mit Kindergeschleppe durch die Welt zieht.

Es gibt ewige Handwerksbursche, welche niemals Aussicht haben sich eine selbständige Existenz zu gründen, und doch vermag bei ihnen der Geist des vierten Standes den Geist des Bürgerthums nicht zu verdrängen, während die meisten Fabrikarbeiter eben dadurch proletarisch werden, daß sie an der Hoffnung auf eine selbständige Existenz zu verzweifeln beginnen. Der ewige Handwerksbursche erscheint in seinen alten Tagen in der Regel weit mehr als ein durch und durch „gepichter Kerl“ denn als ein zerfahrener Proletarier. Er wandert freilich heimathlos von Land zu Land, aber überall findet er in der Familie seines Meisters auch für sich ein Stück Familienleben wieder und in jeder Werkstatt ein Stück Heimath. Er vergißt darüber doch seinen ursprünglichen vaterländischen Boden nicht, wie denn die perennirenden Handwerksbursche oft die bedeutsame Sitte haben, sich nicht durch ihre Namen, sondern durch ihre Landsmannschaft gegenseitig zu bezeichnen. Wenn dieses genossenschaftliche Leben der Famile auch in jeder Fabrik heimisch würde, dann könnte der Fabrikarbeiter nicht mehr um deßwillen proletarisch werden weil er keine Familie, kein Vaterland, keine Geschichte besitzt. Ganz ähnlich wie mit den ewigen Handwerksburschen verhielt es sich wie mit den ewigen Studenten, die früher häufiger vorkamen, jetzt wohl fast ganz ausgestorben sind. Eine höchst lehrreiche Reliquie dieser Art existirte noch vor wenigen Jahren in Gießen. Es war ein Mann, der gerade ein Vierteljahrhundert ununterbrochen academischer Bürger gewesen war, und als er, stark in den Vierzigen, sein bereits ergrauendes Haupt zur Ruhe legte, ward er — als Student begraben. Mit

achtbaren Geistesgaben und einem seltenen Fleiße ausgerüstet, hatte er fast alle Facultäten mehrfach durchstudirt und einen nicht gewöhnlichen Schatz wissenschaftlicher Kenntnisse erworben, aber so oft er auf den Punkt gekommen war sich einer Prüfung für den öffentlichen Dienst zu unterziehen, wurde er durch körperliches Elend und finanzielle Noth wieder zurückgeschleudert. Wenn lediglich das Mißverhältniß des Erwerbes zu der Herrschaft des Capitals den Proletarier ausmachen könnte, dann wäre dieser Mann, der sich von Correcturarbeiten für Buchhändler, von schlecht bezahlten Privatstunden und den milden Gaben seiner Studiengenossen fünfundzwanzig Jahre lang das Leben fristete, ein Proletarier im vollsten Sinne des Wortes gewesen. Namentlich zum literarischen Proletarier waren gewiß alle Voraussetzungen vorhanden. Und dennoch verfiel dieser Dulder niemals dem Geiste des vierten Standes, er war und blieb ein ganz solider akademischer Bürger, der ewige Student, wenn auch der ärmste. Es erging ihm wie den ewigen Handwerksburschen: die Hochschule war seine Heimath geworden, die Genossenschaft der Studenten, wo er bei jedem einzelnen in den letzten Jahren füglich Vater hätte seyn können, seine Familie. Er nahm eine seltsame Ausnahmestellung in der Gliederung der bürgerlichen Gesellschaft ein und gehörte doch nicht zu dem großen Stande der Ausnahmen, zum vierten Stande. Ein subalterner Staatsbeamter in seinem Elend, in seiner Hoffnungslosigkeit würde ein literarischer Proletarier geworden seyn, ein Fabrikarbeiter in seiner Lage ein Communist: der ewige Student war und blieb ein ganz conservativer akademischer Bürger. Das ist der Zauber eines, wenn auch nur fingirten, Familienbewußtseyns, der Zauber des genossenschaftlichen Lebens!

Einen Beleg, wie sogar ein höchst illusorisches Leben in der Familie den Fabrikarbeiter vor dem proletarischen Geist bewahrt, liefern uns die westphälischen Hüttenarbeiter, die als die gesuchtesten Männer ihres harten Berufes ins Rheinland ziehen, um dort an den Hohöfen zu schaffen, und durch ihre bürgerliche

wie durch ihre gewerbliche Tüchtigkeit gleich ausgezeichnet sind. Diese Leute sind meist die nachgebornen Söhne westphälischer Bauern, welchen nach Landessitte entweder gar nichts von dem väterlichen Gute zufällt oder nur ein so geringer Theil, daß sie keine Familie ausschließlich durch dessen Bewirthschaftung ernähren könnten. Sie bleiben jahraus jahrein auf dem Hüttenwerk und bekommen außer einer kurzen allsommerlichen Ferienzeit (wo der Ofen kalt steht) niemals Urlaub. Diese Ferien von wenigen Wochen sind dem Haus und der Familie gewidmet, das ganze übrige Jahr gehört dem industriellen Tagewerk. Die Familie aber wohnt daheim in Westphalen, sie sitzt auf dem kleinen Bruchstücke von einem Gütchen, mit welchem der Vater abgefunden worden ist. Der Mann sieht also Weib und Kind eigentlich im ganzen Jahre nur ein einzigesmal. Und dennoch nimmt er von diesem Jahresbesuch das Bewußtseyn des Familienlebens und des gediegenen westphälischen Bürger- und Bauernthums mit in sein Fabrikleben, und erhält sich das ganze Jahr über solid kraft dieses Bewußtseyns. Wenn die Bursche confirmirt sind, kommen sie oft schon auf das auswärtige Hüttenwerk und sehen für ihr ganzes Leben die Heimath nur in den jährlichen Sommerferien wieder; sie verheirathen sich in diesen Ferien daheim, und es ist schon vorgekommen, daß ein solcher Hüttenmann, der mit seiner Frau — aus der Entfernung — in musterhafter Ehe lebte, die Frau, als sie ihn in einem Anflug von jener ehelichen Sentimentalität der gebildeteren Stände einmal auf der Hütte besuchen wollte, sofort wieder heimschickte, weil ihm ein solcher Besuch weder mit seiner Stellung als Hüttenarbeiter, noch mit der seiner Frau als Bewirthschafterin des kleinen heimathlichen Gütchens vereinbar schien. Bei diesen Hüttenarbeitern sieht man, wie Bauernmajorate nach beiden Seiten hin nützlich sind, und nicht nur den Bauernstand vor dem Ruin bewahren, sondern auch das beste Mittel bieten, das industrielle Proletariat von Grund aus zu reformiren.

Das englische Arbeiterproletariat steht dem an seiner Sitte

festhaltenden, im beschränkten Kreise sich begnügenden Bauern noch viel näher als das französische, welches sich wohl am meisten „städtisch" emancipirt hat; es ist darum auch trotz seiner Massenhaftigkeit noch nicht so gefahrdrohend geworden für die gesellschaftliche Entwicklung wie letzteres.

Die Arbeiter in den Bergwerken, welche in neuerer Zeit dem industriellen Proletariat immer näher gerückt sind, haben sich doch im Durchschnitt musterhaft gediegen bewahrt, weil der Gedanke, die ganze Genossenschaft als eine patriarchalische Familie zu fassen, bei ihnen ein uralt historischer ist. Der Bergwerksarbeiter ist nicht nur wie jeder Fabrikarbeiter den Schwankungen des industriellen Marktes preisgegeben, auch Krankheit, Verstümmlung oder Tod steht bei seinem Geschäftsbetrieb jeden Augenblick in Gottes Hand. Dieses drohende Unglück faßt er auf als sein Schicksal, das Unglück plötzlicher Brodlosigkeit erscheint so gering daneben, daß ihm hier die Resignation leicht gemacht ist. Aber eben weil ihm der Umsturz der Gesellschaft muthmaßlich nur einen sehr geringen Theil von der Unsicherheit seiner Existenz abnehmen könnte, greift er einstweilen bei dem Praktischen und Erreichbaren zu, um sein Loos zu bessern. Die persönliche Gefahr erzeugt wie auf dem Schlachtfelde die Disciplin unter diesen Arbeitern, und der gemeine Bergmann will nicht gescheidter seyn als der erfahrene Steiger, weil er diese Vermessenheit mit seinen gesunden Gliedern bezahlen könnte. Er fährt mit Gebet in den Schacht, wo sein Genosse in der Fabrik mit einem Fluch an die Arbeit geht. Darum findet man zwar häufig, daß ganze Knappschaften pietistisch, nicht aber daß sie socialistisch sind. Die Hülfsvereine der Bergwerksarbeiter, die Knappschafts- und Brudercassen, wie sie in Belgien, in Schlesien, am Harz, in Nassau, Westphalen und anderwärts bestehen, sind wahre Musterinstitute in ihrer Art. Bei vielen Knappschaftscassen werden nicht nur regelmäßige Geldbeiträge erhoben, sondern auch ein paar Kuxe zum Besten der Kasse gebaut. Dieß ist eine vortreffliche Einrichtung. Indem der Bergmann auch jezuweilen die Haue dafür ergreifen muß,

daß er ein Gnadenbrod erhält wenn er schwach, und Arznei wenn er krank wird, und ein ordentliches Leichenhemd wenn man ihn in den Sarg legt, wird es ihm mit jedem Schlage, den er gegen das Gestein führt, einleuchtender werden, daß für einen Gulden genossenschaftliche Hülfe, die man selber hat miterarbeiten helfen, mehr werth sey als ein Wechsel von Millionen auf die künftige „Organisation der Arbeit" ausgestellt.

Nicht bloß die Handwerksbursche sind durch das Leben in der Familie des Meisters lange Zeit vor proletarischer Zerfahrenheit bewahrt worden, auch bei den Dienstboten und selbst bei den ständigen Tagelöhnern fand bis fast auf unsere Tage hin das Gleiche statt. Das ist gerade eine glänzende Eigenthümlichkeit der germanischen Völkerstämme, daß ihnen der Diener des Hauses wenigstens zu unserer Väter Zeiten noch auch als ein Glied des Hauses erschien. Die Dienenden sind erst dadurch eigentlich proletarisch geworden, daß man sie aus dem Hause, aus der Familie schob. Zu welch liederlichem Proletariat, zu was für unstät von einem Dienst zum andern wandernden Miethlingen sind die meisten Dienstboten herabgesunken! Die Sache hat eine große sociale Bedeutung. Die Verderbniß der Dienstboten ist für Deutschland, wo der Ruin der kleinen Gewerbe und des kleinen Bauern mit jedem Tag eine Schaar neuer Knechte und Mägde schafft, kaum minder wichtig als der Wachsthum des Fabrikenproletariats. Es wird selten ein schlechter Brauch aus der Stadt auf das Land vertragen, daß dieß nicht durch Knechte oder Mägde geschieht. Und es handelt sich hier sogar um die Verdunkelung eines nationalen Ruhmes, denn was man im schönen alten Wortsinn das „Hausgesinde" nennt, dieses ächt patriarchalische Verhältniß des treuen Dienstboten zu der Familie ist, wie gesagt, doch stets nur ein Ruhm deutscher Völkerschaften gewesen.

Die deutschen Schriftsteller, welche sich mit der Bearbeitung der socialen Frage, namentlich in der Tagespresse, befassen, bleiben in der Regel viel zu ausschließlich nach dem Vorgange

der Franzosen bei dem industriellen Proletariate stehen. Nicht in dem Verhältniß der Arbeit zum Capital liegt für uns der Kern der socialen Frage, sondern in dem Verhältniß der Sitte zur bürgerlichen Entfesselung. Die sociale Frage ist zuerst eine ethische, nachher eine ökonomische. Der Arbeiter bricht zuerst mit seiner Sitte, und nachher fühlt er sich arm, nicht aber umgekehrt bricht er darum mit seiner Sitte, weil er sich jetzt erst arm fühlte, denn arm ist er immer gewesen, meist sogar früher viel ärmer.

Die Dienstboten erhalten in der Regel einen weit höhern Lohn als vordem und ihre Arbeit ist meist kleiner geworden, und dennoch blieben sie früher Glieder des Bürger- und Bauernthums, aus welchem sie hervorgegangen, während sie jetzt in die Reihen des vierten Standes eingerückt sind. Nicht das Mißverhältniß der Arbeit zum Capital macht hier den Proletarier, sondern der Umstand, daß der Einzelne bei erhöhtem Lohne familienlos, heimathlos geworden ist. Unser Familienleben ist untergraben, darum verderben unsere Dienstboten. „Der Herr muß vorauf!“ sagt ein norddeutsches Sprüchwort. Wo man von der Verderbniß des Gesindes redet, da soll man zuerst Nachfrage halten nach dem Verderbniß der Herrschaft.

Unsern Familien ist der ächte Begriff des „Hausregiments“ abhanden gekommen. Sonst wurde kraft dieses Hausregiments in und mit der Familie das Gesinde erzogen. Jetzt halten es die Familienhäupter für nobler, das Gesinde ganz bei Seite liegen zu lassen, als ihm in der That vorzustehen. Es ist eine wahre Ironie auf unser wohlgeschultes und doch so schlecht erzogenes Geschlecht, daß man sich neuerdings hier und da genöthigt sah, eigene „Dienstbotenschulen“ zu errichten, welche dem Gesinde den Uebergang aus der Familie des väterlichen Hauses in die Vereinsamung ihres weiteren Lebens vermitteln sollen! Jene alten Prachtexemplare von Mägden und Knechten, die gleichsam als ein unveräußerliches Stück des Hausinventars durch ganze Generationen in der Familie blieben, werden bald ganz aus-

gestorben seyn. Sie mußten ihr Lebtage fremdes Brod essen wie der ewige Handwerksbursche, wie der ewige Student, und wurden doch so wenig proletarisch wie diese. Wir verlangen moralische Dienstleistungen von dem Gesinde, wir verlangen die Hingabe einer ganzen Persönlichkeit an uns — und was ist es denn für ein moralischer Gegendienst, den wir bieten? Oder welches Musterbild der großen gesellschaftlichen Gliederung der Welt findet das Gesinde in der Regel noch in dem Organismus der Familie, daß es sich daran ein Exempel nehmen könnte? „Der Herr muß vorauf!" Wir wollen, daß unsere Knechte wahre Spartaner seyen, da dieselben doch täglich sehen, daß die Herrschaft ihr Standquartier keineswegs in Sparta, sondern in Capua aufgeschlagen hat. Und in solchem Widerstreit von Lehre und Beispiel wird dann auch zwar kein Spartaner herausgebildet, wohl aber ein vollwichtiger moderner Proletarier. „Der Herr muß vorauf!"

Dem Leben und Wirken des Arbeiters in und mit der Familie des Herrn steht das maschinenmäßige Gebrauchen und Verbrauchen des Fabrikproletariers von Seiten des Unternehmers am directesten entgegen. Jener Fabrikarbeiter, welcher nichts gelernt hat, welcher gar keine industrielle Fertigkeit besitzt, sondern bloß als einfache mechanische Kraft eingereiht ist unter die übrigen mechanischen Kräfte der Maschine, der sich gewärtigen muß, daß man seine Stelle morgen durch ein Kind ersetzt und übermorgen durch einen neu eingefügten Hebel, eine Schraube, dieser Arbeiter, mit dem der Unternehmer im Grunde gar nichts weiteres anfangen kann, als daß er ihn eine Weile abnutzt, um ihn dann als überflüssig bei Seite zu werfen, ist unstreitig ein vollendeter Proletarier. Es ist ihm aber weder durch Erhöhung der Löhne, noch durch Verkürzung der Arbeitszeit zu helfen, sondern allein dadurch, daß er mehr lernt, sich mannichfaltige Handfertigkeiten erwirbt, und dazu kann ihm niemand besser den Weg bahnen, als die Genossenschaft der Fabrikarbeiter selbst, die sich im Sinne der gegenseitigen Erziehung, Unter-

stützung und Förderung zu einer patriarchalischen Familie, aber nicht im Sinne der Theilung des Gewinnes zu einer communistischen zusammenthäte. Aristoteles sagt in seiner Ethik: „Der Sklave ist ein beseeltes Werkzeug, das Werkzeug ein unbeseelter Sklave.“ So ist denn jener Fabrikarbeiter oft viel weniger noch als ein Sklave, denn seine Arbeit sinkt häufig genug auf gleichen Rang mit der Verrichtung des seelenlosen Maschinentheiles herab, den man auch herauswirft, sobald man ihn durch einen bessern ersetzen kann. Wir sahen die Fabrikarbeiter selber ihre eigenen Maschinen zertrümmern. Es war die Wuth des selbst zum seelenlosen Werkzeug herabgesunkenen Sklaven, der seinen übermächtigen, wenn schon nur aus Holz gehauenen, aus Eisen geschmiedeten Nebenbuhler zerschmettern will. Der Fabrikarbeiter hat häufig ganz dieselbe Furcht vor jeder Verbesserung der Maschine — und wenn ein solcher Fortschritt gleich ihm allein zum Nutzen wäre — als etwas dämonischem, als einer ziellos entfesselten Kraft, wie der Bauer vor dem Lernen. Als in den Spindelschleifereien von Sheffield eine Verbesserung eingeführt werden sollte, lediglich um die verderbliche Einwirkung des Eisenstaubes auf die Lungen der Arbeiter zu beseitigen, widersetzten sich diese aufs äußerste. Aehnlich erging es mit der Davy'schen Sicherheitslampe. Jacquard wurde fast gesteinigt, weil er den kunstvollen Mechanismus an den Seidenwebstühlen, der seinen Namen trägt, erfunden hatte, und der in erster Linie die beklagenswerthen Arbeiter an den früheren Seidenwebstühlen, die sogenannten tireurs de lacs, welche den ganzen Tag in den unnatürlichsten Gliederverrenkungen verharren mußten, von ihrem qualvollen Geschäft erlöste.

Als im März 1848 ein brodloses Lohnkutscherproletariat die Schienen der Taunuseisenbahn aufriß und gleich daneben hungernde Schiffszieher die Dampfboote des Rheins und Mains beschossen, sah ich einen Maschinenarbeiter, welcher die vollendete Verwüstung höhnisch überschaute, und mit der dämonischen Siegesgewißheit eines Propheten des Proletariats ausrief: durch dieses

Land wird keine Maschine mehr fahren! Es lag ein sittlicher Grimm in diesem Ausruf, denn es war vielleicht des Mannes eigene Existenz, die vor ihm mit der Eisenstraße in Trümmern lag, und doch begrüßte er freudig diesen Ruin, weil die unheimliche Nebenbuhlerschaft der Maschine zugleich die tiefste Demüthigung für das Menschenbewußtseyn des Arbeiters ist.

Der proletarische Handarbeiter faßt die stets riesenhafter aufsteigende Maschinenindustrie mit dem Seitenblicke des geheimen Grauens als den vermessenen Wettkampf des collectiven Capitals auf mit der individuellen Arbeitskraft. Wie ganz anders der arme Bauer, der oft nicht minder scheuen Blickes zu den räthselhaften Eisenstraßen mit dem schnaubenden Teufelsrappen hinüberschaut! Cholera und Kartoffelkrankheit, verkehrte Witterung, Erdbeben, theuere Zeit, Krieg und Aufruhr der letzten Jahrzehnte sind seinem Aberglauben häufig genug als das natürliche Gefolge dieser titanischen Neuerung erschienen. Da ist ihm die Anlegung der Eisenbahn das letzte Wahrzeichen der himmelstürmenden Vermessenheit, mit welcher der übermüthige Mensch den ewigen Naturgesetzen Gottes eine Wette anbietet. Sie ist ihm der Thurmbau von Babel ins Neumodische übersetzt. Auch der Thurm von Babel „deß Spitze bis an den Himmel reiche,“ sollte der Einigungsdom aller Völker der Erde werden. „Und der Herr sprach: — — sie haben das angefangen zu thun; sie werden nicht ablassen von allem, das sie fürgenommen haben zu thun. Wohlauf! lasset uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme. Also zerstreute sie der Herr in alle Länder, daß sie mußten aufhören die Stadt zu bauen. Daher heißt ihr Name Babel, daß der Herr daselbst verwirrt hatte aller Länder Sprache und sie zerstreuet von dannen in alle Länder.“

Und der einfältige Bauer hat so seine eigenen Gedanken darüber, daß dieser babylonische Ausgang spät oder bald auch die Eisenbahnen treffen werde. Wollt ihr diese Einfalt schelten? Es liegt in ihr der tiefe Gedanke verborgen, daß die Geschichte

von der modernen Industrie eigentlich nur die neue Auflage der alten Tragödie vom Doctor Faust sey.

Aber nun halte man gegen einander das Ende, welches hier der religiöse Kindesglaube des Bauern, dort der sociale Kindesglaube des Proletariers diesen Riesenwerken der modernen Cultur prophezeit! Das zeichnet beide Stände.

Jenes äußerste Elend der Fabrikarbeiter, welches zumeist nur aus ihrer Kenntnißlosigkeit und Beschränktheit entspringt, läßt sich nur auf dem Wege der körperschaftlichen Organisirung des ganzen Standes bekämpfen. Die reichste Unterstützung von außen hilft dem Arbeiter nichts, solange er sich in sich selber hülflos fühlt, und gerade das Bewußtseyn dieser Hülflosigkeit erzeugt den proletarischen Geist. Im Jahr 1848 hat man in manchen deutschen Staaten die Ueberzahl der brodlosen Arbeiter dadurch zu beschäftigen und ihre Unzufriedenheit zu beschwören gesucht, daß man ihnen völlig nutzlose Wegbauten u. dgl. zuwies, in Paris ließ man gleichzeitig durch eine ganze Heerschaar von Arbeitern Erdarbeiten ohne allen Sinn und Zweck ausführen, man ließ die Leute arbeiten, damit sie überhaupt nur die Hand rührten, wie reiche Leute sich mitunter eine Drehbank oder Schnitzbank anschaffen, um zur Beförderung der Verdauung zwecklos daran zu bosseln; man schuf sich einen Vorwand, um jenen Arbeitern ohne Kränkung einen Lohn auszahlen zu können. Das war ein höchst gefährliches Experiment. Denn wenn etwas, dann mußte diese sinnlose Beschäftigung dem Arbeiter das Elend seiner Existenz recht anschaulich vor die Seele führen. Ein unverhülltes Almosen wäre weit weniger bedenklich gewesen. Wo vollends gar der Anblick des vollendeten Tagewerks selber dem Arbeiter zuruft, daß er überzählig sey in der Gesellschaft, da wird selbst der reichste Lohn den Geist der proletarischen Empörung in ihm nicht ersticken können!

Der geschäftliche Beruf des Fabrikarbeiters trägt fast in allen Stücken noch das Gepräge des Halben, Unfertigen, Werdenden. Daraus entspringen die entscheidendsten socialen Folgen.

Der Fabrikarbeiter ist kein Handwerker mehr, auch kein bloßer Tagelöhner, er ist eine dritte gesuchte Größe, ein X in der gewerblichen Welt, wie der vierte Stand in der socialen.

Ihr sagt: die Maschine nimmt alle grob mechanische, gedankenlose Handarbeit dem Menschen ab — welcher Fortschritt zur Veredelung des gesammten Menschendaseyns! Wo der Handarbeiter früher tagelang fast unausgesetzt den Arm schwingen mußte, daß ihm der Schweiß über den ganzen Körper rann, da sitzt jetzt der Fabrikarbeiter an der Maschine, die jenen Arm darstellt, und regulirt nur dieselbe mit Bequemlichkeit, braucht nicht zu schwitzen, auch nicht so unausgesetzt körperlich thätig zu seyn. Wenn der Handarbeiter alten Styles d'rauf losschlug, daß ihm der Kopf dampfte, so konnte er wenig denken, und mit dem Schweiß der körperlichen Anstrengung gehen nicht bloß allerlei überflüssige Säfte ab, sondern auch die überflüssigen Gedanken.

Während dagegen die Maschine für den Arm des Fabrikarbeiters hämmert, stößt, webt, spinnt, bleibt ihm selber Muße genug, mit seinen Gedanken zu weben und zu spinnen. Ist das nicht ein ungeheurer Fortschritt? Aber gerade dieser Dilettantismus des Denkens, dieses Brüten, Sinnen und Träumen, wie es sich bei dem Bildungsstandpunkte des Fabrikenproletariats in den arbeitslosen Minuten bei der Maschine von selbst ergibt, ist das social gefährliche bei dem Fabrikenproletariat im Vergleich zu den Proletariern der Handarbeit. So sind auch diejenigen Handwerker, denen bei einer sitzenden Lebensart und geringem körperlichem Kraftaufwand das Brüten und Sinnen den ganzen Tag über gestattet ist, z. B. die Schuster und Schneider, am öftesten mit communistischen und socialistischen Vapeurs geplagt. Von dergleichen Krankheitsanfällen bei Grobschmieden, Steinmetzen, Holzhauern, kurzum bei Arbeitern, die allezeit im Schweiße ihres Angesichts schaffen müssen, habe ich noch wenig gehört. Wir verkennen wahrhaftig den großartigen Fortschritt der Civilisation nicht, welcher darin liegt, daß die gröbste mechanische

Arbeit mehr und mehr der Menschenhand abgenommen wird. Aber solange die Fabrikarbeiter noch auf der gegenwärtigen Stufe gewerblicher Halbschlächtigkeit sich befinden, wird dadurch mittelbar ein furchtbar ungesunder Dilettantismus der Bildung bei den Massen des Arbeiterproletariates gehegt. Da man nun den Leuten das Denken nicht verbieten soll noch kann, so wird die einzige Rettung darin liegen, daß man ihrem Geiste gesunde und naturgemäße Bildungsstoffe zuführt. Wir sehen manchmal Barren und Reck für die Erholungsstunden versessener und verkrümmter Fabrikarbeiter neben den riesigen Maschinenschornsteinen aufgebaut. Wohlan, schaffet den in ihrer Gedankenwelt versessenen und verkrümmten Leuten aus den Fabriken nicht minder die gehörigen geistigen Turnplätze! Gerade durch ihre Bildungslosigkeit werden die großen Massen der untersten Fabrikarbeiter, die meist aus der Knabenschule unmittelbar an die Maschine kommen, so hülflos, durch die Bildungslosigkeit werden sie dann auch weiter nicht selten so verschroben in ihrer geistigen Entwickelung. Weil diese Fabrikarbeiter, die an gewerblicher Ausbildung meist noch tief unter dem gröbsten Handarbeiter stehen, doch so viel mehr Muße zum Nachdenken haben als dieser, muß ihnen auch ein weit umfassenderer Stoff des Nachdenkens gegeben werden. Der Staat, die Gemeinde und die Genossenschaften der Fabrikherren wie der Fabrikarbeiter selbst haben hier das gleiche Interesse, Arbeiterschulen zu gründen, damit diese Proletarier aus so elender Zwitterhaftigkeit herausgerissen werden, die das materielle Wohl der einzelnen Arbeiter nicht weniger als die Sicherheit der ganzen Gesellschaft bedroht. Wie wenig ist noch geschehen für die geistige und sittliche Erziehung des Fabrikenproletariates! Und hintendrein kommen dann die Leute, fürchten sich vor der socialen und politischen Verschrobenheit der Fabrikarbeiter, und klagen unsere stolze Errungenschaft der Maschinenindustrie als den allgemeinen Sündenbock an, da sie doch selber keine Hand gerührt haben, den etwaigen verschrobenen Arbeitern die Köpfe zurechtzusetzen! Hier

gilt es innere Mission zu üben, nicht bloß des Glaubens, sondern auch einer gesunden volksgemäßen Intelligenz.

Das Proletariat der Fabrikarbeiter ist auf halbem Wege auch in seiner körperschaftlichen Organisirung stehen geblieben. Es hat so viel Gemeinbewußtseyn gewonnen, daß es über das Maß seiner Leiden und Gebrechen ziemlich einverstanden ist, aber den zweiten Schritt, sich auch über die Abhülfe derselben aus sich heraus zu verständigen, vermag es nicht zu thun. Es gehört also auch in diesem Betracht in das unendliche Capitel von den modernen Halbheiten. Es gibt eine große Classe des gewerblichen und industriellen Proletariats, welche noch viel elender und hülfloser ist als die Fabrikarbeiter im Ganzen genommen, und doch die Gesellschaft vorderhand durchaus noch nicht gefährdet, weil sie jenen ersten Schritt zur Corporation noch nicht gethan, und also auch wenigstens jenes negative Gemeinbewußtseyn noch nicht gewonnen haben. Die wandernden Scheerenschleifer z. B., die fahrenden Zinngießer, Kesselflicker, Korbflechter 2c., welche unter Sonnenbrand und Regenguß an den Straßenecken ihr jämmerliches Verdienst sich erarbeiten, sind oft weit schlimmer daran als die Fabrikarbeiter, aber sie leben zerstreut, sie sind noch zu keinem Gemeinbewußtseyn gekommen, sie fassen ihre Noth nur als etwas vereinzeltes, persönliches, sie werden daher auch höchstens nur für sich persönlich rauben oder stehlen, wenn sie auf jener Stufe der Verzweiflung angekommen sind, wo der Fabrikarbeiter als Communist den Raub an der ganzen Gesellschaft vollziehen will.

An das Gewerbeproletariat schließt sich das Handelsproletariat. Hier hat man am frühesten wahrgenommen, welche bürgerliche und geschäftliche Nichtsnutzigkeit das fahrende Leben erzeugt, und schon seit Jahrhunderten eifrig dagegen gearbeitet. Unsere alten Polizeiordnungen enthalten meist die schärfsten Verfügungen gegen die wandernden Trödler, Hausirer u. dgl., welche allezeit den Ruin des Bauern fördern halfen, früher aber noch weit mehr als jetzt. Es ist dieß eine Classe des Proleta-

riats, deren schädliche sociale Einflüsse nicht mehr im Wachsen, sondern im Abnehmen begriffen sind. Mit jeder neuen Eisenbahnanlage wird auch eine neue Landschaft von dem einen Theil des Krebsschadens der Hausirer befreit. Dagegen können wir uns wohl ein Bild von dem Unheil machen, welches früher diese Leute bei den Bauern stifteten, wenn wir lesen, wie jetzt der einsame Colonist in den Wäldern Amerika's von den Hausirern betrogen und verdorben wird. Noch Justus Möser zeichnet ein Bild von der Landplage der Hausirer, dessen Farben jetzt schon allzu grell erscheinen dürften. Namentlich übten noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die wandernden Spezereihändler, „ohnbekannte Hausirer, Theriakskrämer, Storger und Landfahrer" einen so demoralisirenden Einfluß auf die Landbevölkerung, daß wenigstens das Hausiren mit Gewürzwaaren fast überall unterdrückt wurde, „dieweil" — wie es in der katzenelnbogischen Polizeiordnung heißt — „dieß Hausiren nicht allein unsern Hintersaßen, Bürgern und Gewerbsleuten, sondern auch dem gemeinen Hausmann, als welcher zu Zeiten, auch ohnnöthiger Weise, zum Kaufen angereizt und umb das Seine gebracht wird, zu sonderem Schaden und Nachtheil gereicht." Ein gutes Theil des traurigen Umstandes, daß der Bauer da und dort von seiner alten Tracht und Lebensweise gelassen hat, und damit schließlich proletarischer Verliederlichung und Zerfahrenheit verfallen ist, haben diese „Landfahrer" auf dem Gewissen. Sie sind die rechten Apostel des vierten Standes unter den Bauern gewesen, und haben hier mit ihren schlechten Cattunen, mit ihrem modischen Flitterzeug und früher mit ihren Specereien, namentlich mit ihrem Kaffee, mindestens eben so stark der Nivellirung der Gesellschaft vorgearbeitet, als anderwärts die Geistesproletarier mit ihren Büchern und Zeitungen. Welch schlechten Begriff man früher von diesen Hausirern gehabt, geht daraus hervor, daß die alten Gesetzgeber die Fälschung der Waare und die Verbreitung falscher oder beschnittener Münze fast als Regel bei ihnen vorauszusetzen scheinen, und darnach

ihre Verfügungen treffen. Das proletarische Bewußtseyn ist bei diesen Leuten selten zum Durchbruch gekommen, gerade wie bei den wandernden Korbflechtern und Scheerenschleifern, weil sie zerstreut leben; aber desto mehr haben sie mittelbar darauf hingewirkt, das proletarische Bewußtseyn unter dem gemeinen Manne zu verbreiten. Weniger was sie sind, als was sie gethan, verdient die Beachtung des socialen Forschers.

Eine ganz eigenthümliche Stellung unter diesem Handelsproletariat nehmen die wandernden Schacherjuden ein. Am buntesten zeigt sich hier die seltsame Mischung des umherschweifenden Lebenswandels, der Heimathlosigkeit mit einem gleichsam idealen Nationalitätsbewußtseyn, ein körperschaftliches Zusammenhalten, da sie doch in der Zerstreuung leben, und beiläufig meist trotzdem wieder einer den andern in seinem Geschäft aufs giftigste verdächtigt und anfeindet. Wir finden weiter eine historische Heilighaltung der Familie im Vagabundenleben, die sie von fast allen andern fahrenden Proletariern vortheilhaft unterscheidet und eine tiefere Sittlichkeit erwarten ließe, verschmolzen mit allerlei Nichtsnutzigkeit, wo es den Betrug des Bauern gilt, mit jenem hündischen Wesen, welches sich stoßen und schlagen läßt und dem Zuchtherrn die Hand noch küßt, wenn nur dabei ein Kreuzer verdient wird. Der wandernde Schacherjude fängt mit nichts an, wie der Fabrikarbeiter, er lernt auch nichts, er bringt nur sein angestammtes nationales Zahleningenium mit ins Geschäft, er läßt sich aber durch die Kluft zwischen Arbeit und Capital nicht abschrecken, sondern schindet sich frischweg und ohne alle Socialphilosophie, bis er zuletzt selber — Capitalist geworden ist. Die Unverdrossenheit des Schacherjuden, der schwerbepackt von Dorf zu Dorf läuft und an den jämmerlichsten Gewinn die größten Strapazen setzt, contrastirt seltsam mit der sonstigen Scheu des Juden vor jeder harten Arbeit und körperlichen Anstrengung. Noch mehr, der Schacherjude auf dem Lande, von allen Seiten gefährdet, gehaßt, angespieen, die Ueberlieferung vielhundert-

jähriger Schmach und Verfolgung im Herzen empört sich nicht, wird weder Socialist noch Communist. Und doch hätte er ein unendlich größeres Recht zum Kampfe wider die historische Gesellschaft als der Fabrikproletarier. Er läßt sich um Gotteswillen anspeien und hofft auf den künftigen Messias, auf die Freuden Zions, die für einen sonst so realistischen und auf gleich baare Zahlung haltenden Mann in verzweifelt nebelgrauer Ferne liegen. Der Schacherjude fühlt die Pein nicht, daß er keinen rechten Platz in der Gesellschaft wie im Staate hat, da ihm beide höchst gleichgültig sind, und ein solcher Platz durchaus nichts baares abwerfen würde. Der Fabrikarbeiter fühlt sich als Paria; der Schacherjude aber in seinem Stumpfsinn gegen die ganze abendländische Lebensentfaltung ist ein wirklicher Paria, ohne daß er daran denkt. Die innern Widersprüche des vierten Standes sind also für ihn gar nicht vorhanden. Der jüdische Geistesproletarier, den wir oben zeichneten, ringt nach einer Stellung in dem modernen Staate, in der modernen Gesellschaft; für den fahrenden Schacherjuden hat ein solches Ringen gar keinen Sinn. Der jüdische Geistesproletarier hat mehrentheils gebrochen mit seiner alten Nationalität, mit seiner väterlichen Sitte, er sucht eine neue und steht solchergestalt zwischen Thür und Angel. Der Schacherjude lebt aber trotz aller äußern Störungen in seiner alten Sitte, er hat in dem Bewußtseyn derselben jenen festen Platz ererbt, den er in der modernen Gesellschaft nicht erst zu suchen braucht. Er lebt in dem Traum der Vergangenheit, wie der jüdische Geistesproletarier im Traum der Zukunft. Der Traum der Vergangenheit ist die Reaction, der Traum der Zukunft die Revolution. Das corporative Zusammenhalten mit seinen Genossen hat ihn dem Bauersmann so gefährlich gemacht, der Gesellschaft im Ganzen wird er durch das nämliche unschädlich. Er ist ein armer Teufel, ein heimathloser, geschundener, mit Füßen getretener Mensch, er lebt mit den privilegirten Gliedern der Gesellschaft auf dem Kriegsfuße, aber nicht mit den Privilegien der Gesellschaft; das modern proletarische Bewußtseyn der innern Wider-

sprüche seiner Stellung fehlt ihm, und darum ist er doch immer nur — Candidat des vierten Standes.

Ganz ähnlich wie mit den wandernden Schacherjuden verhält es sich mit dem Zigeunerproletariat, welches sich in einigen Gebirgsgegenden Deutschlands noch erhalten hat. Auch hier geben die Erinnerungen der alten Clanverfassung und das Familienleben dem verkommenen und verdorbenen Wandervolke einen eigenthümlichen socialen Halt. Bei dem Landvolke herrscht in manchen Gegenden die Ansicht, welche früher wenigstens wohlbegründet gewesen seyn mag, daß man den Zigeuner ohne Furcht vor Diebstahl bewirthen dürfe, sofern er auch sein Nachtlager im Hause nehme, daß er aber allezeit da zu stehlen suche, wo er bloß Speise und Trank zu sich nehme und dann wieder weiter ziehe. In dieser Auffassung ist jedenfalls die zwiefältige sociale Stellung welche der Zigeuner mit dem Wanderjuden theilt, sehr gut versinnbildlicht. Sofern er der Familie, dem Haus, und sey es auch nur für eine Nacht, angehört, ist er ein Freund der gesellschaftlichen Ordnung; wo er sichs aber bloß gönnt, im Vorübergehen seinen Wanderstab hinzustellen, wird er sofort ein Feind dieser Ordnung, wenn auch nicht der Gesellschaft selber.

In dem Maße als dieses niederste wandernde Handelsproletariat in neuerer Zeit abgenommen hat, beginnen übrigens die vornehmen wandernden Handelsleute zuzunehmen. Die vagabundirenden Makler und Agenten, die hausirenden Handlungsdiener, die fahrenden Subscribenten und Actienschwindler sind für die Städte eine eben so große Plage geworden, wie weiland die „Storger und Theriakkrämer" für das Land, und haben theilweise bereits ganz ähnliche Polizeiverfügungen hervorgerufen, wie ehedem ihre minder eleganten Genossen.

Von dem proletarischen Bauern haben wir in dem Abschnitt von den Bauern ausführlich geschrieben. Wir haben noch kein Recht, die proletarischen Bauern unter der Rubrik vom „vierten

Stande" abzuhandeln. Das Gemeinbewußtseyn eines „Bauernproletariats" haben sie wenigstens in Deutschland noch nicht gefunden. Aus dem Gesichtspunkte des vierten Standes betrachtet, fallen sie daher in eine Classe mit jenen proletarischen Künstlern und Handwerkern, die zwar zum Ruin der Künstlerschaft und des Gewerbestandes sattsam beitragen, doch ohne darum bereits die Rolle einer bewußt verneinenden Gesammtgruppe gegenüber der Gesellschaft übernommen zu haben. Das Bauernthum erscheint uns hier wohl verwittert, aber das verwitterte Bruchstück hat sich noch nicht zu einer socialen Neubildung abgelöst.

In einer Zeit, wo eine bedeutsame und industrielle Erfindung die andere drängt, ist es natürlich, daß dieser Erfindungsgeist seinen Charlatanismus und eben damit auch sein eigenthümliches Proletariat erzeugt hat. Eine ganze Gruppe großstädtischer Proletarier lebt von diesem Charlatanismus und prellt durch die fortlaufende Schwindelei mit neuen Entdeckungen, Erfindungen und Enthüllungen den arglosen Philister der Art, daß dieser Berufszweig ebenso gut dem Gebiete der Criminalstatistik als der socialen Wissenschaft anheimfällt.

An jeden neuen Anstoß im industriellen, wissenschaftlichen und politischen Leben hängt sich sofort ein eigenes Proletariat, welches wenigstens auf ein paar Monate Profession aus der neuen Errungenschaft macht. So hat unsere letzte politische Bewegung ein selbständiges Proletariat geschaffen, welches von der Revolution nicht bloß geistig, sondern auch mit Mund und Magen zehrte. Zu den sieben freien Künsten, die Rabanus Maurus als bei den Deutschen im Schwange gehend aufzählt, ward als achte die Kunst der Wühlerei erfunden, und sie nährte geraume Zeit besser ihren Mann, als manche andere Kunst. Dieß gehört eben auch zu dem ewig schwankenden, unfertigen Wesen des vierten Standes, daß in stetem Wechsel neue Gruppen desselben über Nacht wie Pilse aufschießen und am nächsten Abend schon wieder verfault sind, um andern Platz zu machen. Wie die Begriffs-

bestimmung des vierten Standes sich nur annähernd geben läßt, so wird die Aufzeichnung seiner einzelnen Bestandtheile noch viel weniger zu einer Vollständigkeit führen. Wer vermag beispielsweise den Umfang jener in sich selbst verschwommenen Gesellschaftsgruppe auszumessen, welche man in der Stadt unter dem Namen der „Bummler," auf dem Land unter dem Namen der „Strohmer" zusammenfaßt!

Fünftes Capitel.

Das Standesbewußtseyn der Armuth.

Wie bei den Bauern und dem Grundadel der feste liegende Besitz vorwaltet, bei den Bürgern dagegen das Ringen nach dem Erwerb in erste Linie tritt, der feste Besitz in die zweite, so fällt bei dem vierten Stande der feste Besitz fast ganz weg, und ihm ist nichts übrig als die Arbeit. Er ist in diesem Betracht ein zum einseitigen Extrem verflüchtigtes Bürgerthum. Der Proletarier zählt nationalökonomisch nur durch seine eigene Person, durch Kopf oder Arm. Seine Standesehre ist die Ehre der Arbeit. Daraus mag ein stolzes, berechtigtes Selbstgefühl quellen, aber eben so leicht Neid und blinde Selbstüberhebung. Der besitzlose Arbeiter erfährt an sich im günstigen Falle nur die sittlich veredelnde Kraft der Arbeit. Daß auch in dem Festhalten des ererbten oder erworbenen Besitzes eine sittliche Läuterung liegen könne, begreift er nicht. Und doch zeigt uns täglich der Ruin so mancher wohlhabenden Familie, wie das Zurathehalten des Erworbenen oft eine weit härtere Tugendprobe sey, als das Zusammenraffen des Erwerbes. Geld einzunehmen verstehen gar viele, Geld auszugeben nur wenige.

Indem dem vierten Stande lediglich die Arbeit ohne den Besitz geblieben ist, tritt er in Gegensatz zu der ganzen übrigen mehr oder minder besitzenden Gesellschaft. Diese Thatsache hat man mit einem sehr einseitig gewählten Ausdruck als das „Mißverhältniß der Arbeit zum Capital" bezeichnet. Dieses Mißverhältniß soll ausgeglichen werden durch irgendeine neue „Organisation der Arbeit". Man spricht dabei von einer „Vertheilung des Besitzes", als ob irgendjemand eine zufällige und willkürliche Austheilung vorgenommen hätte, als ob nicht die Mannigfaltigkeit des Besitzes und Nichtbesitzes eine eben so unüberwindliche Nothwendigkeit für den Einzelnen wäre, wie Geburt, Talent und dergleichen Dinge, über welche kein Mensch hinauskommen wird, so lange die Welt steht. Nur wer immer bloß den einzelnen Menschen statt der Gesellschaft ins Auge faßt, kann von einer „ungerechten Vertheilung" des Besitzes reden. Der Gedanke, eine systematisch gerechte Vertheilung des Besitzes einzuführen, ist dem vergleichbar, wenn einer systematisch das Wetter machen wollte, so daß jeglicher für jeden Tag und jede Stunde das seinem besondern Zwecke und Vorhaben erwünschte gute Wetter bekäme. Damit, daß es aber der eine ausschließlich gut erhielte, erhielten's eben tausend andere wieder schlecht und am Ende müßte alles zu Grunde gehen.

Gerade in dem sogenannten Mißverhältnisse der Arbeit zum Capital, in der Ungleichartigkeit der Zusammensetzung der Gesellschaft liegt das individuell menschliche derselben. Bei der Gesellschaft der Hunde, der Pferde, des Rindviehs u. s. w. herrscht vollständig sociale Gleichheit. Die völlige Ausgleichung der gesellschaftlichen Gegensätze ließe sich nur herstellen durch ein goldenes Zeitalter der allgemeinen Dummheit und des allgemeinen Elendes, nicht aber der völlig gleichmäßigen Bildung und des völlig gleichmäßigen Besitzes. Diese allgemeine gewaltsame Nivellirung der Gesellschaft ist jedenfalls die consequenteste Reaction, denn sie greift viel weiter zurück als zum Mittelalter, sie greift zurück auf Adam und Eva. Wenn einmal das Feigenblatt

wieder das allgemein menschliche Costüm geworden ist, dann haben erst alle Standesunterschiede aufgehört.

Ich möchte die Existenz in den verschiedenen Gruppen der Gesellschaft vergleichen mit dem Leben des Menschengeschlechtes in den verschiedenen Erdzonen. Ist es nicht eine schreiende Ungerechtigkeit, daß der Eskimo im Norden, der Feuerländer im Süden stumpfsinnig verkümmert, indeß dem üppigen Orientalen die süßesten Früchte in den Mund wachsen, und die Bewohner der gemäßigten Himmelsstriche geradezu von der Luft gescheidt werden und weltbeherrschend dazu? Warum gleicht ihr dieses Mißverhältniß nicht aus, warum verpflanzt ihr die Eskimos nicht nach Italien, die Feuerländer nach Griechenland? Und dennoch wird dieß gerade wieder als ein Zeugniß von der Majestät des Menschengeschlechtes gepriesen, daß es unter allen Klimaten sich eigenthümlich entwickelt, überall dasselbe und doch überall ein anderes! So quillt auch die Majestät der Gesellschaft als eines lebensvollen Organismus aus der wunderbaren Biegsamkeit, mit welcher der Gesellschaftsbürger in jeder socialen Zone, auch in der Eiszone des untersten Proletariates sich individuell zu entwickeln vermag.

Das Moment der Arbeit ohne die Grundlage des Besitzes ist es aber nur theilweise und secundär, was den Proletarier, was das Glied des vierten Standes macht. Der Widerspruch seiner socialen Anforderungen mit seiner wirklichen Existenz, der Bruch mit der geschichtlichen Gliederung der Gesellschaft und die daraus hervorspringende Zerfahrenheit und Vereinzelung sind nicht minder charakterische Kennzeichen. Nun haben aber leider die Arbeiter selbst die falsche Parole ergriffen und statt der „Organisation des Arbeiterstandes" die „Organisation der Arbeit" auf ihre Fahne geschrieben. Die socialen Theoretiker, welche die hier zu Grunde liegende Begriffsverwirrung angestiftet, haben dadurch eine schwere Verantwortung auf sich geladen, sie haben mehr dazu beigetragen, den Arbeiter elend zu machen, als es die „Herrschaft des Capitals" gethan, denn sie haben

ihm den einzig rettenden Gedanken aus der Seele hinaus disputirt, daß der Arbeiterstand sich aus sich selber reformiren und also auch sich aufhelfen könne, ohne daß er vorerst so beiläufig die ganze Welt zu reformiren brauche.

Es ist übrigens höchst bezeichnend, daß der vierte Stand bis zum letzten Fabrikproletarier abwärts sich fort und fort mit der theoretischen Erörterung seiner Stellung in der Gesellschaft quält. Diese Angstfrage der gesellschaftlichen Stellung liegt den ächten Söhnen der übrigen Stände weit ab. Schon der einzige Umstand, daß der Proletarier über sich selber, als über eine sociale Erscheinung philosophirt, reicht hin, um zu beweisen daß der vierte Stand eine durch und durch moderne Erscheinung ist. Und zwar gehört diese theoretische Selbstschau des vierten Standes wieder wesentlich nur dem alten Europa an. Sobald der Proletarier in die neue Welt kommt, wo noch keine verwitternde Gesellschaft sich abzubröckeln beginnt, läßt er die theoretische Frage der socialen Existenz fallen und versucht einmal wieder ganz ohne Reflexion zu existiren, falls er nicht verhungern will.

Rapp mußte in seiner communistischen Colonie den guten Platz im Himmel von der regelmäßigen Arbeit in der Colonie abhängig machen, er mußte seinen Kindern die Ruthe des Despotismus zeigen, damit sie in dem freien Amerika den Geschmack an der socialen Gleichheit nicht verlören. Der Proletarier wühlt in Europa die Pflastersteine auf, um gegen Staatseinrichtungen zu kämpfen, von denen er sich gar selten persönlich belästigt fühlt, und für Verfassungsideale, die über seinem Gesichtskreise liegen, weil er glaubt, daß mit der alten Staatsordnung auch die alte gesellschaftliche falle, weil man ihm gesagt hat, daß, wofern er die Monarchie ausstreiche, auch das Wort der Schrift ausgestrichen sey: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen.“ Und wenn er nun in die neue Welt kommt, wo die alte Staatsordnung nicht besteht, dann findet er, daß die neue Gesellschaftsordnung, für welche er sich daheim hat blutig

schlagen lassen, hier noch immer als eine unerträgliche Sklaverei sich bewährt hat.

Die „Massenarmuth" ist das Gespenst vor welchem eine Zeit wie die unsrige, die Wohlleben und Reichthum zu einem Selbstzweck des Menschendaseyns gemacht hat, entsetzt zusammenschrickt. Aber die Massenarmuth des gemeinen Mannes wird nur da gefährlich, wo die Massenfaulenzerei der begüterten Leute ihr gegenübertritt. Der hat kein Recht mitzureden über den Empörungsgeist des besitzlosen vierten Standes wider die Besitzenden, der nicht selber, hoch oder gering, im Schweiße seines Angesichtes sein Brod ißt. Erst seit Nichtsthun auch im Bürgerstande für vornehm gilt, ist die Massenarmuth ein Schreckwort geworden. Die Massenarmuth an sich ist kein Kind der neueren Zeit. Es bedarf nur eines gründlichen Einblickes in die Bücher der Geschichte, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß im Gegentheil die Massenarmuth im Laufe der Jahrhunderte sich ununterbrochen verringert habe. Aber durch die Impertinenz, mit welcher der sich selbst vergötternde Reichthum den verarmten Massen entgegentrat, ist in den grollenden Seelen der Armen jenes Selbstbewußtseyn des Pauperismus geweckt worden, welches im Delirium des Hungerwahnsinnes den Besitz für einen privilegirten Diebstahl ansieht. Wie wollt ihr, deren Götze der Reichthum ist, mit dem Armen rechten, weil er mit dem Knüttel und mit Pflastersteinen diesen Götzen zerschmettern will, wie der Jehovah des alten Bundes heischt, daß man die Götzenbilder zerschmettere? Der Verdienst der arbeitenden Classen war in alten Zeiten ein verhältnißmäßig weit geringerer als gegenwärtig, ja das eigentliche Proletariat ist vordem in weit furchtbarerer Ausdehnung vorhanden gewesen, aber die Schreckgestalt des modernen „Pauperismus" hat gerade erst mit der Besserstellung der unteren Classen und mit der gleichzeitig wachsenden Ueberschätzung des Besitzes ihren Anfang genommen.

Werfen wir einige flüchtige Blicke auf dieses merkwürdige Phänomen in der Geschichte des Elendes.

In der nassau-katzenelnbogischen Polizeiordnung von 1616 findet sich ein langer Abschnitt über das fahrende Proletariat, der uns ein trauriges Bild entwirft, wie sehr damals eine arme, ackerbautreibende, von großen Städten entblößte, also für das Vagabundenthum jedenfalls sehr unergiebige Gegend von wanderndem Gesindel und Strohmern aller Art überschwemmt war. Schon die Menge der Arten und Unterarten, nach welchen obige Polizeiordnung diese Proletarier gliedert, zeugt für die Masse derselben. Da ist die Rede von „herrenlosen und gartenden Knechten, Sonnenkrämern, Knappsäcken, Zigeunern, Mordbrennern, reislaufenden Burschen, Spitz- und Lotterbuben" u. s. w. Es wird verfügt, daß, wo die Heuschreckenplage der Zigeuner in Massen angezogen käme und Gewalt drohete, die Sturmglocken geläutet werden sollen, damit die gesammte Gemeinde die Landstreicher abwehren könne. Was will unser heutiges Vagabundenthum angesichts von Zuständen bedeuten, die solche Verordnungen nöthig machten! Von den Bettlern wird als etwas häufig vorkommendes angeführt, daß sie ihre gesund geborenen Kinder verstümmelten und lähmten, damit dieselben nachgehends als Krüppel ihr Brod sich müheloser erbetteln, denn mit gesunden Gliedern erarbeiten möchten. Dergleichen mag jetzt wohl noch vereinzelt in großen Städten vorkommen, wenn dagegen in einem abgelegenen Bauernlande, wie es heute noch die Grafschaft Katzenelnbogen ist, ein solches Verbrechen so häufig war, daß ein Gesetz dagegen erlassen werden mußte, auf welche Stufe mußte da die bettelnde Bevölkerung herabgesunken seyn!

Wenn einzelne Formen des Proletariates in der modernen Gesellschaft neu erstanden sind, dann sind andere dafür ausgestorben. Würde sich das militärische Proletariat, wie es am Ausgange des Mittelalters existirte, bis auf unsere Zeit fortgeerbt haben, dann wäre wohl längst kein Stein der gesellschaftlichen Ordnung mehr auf dem andern. Die Gefahr, welche man jetzt in aufgeregten Zeiten von der Hefe der großstädtischen Bevölkerung fürchtet, erscheint wie eine Spielerei gegen die frühere

Bedrängniß des Einzelnen wie der Gesammtheit durch die brodlosen Schaaren entlassener Kriegsknechte. Als Kaiser Friedrich III von König Karl von Frankreich 5000 solcher Leute begehrte, schickte ihm derselbe 40,000, um sie nur los zu werden, und nur mit äußerster Mühe und unter Androhung eines Reichskrieges vermochte man diese zügellosen Horden, die sich selber Armagnaken nannten, der Volksmund aber „arme Gecken", wieder nach Frankreich zurück zu spediren. Schwärme ähnlicher, fast nur auf den Raub angewiesener Proletarier zogen fortwährend im Reiche umher. Wie winzig erscheint neben diesen stehenden Heeren des Elendes und der Verzweiflung die kleine Rotte militärischer Proletarier, wie sie in den letzten zwei Revolutionsjahren von Krawall zu Krawall zog, um endlich in Baden und Ungarn Auflösung und Untergang zu finden! Nur ein kleiner Unterschied machte diese Rotte so viel gefährlicher als jenes stets neu sich rekrutirende Armeecorps: die brodlosen Landsknechte der alten Zeit befehdeten den einzelnen Besitzer, die brodlosen Landsknechte unserer Tage den Besitz.

Hortleder in seinem Urkundenbuche „von den Ursachen des deutschen Krieges" theilt ein Verzeichniß und höchst interessantes steckbriefliches Signalement von etwa hundert Proletariern mit, die im Jahre 1540 die Lande der Fürsten des Augsburgischen Bekenntnisses durch Brandstiftungen verwüsteten. Diese armen Teufel hatten sich für ein wahres Spottgeld — meist fünf Gulden auf den Mann — zu jener systematischen Mordbrennerei anwerben lassen, obgleich sie wohl vorher wissen konnten, daß der Thurm und der Galgen rasch das Ende vom Lied seyn würde. Wenn man nun aus der so geringen Verwerthung der Arbeitskraft auf die größere Armuth der alten Zeit schließen kann, wie viel einleuchtender wird dann noch der Schluß, wenn man erwägt, daß das gräßlichste Verbrechen um so billigen Preis erkauft werden konnte, ja daß die Hingabe von Leib und Leben so wohlfeil zu haben war! Welch ein armseliges Leben muß es gewesen seyn, das eine ganze Schaar von Menschen für solchen Spottpreis losschlug!

Fast bei jedem kleinen Neste hatte man ja damals einen Galgen aufgebaut, der großentheils dem Schutze des Besitzes gewidmet war, und ein Schluß aus der Statistik des Verbrechens auf die Statistik der Armuth hat immer eine annähernde Richtigkeit. Und dennoch war das große Elend damals lange nicht so furchtbar anzuschauen als jetzt das so viel kleinere. Der Armuth fehlte noch das Bewußseyn ihrer eigenen Lage. Die Bettler glaubten, daß sie Bettler von Gottes Gnaden seyen, wie die Könige ihren Stuhl auf Gottes Gnade gründeten. Sie erfaßten ihre Armuth als die unerforschliche Fügung des Himmels und waren resignirt in diesem Glauben. Sie grübelten nicht über den Unterschied zwischen Reich und Arm, und fragten nicht murrend an: warum es nun einmal so und nicht anders geworden sey? Sie nahmen eine Hungersnoth hin wie man Regen und Sturm und böses Wetter hinnimmt, sie sahen Hunderte neben sich verschmachten und verderben, ohne daß dadurch der Gedanke des Aufruhrs gegen die Reichen in ihnen entbrannte. Die Opposition gegen den Reichthum war noch nicht zu einem Standesbewußtseyn geworden; es gab Proletarier, aber keinen vierten Stand. Es ist in alten Chroniken erzählt von einer Hungersnoth, die im Jahre 1601 in Liefland ausgebrochen, wo viele Bauern im Hungerwahnsinn ihre Nachbarn und Verwandten erschlugen, um sich an ihrem Fleische zu sättigen. Der Henker kam zuletzt und hielt mit Galgen und Rad Abrechnung über das grausenhafte Mahl und dann — war es wieder still, und es steht nirgends geschrieben daß hier, auf der letzten Stufe des Elendes, die Armen sich zusammengethan und die Faust erhoben hätten wider die Reichen.

Noch am Ende des 15. Jahrhunderts nannten sich die Bauern in verschiedenen Gegenden Deutschlands selber „arme Leute“, und führten diesen Namen als einen ganz ehrbaren Titel, der ihnen in ihrer Ueberzeugung eben so nothwendig und unabänderlich zukam, wie den Glücklicheren das Prädicat von Rittern und Herren. Der Neid des Besitzlosen gegen den Besitzenden mochte

existiren, aber er war nicht organisirt. Das Proletariat fühlte sich trotz seiner furchtbaren Ausdehnung durch keine gemeinsame Idee verknüpft. Dieses Gemeinbewußtseyn des Proletariats als eines vierten Standes ist, wir wiederholen es, erwacht in der Opposition gegen den Müßiggang der Besitzenden, gegen die Selbstüberhebung des Reichthums, gegen den modernen Götzendienst des Mammons. In den Wäldern Nordamerika's mögen auch viele Tausende der elendesten Proletarier umherschweifen, dennoch wird man dort jetzt noch eben so wenig von den Gefahren des Proletariates, von dem Pauperismus, von einem vierten Stande reden können als ehedem in Deutschland. Erst da wo die Armuth, durch die Collision mit dem Uebermuth des Besitzes wie durch die Verkümmerung des Raumes in die Enge getrieben, zu einem corporativen Bewußtseyn gelangt, gewinnt sie eine sociale Bedeutung. Erst als das Licht der allgemeinen Bildung auf die Armuth fiel, erkannte sie, wie gar arm sie sey. Der vierte Stand umschließt die zum socialen Selbstbewußtseyn erwachte Armuth, und die Thatsache, daß die Armuth vor hundert Jahren weit größer gewesen ist als in dieser Stunde, wird nie wieder den einmal erwachten Neid des Armen gegen den Reichen wegtilgen können. Wäre der Pauker von Niklashausen, wäre Thomas Münzer mit seinen socialen Theorien bei der Masse des Volkes durchgedrungen, so würden die Begriffe des Pauperismus und des vierten Standes nicht von heute datiren, sondern aus dem sechzehnten Jahrhundert. Der Bauernkrieg zeigte das erste Aufleuchten des Sebstbewußtseyns der Armuth, aber sein trauriger Ausgang bekundet zugleich, daß das Volk eben wegen seines fürchterlichen Elends nur erst eine dämmernde Vorahnung dieses Bewußtseyns gewonnen hatte. Kam doch der gelehrte Hesse Mutianus auf den kuriosen Gedanken, der in unsern Tagen fast bei jedem verunglückten Aufstande von den Unterliegenden geltend gemacht worden ist, daß die reichsstädtischen Kaufleute und Juden (also „Bourgeois“ und „Geldsäcke“)

den ganzen Bauernkrieg künstlich angezettelt hätten, um durch die Bauern die Fürsten zu stürzen, und dann eine Art von venezianischer Kaufmannsrepublik und Geldaristokratie in Deutschland einzuführen.

Als im Jahr 1349 das „große Sterben" gekommen war, und das Elend aufs Aeußerste überhandnahm, erfolgte nicht etwa ein Krawall, wie wir es in den dreißiger Jahren auf Anlaß der Cholera in Italien erlebten, sondern der großartige weltgeschichtliche Bußgang der Geißelfahrer. Dieser Gegensatz dünkt uns unendlich wichtiger für die Geschichte des Elends, als die Vergleichung der früheren Arbeitslöhne mit den gegenwärtigen.

Solange der Reichthum auf der einen Seite noch nicht fest geschlossen war, konnte auch auf der andern das Selbstbewußtseyn der Armuth nicht erwachen. Fürsten und Ritter sanken selbst oft genug zeitweilig in höchst proletarische Zustände herab, was bei aller Schroffheit der Standesunterschiede immerhin ein Trost für den armen Mann gewesen seyn mag. Diese Versöhnung der Stände in der Gemeinschaft des Leidens und der Entsagung hat sich das Mittelalter gar herrlich in dem Sagenkreise von der Landgräfin Elisabeth von Thüringen versinnbildlicht. Dagegen traf der Haß des Armen schon früh genug die Classe, welche das Geld am festesten in Händen hielt, welche in rohem Materialismus den Gelderwerb als Selbstzweck auffaßte und das wahre Apostelthum für den modernen Cultus des Reichthums übernommen hatte, nämlich die Juden. In diese Rolle der mittelalterlichen Juden droht jetzt die ganze besitzende Classe gegenüber den Proletariern zu treten, und jene Wuthausbrüche des durchwühlten pariser Proletariats, wie sie im Juni 1848 so schaurig aufflammten, ließen sich leicht mit dem Fanatismus des niedern Volks bei den Judenmetzeleien in eine durchgeführte Parallele setzen.

Jener aussätzige Barfüßermönch, der im 14. Jahrhundert

in so schönen schwermüthigen Liedern sein eigenes Elend besang, war auch ein literarischer Proletarier, und wohl wenige unserer hungernden Literaten möchten Lust haben mit seinem Loos zu tauschen. So pflanzte sich das literarische Proletariat herauf durch alle Geschlechter, von Cardanus, in dem ich ein rechtes Urbild des modernen Literaten erblicke, der aber seine Zerrissenheit und seinen Kummer mannhaft wegphilosphirte, bis auf die schreibenden armen Schlucker des 18ten Jahrhunderts; es erschien oft in weit kläglicherer Gestalt als heuzutage; aber noch vor fünfzig Jahren wurde aus dem armen Poeten ein Lorenz Kindlein, wenn es hoch kam, ein Faustischer Zweifler, der den Himmel stürmte; jetzt geht man weit über den Himmel hinaus: man stürmt die Gesellschaft. Es bringt daher keine Beruhigung über den gegenwärtigen Zustand der Verarmung, wenn man in Zahlen haarscharf nachrechnet, daß die Armuth in frühern Zeitläuften viel größer gewesen sey. Die Armuth von damals und von heute sind ganz ungleichartige Größen, mit denen sich gar nicht gegeneinander rechnen läßt. Nicht die (täglich abnehmende) Massenverarmung als solche bildet das Gespenst des Pauperismus, sondern das täglich zunehmende Bewußtseyn der Massen von ihrer Armuth. Die Notizen zu einer Geschichte der Armuth fließen in den alten Quellenschriften so sparsam, weil die Armuth zu selbiger Zeit noch gar nicht als eine bewegende und zerstörende Macht im politischen und socialen Leben angesehen wurde, sondern als eine Thatsache der Privatexistenz, die sich ganz von selbst verstehe, die von Gott einmal geordnet sey wie Sommer und Winter, Tag und Nacht. Sonst würden die in allem Einzelwerk so scharfblickenden und gerade die Specialitäten des öffentlichen Lebens mit der größten Liebe zusammentragenden Chronisten gewiß ein reichliches Material geliefert haben.

Das Bewußtseyn der Massen von ihrer Armuth, die corporative Erhebung der besitzlosen Arbeiter zur Erkämpfung ihres socialen Rechtes war freilich schon einmal weltgeschichtlich ge-

worden, aber nicht im germanischen Volksleben, sondern im römischen Alterthum. Viel eher müssen wir auf den Sclavenkrieg des Spartacus, auf die Unruhen der Gracchen zurückblicken, als auf das germanische Mittelalter, wenn wir die ersten Ansätze zur Bildung des vierten Standes, als der zum socialen Selbstbewußtseyn erwachten Armuth aufspüren wollen. Diesen Unterschied hat schon Shakespeare aufs feinste herausgefühlt. In überraschend wahren Zügen schildert er das ganze Behaben des sein Recht ahnenden Proletariates im Coriolan. Es zeugt für die göttliche Divination des großen Poeten, für seinen wunderbaren historischen Instinct, daß er in einem römischen Stück dieses Proletariat zeichnet, für welches in den Tragödien aus der englischen Geschichte kein Raum gewesen wäre; denn zu Shakespeare's Zeiten gab es wohl arme Teufel in England, aber kein zum socialen Bewußtseyn sich aufringendes Proletariat.

Wir bemerkten oben, daß alle Stände durch ihre socialen Sünden Geburtshelfer bei dem vierten Stande gewesen seyen. So sind es auch wiederum vorzugsweise die Sünden der besitzenden Classen, welche die Verkehrtheiten der socialistischen und communistischen Theorien bei den Besitzlosen einimpfen und fortpflanzen halfen. Darüber spricht Vilmar, bei dem man gewiß keine zu große Vorliebe für das communistische Proletariat, keine übertriebene Feindschaft gegen die Aristokratie des Besitzes argwöhnen wird, in seinen Schulreden folgendes schlagende Wort:

„In unserer Mitte, in unsern Gesellschaften, in unsern Familien, in unsern Herzen wohnt schon der Communismus. Wir selbst sind Communisten. Ehe wir die Franzosen, ehe wir unsern Landsmann, den Schneider Weitling und seine Helfershelfer, strafen und richten, wollen wir uns selbst richten und strafen. Oder hat nicht die Begierde nach einem behaglichen, mit allen Reizen der modernen Bequemlichkeit geschmückten Leben bei

uns in den letzten Jahrzehnten auf eine schreckenerregende Weise zugenommen? Ist nicht die Putzsucht, die Kleiderpracht, der Modehunger bei uns in einer Weise im Schwunge, wie sie seit dem sechzehnten Jahrhundert nicht gewesen sind? Achten wir denn wohl ein Leben, welches nicht mit reichen Möbeln', schwellenden Polstern, sybaritischen Betten, mit goldenen Uhren und Ketten, mit ächten Ringen und Knöpfen, und mit all dem tausendfältigen namenlosen Flimmer und Flitter reichlich ausgestattet ist, noch für ein Leben? Ist nicht der Genuß dieses Comforts und das Prangen mit demselben, ist nicht das von Jahr zu Jahr verschwenderischer gewordene Gesellschaftsleben uns eine völlig unentbehrliche Bedingung unsers Daseyns geworden? Uebernehmen wir denn nicht Geschäft und Amt hauptsächlich, wo nicht einzig, um zu diesen Dingen zu gelangen? Trachten wir denn nicht, es jedem besser Eingerichteten, kostbarer Gekleideten, theuerer Lebenden und glänzender Bewirthenden gleich zu thun, ja ihn zu übertreffen? Sind wir denn — die Hand aufs Herz! — sind wir denn zufrieden, wenn wir in eben diesen Dingen des sinnlichen Genusses nicht alles haben können, was der andere auch hat? Spielen denn nicht, und zwar in ganz eigentlichem Sinne, die goldenen Uhren und die Flaschen Champagner bei uns ganz dieselbe Rolle, die sie in den Augen des communistischen Handwerksgesellen spielen? Und wir wären nicht innerlich Verbündete des Communismus?" Und dann wendet der Redner später folgende Worte über die alle Stände versöhnende Ehre der Arbeit an seine jugendlichen Zuhörer: „Ihr sollt nicht mitdenken den heutigen Gedanken aller Welt: möglichst wenig Arbeit, möglichst reiche Besoldung, sondern ihr sollt arbeiten wollen um zu dienen, ihr sollt arbeiten wollen ohne Entgelt, um der Arbeit willen, um des Nächsten willen, um Gottes willen. Gehet ihr mit diesen Gesinnungen nicht voran, wie wollt ihr dereinst verlangen, daß die Stände, welche ihr zu leiten bestimmt seyd, euch folgen sollen, wenn ihr ihnen Beschränkung und Genüg-

samkeit predigt? Niemals ist es weniger am Orte gewesen als in diesen Zeiten, sich seiner begünstigten Stellung im Leben, seines Reichthums, seiner Bequemlichkeit, seiner Genüsse zu überheben, sich als den privilegirten Herrn, der nur Ansprüche zu machen habe, zu betrachten, alle andern als seine Diener, die nur da seyen, um Ansprüche zu befriedigen. Abgesehen davon, daß dieß unter allen Umständen unchristlich ist, so ist es heutzutage nicht einmal klug. Je mehr ihr euch überhebt, desto gewisser wird der Sturm des Communismus noch gegen euch, vielleicht in wenigen Jahrzehnten, ausbrechen!"

Wir haben eine Masse von Einzelheiten über den vierten Stand zusammenstellen müssen, ohne daß dieselben an so bestimmte verbindende Fäden gereiht wären wie bei den übrigen Ständen. Dieß liegt in der Natur der Sache. Der vierte Stand fließt in eine unendliche Mannichfaltigkeit selbständiger Einzelerscheinungen auseinander, weil bei ihm die zerfließenden Bestandtheile der alten Gesellschaft immer noch in ihrem Krystallisationsproceß begriffen sind. Im System der Gesellschaft findet er seine Stelle als Ganzes, in der Praxis des öffentlichen Lebens wird man stets wieder auf seine verschiedenen Gruppen zurückgreifen und dieselben im einzelnen behandeln müssen. Der vierte Stand läßt sich auch durchaus nicht wie die Aristokratie, das Bürger- und Bauernthum unter einen einzelnen bestimmten staatsmännischen Gesichtspunkt zusammenfassen. Es gibt nichts verderblicheres als nach einem Geheimmittel gegen den verneinenden Geist des vierten Standes im allgemeinen zu spüren und etwa vorauszusetzen, wenn man irgendwie Mittel und Wege aufsände, um das Mißverhältniß zwischen Arbeit und Capital auszugleichen, dann sey damit das moderne Proletariat und der proletarische Geist aus der Welt verbannt. Durch dieses Verfahren ist erst die rechte Dunkelheit in die sociale Frage des vierten Standes gebracht worden. Nur indem man in die Fülle des individuellen Lebens hinabsteigt, kann man wieder zu klaren

Anschauungen vom vierten Stande kommen. Mit dem neuen Begriff des vierten Standes, den man dadurch gewinnt, wird man zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Angstfrage des modernen Proletariats weit mehr eine ethische ist als eine bloße Geldfrage, obgleich bei einzelnen Gruppen das ökonomische Moment bedeutungsvoll genug hineinspielt. Dieß haben wenigstens jene Theologen eingesehen, welche die innere Mission vorwiegend als die werkthätige Liebe des Evangeliums angesichts der Entsittlichung und Zerfahrenheit des vierten Standes betrachten. Aber die Theologen und die liebeseifrigen Christen überhaupt reichen hier allein so wenig aus als die Finanzmänner oder die Nationalökonomen allein. Der vierte Stand hat der ganzen historischen Gesellschaft den Fehdehandschuh hingeworfen, darum muß auch die ganze historische Gesellschaft denselben aufheben, nicht zu einem Kampfe des Hasses, sondern zu einem Kampfe der Liebe. Hierin liegt die bewegende Kraft des vierten Standes in ihrer tiefsten Bedeutung, und sie ist eine riesige Kraft. Wenn die Aristokratie, wenn das Bürgerthum, wenn die Bauernschaft sich selber reformiren, dann reformiren sie damit die verschiedenen aus diesen einzelnen Ständen hervorgegangenen Gruppen des vierten Standes.

In dem großartigen Epigramm, welches der vierte Stand dadurch auf sich selber gemacht hat, daß er durch das Bemühen alle Stände zu zertrümmern, doch nichts weiter zuwege brachte, als schließlich in seiner eigenen Person den alten Ständen einen neuen hinzuzufügen, in diesem tief ironischen Epigramm hat er selber den archimedischen Punkt gezeigt, auf welchem der Hebel zu seiner Reform anzusetzen ist. In dem Maße, als der Trieb zur körperschaftlichen Gliederung beim Adel, bei Bürgern und Bauern wieder genährt wird, muß er auch im Interesse der Selbsterhaltung bei dem vierten Stande erwachen. Die Gesellschaft hat nur so lange von den Proletariern zu fürchten, als sie selber proletarischen Geistes der allgemeinen Nivellirung huldigt. Und der Staat kann weder durch Polizeidiener den Ueber-

griffen des Proletariats wehren, noch durch Staatsarbeiterwerkstätten und Staatsalmosen die Macht desselben zu seinen Gunsten ausbeuten; er kann im vorliegenden Falle nichts klügeres thun, als daß er der Gesellschaft nicht länger wehrt, sich wieder zu größerer corporativer Selbständigkeit im einzelnen auszuprägen, sich aus sich selber heraus zu reformiren. Wenn er der Industrie und dem Gewerb wieder verstattet, sich wie vordem auf die eigenen Beine zu stellen, dann hat er damit mehr für die ökonomische Wohlfahrt des Volkes gethan, als wenn er ein eigenes Ministerium der Arbeit, welches immer ein Widerspruch in sich selber bleibt, gründet und dasselbe wirthschaften und experimentiren läßt.

„Selbst ist der Mann!“ sagten wir oben mit den Bauern. Das gilt bei allen materiellen Fragen. Und da beginnt immer der proletarische Geist, der Geist der Verzweiflung an sich selber einzuziehen, wo der Einzelne, wo die Körperschaft nicht mehr zu sagen wagt: „Selbst ist der Mann!“

Der vierte Stand ist einmal da, und weil auch einmal die Fabriken da sind, weil der Journalismus da ist, weil überhaupt die Welt nicht die alte geblieben, wird er auch dableiben. Aber wenn er sich einmal gefegt und gesäubert, wenn er sich aus sich selber heraus körperschaftlich gegliedert hat, dann wird die Demokratie auch nicht mehr sagen können, daß in dem Proletariat das eigentliche Volk liege weil es vaterlandslos und familienlos, daß in ihm die Macht der Nation weil es elend, daß in ihm der Reichthum der Nation weil es ohne Besitz ist, daß in ihm der Geist der Nation weil ihm Bildung und Intelligenz ein überfirnißter Despotismus heißt. Die „Namenlosen“ mögen der „Dünger der Weltgeschichte“ seyn, nicht weil sie, wie die moderne Barbarei der Gleichheit behauptet, eben namenlos sind, sondern weil sie kraft des Gesetzes vom Druck und Gegendruck uns alle, und sich selber mit, aus dem dermaligen Zustande der Namenlosigkeit, der drohenden allgemeinen Verwaschenheit her-

ausreißen werden zu den höheren organischen Gebilden einer individuell geprägten körperschaftlichen Gliederung, in welcher die Einzelgruppe erst wieder recht zur Geltung kommt, erst wieder recht ihren Namen erhält und der einzelne Namenlose wieder zehnmal mehr als jetzt aus der Gruppe selber sich aufringt zu der höchsten Menschenwürde eines „Namhaften.“